C. Schleich sculpt.

Sanftmuth der Königin Mathilde

Sittenschule

zur

Erziehung

für

Gott und Vaterland.

Gesammelt

von

einem katholischen Geistlichen.

Mit einem Kupfer.

München 1822.

Bey Jakob Giel.

Sr. Königl. Hoheit

dem

Durchlauchtigsten Erbgroßherzoge von Sachsen-Weimar-Eisenach rc.

Herrn Herrn

Carl Friedrich

aus

reiner

Dankbarkeit,

Verehrung

und

Ergebenheit

unterthänigst

gewidmet

von

dem Verfasser.

Inhalt.

		Seite
1.	Adolph.	1
2.	Die verpflanzte Blume.	55
3.	Der Tod für's Vaterland.	58
4.	Der abgerissene Zweig.	59
5.	Die rettende Bilderbibel.	63
6.	Die Lerche.	65
7.	Die Vorposten.	67
8.	Der Rosmarin und der Lorbeer.	70
9.	Der edle Sohn.	73
10.	Die Pfütze und das Bächlein.	77
11.	Der menschenfreundliche General	80
12.	Das Kreuz.	83
13.	Geistesgegenwart.	86
14.	Der Obstgarten.	90
15.	Das Vergißmeinnicht.	93
16.	Julius.	96
17.	Das hochzeitliche Kleid.	109
18.	Täuschung und Uebereilung.	111
19.	Der Berg.	114
20.	Der Feyerabend.	117
21.	Der treue Pudel.	119
22.	Die Bäumchen.	123

		Seite
23.	Großmuth Ludwig des Baiers.	125
24.	Fürstliche Auszeichnung.	128
25.	Ein Beyspiel sonderbarer Stärke.	128
26.	Der edle Baier.	130
27.	Die edle Rache.	131
28.	Vertrauen auf Gott.	132
29.	Der Kaiser und der Hirtenknabe.	232
30.	Die untergehende Sonne.	133
31.	Der Grenadier-Zimmermann.	135
32.	Der verstellte Rasende.	140
33.	Die Korn-Aehren.	146
34.	Das Splitterchen.	147
35.	Das Glück.	149
36.	Das Blumenbeetlein.	155
37.	Die heilige Mathildis.	157
38.	Der Kanarienvogel.	170
39.	Das Saamenkorn.	205
40.	Die traurigen Folgen der Spielsucht.	206
41.	Der französische General Marceau.	214
42.	Zophyrus.	217
43.	Hektors Tod.	220
44.	Seltener Diensteifer.	222
45.	Die treuen Unterthanen.	230
46.	Aristides.	232
47.	Leonidas, mit den 300 Spartanern	238
48.	Vertrauen auf Gott läßt nicht zu Schanden werden.	242
49.	Der getreue Ambrosius.	258
50.	Ein braver Kohlenbrenner und sein Weib.	272
51.	Thue recht und vertraue auf Gott.	275
52.	Gott lebt, wie sollt' ich traurig seyn?	278
53.	Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe.	280

1.

Adolph.

Vor ungefähr 500 Jahren lebte in Deutschland ein edler Graf, der sich Adolph von Fliehberg nannte. Seine Gattinn war eine Schwester des edelsten Ritters seiner Zeit Ekberts von Schenkenstein. Beyde standen wegen ihrer Tapferkeit und ihrem hohen Muth bey allen Rittern der ganzen Gegend in großem Ansehen. Besonders aber war Adolph von Fliehberg wegen seiner Gottesfurcht und seinem christlichen Sinn und Wandel allgemein bekannt und beliebt. Darum nannte man sein Schloß auch den Fliehberg, d. h. den Berg, wohin die Bedrängten und Armen flohen, um bey dem milden und gerechten Adolph Hülfe und Zuflucht zu finden. Es trauerte allemal die ganze Gegend, wenn Adolph, als ein Vasal des Kaisers, in den Krieg mußte. Und als er und sein Schwager Ekbert mit dem deutschen Heere nach Italien zogen, war Alles untröstlich; denn die guten Leute fürchteten, sie würden in einem so fernen Lande ihren Wohlthäter verlieren, der auch in seiner Abwesenheit für sie gesorgt hatte. Doch ehe noch ein Jahr verflossen war, kehrte das Heer siegreich ins Vaterland

zurück. Kaum waren Adolph und Ekbert auf ihren Burgen angekommen, mußten sie sich neuerdings zum Kampfe rüsten, weil der erregte Aufruhr der unruhigen Italiener die Gegenwart des Kaisers und seiner Armee nothwendig machte. Diesmal konnte Graf Adolph nicht in die Schlacht ziehen, weil er wegen der vielen ausgestandenen Strapatzen und einer bedeutenden Wunde, die er erhalten, krank wurde. Es sollte also Ekbert ohne seinen getreuen Gefährten in Freuden und Leiden allein fort in den Krieg. Dies schmerzte ihn sehr. Auch den Kranken kam es hart an, weil er für das Leben seines Freundes bekümmert war. Denn er wußte nur zu gut, daß dieser sich öfters blindlings vor lauter Muth und Eifer mitten unter die Feinde stürzte. Ja er hätte ein paarmal für seine Hitze mit dem Leben büßen müssen, wenn nicht noch zeitig der bedachtsamere Graf mit seinem Schwert ihn gedeckt und gerettet hätte. Doch weil es jetzt einmal nicht anders zu machen war, so jammerten und klagten diese Männer nicht lange; sondern Ekbert entschloß sich, in Gottes Namen allein zu gehen.

Das Schloß des Ritters war nur einige Stunden von dem Fliehberg entfernt. Daher wünschte er den kranken Grafen und seine Schwester noch zu besuchen, weil er ohnehin mit seinen Leuten nahe bey ihnen vorbey mußte. Zuvor nahm er den zärtlichsten Abschied von seiner Gattinn Agnes, die sich ganz ihrem Schmerz überließ, weil sie ihn schon wieder nach so kurzem Besitze verlieren sollte. Er suchte sie zu beruhigen mit baldigem Wiedersehen, und versprach ihr, daß seine Schwester und auch der Graf, wenn er gesund würde, sie alle Wochen besuchen sollen; und

wenn sie gehindert würden, könne sie selbst auf Fliehberg kommen. Wegen dem Hauswesen dürfe sie nicht so sehr bekümmert seyn, das habe er schon einem seiner Getreuen anempfohlen. Unter solchen tröstenden Worten umarmte er sie noch einmal, und trat aus dem Zimmer, die lange Wendeltreppe hinunter steigend in den Kreis seiner rüstigen Knappen. Nun erklangen die Hörner, hell schmetterten die Trompeten, schnell rasselte der Zug zum Thor hinaus und den steilen Schloßberg hinab. Agnes, welche tief bewegt und nassen Auges ihnen nachschaute, konnte bald nichts mehr von ihnen sehen; nur wo sich Staubwolken aufwirbelten, vermuthete sie den Zug. Tief bewegt sank sie auf ihre Kniee nieder und bethete mit Inbrunst für des theuren Gatten Erhaltung, und bath so lange bis es ruhiger war in ihrem beklemmten Herzen.

In 3 Stunden waren sie auf Fliehberg. Dort hatte man sie nicht so bald erwartet. Aber Ekbert war außerordentlich rasch und eben deßwegen unbesonnen. Wenn er etwas im Sinne hatte, mußte es schnell gehen. Er rüstete, überlegte und untersuchte nicht lange. Diese seine Voreiligkeit und unbesonnene Hitze war aber auch Ursache an der folgenden traurigen Geschichte, die, wenn nicht eine höhere Vorsicht gewaltet hätte, ein traurigeres Ende genommen haben würde.

Als Ekbert in das Zimmer des Grafen trat, hatte sich dieser auf den linken Arm gestützt und reichte ihm mit der Rechten den Handschlag. Sie sprachen nicht viel, aber fühlten desto mehr. Adolph machte seinen Schwager aufmerksam, daß er in der

Schlacht behutsamer seyn möchte — daß an seinem Leben das Leben zweyer Geschöpfe hänge. Ekbert versprach seinem väterlichen Rathe zu folgen. Schon fing es an zu dämmern, als Ekbert das Krankenzimmer verließ, um nach den Knappen und Rittern des Grafen zu schauen, die mit zur Fehde zogen. Hierauf ging er mit seiner Schwester in den Garten des Schloßes und gab ihr noch einige Aufträge, seine Agnes betreffend. Es war eine unfreundliche, trübe und finstere Nacht; kein Sternlein funkelte am Himmel; der Mond war nicht aufgegangen. Durch die schwarzen Blätter der Bäume und Lauben rauschte der Wind. Die Fenster des Schloßes zitterten und ächzend klirrte das Kreuz auf dem Wartthurm. Also paßte dies zur Stimmung ihrer Seelen, die traurig und ängstig war. Denn die Seele des Menschen ist göttlichen Geschlechts und ahnet die verhängnißvolle Zukunft. Sie verließen diesen Ort voll Trauer und Schauer und gingen nach einem kleinen Mahl zur Ruhe. Kaum fieng der Morgen an zu grauen, so klirrten die Reiter im Hofe umher — die Rosse wieherten — Ekbert nahm Abschied von seiner Schwester, und sprach die Worte zum Grafen: Lebe wohl Adolph! verlasse meine Agnes nicht! Kein Hüfthorn erklang und kein Trompetenstoß wurde gehört; weil Trauer im Schloße herrschte, zogen sie ruhig von dannen.

Nachdem einige Wochen verflossen waren, besserte es sich allmählich mit der Gesundheit des Grafen. Seine Wunde, welche zwar bedeutend, aber nicht gefährlich war, konnte seinen festen Körperbau nicht zerstören. Denn er hatte nie der Wollust gefröhnt und keine Leidenschaft beunruhigte seine Seele. Die Grä-

finn konnte also schon nach 7 Wochen ihre liebe Agnes auf Schenkenstein besuchen. Sie traf sie sinnend und traurig in ihrer einsamen Kammer und nahm schwesterlichen Antheil an ihren Leiden, an ihrem Kummer. Agnes aber hatte eine Linderung darin und fühlte sich glücklich, in ihrem Schmerz eine gefühlvolle Seele zu finden. Und was sie am meisten anzog, waren die gleichen Gesichtszüge und die Aehnlichkeit, welche die Gräfinn mit ihrem Bruder Ekbert hatte. Denn eine fromme Liebe findet im Kleinsten Ersatz und Beruhigung, und was Andere kaum berührt, greifet sie innig und wundersam an.

Nach einigen Tagen kehrte auch der genesende Graf auf Schenkenstein ein. Weil er ein großer Kenner der Haushaltung und überhaupt Liebhaber von Landwirthschaft war, so unterhielt er sich oft mit Vetter Jakob, der die Verwaltung derselben von Ekbert erhalten hatte, über verschiedene Gegenstände, und that über dies und das allerhand Fragen. Man hieß den Verwalter den Vetter Jakob, weil er die alberne Gewohnheit an sich hatte, Jedermann, mit dem er sprach, einen Vetter zu nennen.

Dieser Vetter Jakob, war ein Mensch, wie man zu sagen pflegt, der nichts brach und nichts gut machte. Er war kein ausgelernter Bösewicht, weil er bisher noch keine Gelegenheit dazu hatte. Er war aber auch nicht tugendhaft, weil er noch keinen Kampf der Tugend gekämpft hatte. Ritter Ekbert hatte ihm die Aufsicht über Haus- und Feldgeschäfte übertragen, weil er ihn für den Redlichsten hielt; er betrog sich aber sehr in ihm. Denn weil er weder Tugend noch Laster kannte, so ergab er sich leichter dem letztern,

weil es anfangs reitzender und anziehender scheint. Im Grunde war er ihm schon ergeben.

Sobald er wußte, daß er über die andern Knechte gesetzt sey, ließ er es auch fühlen. Er arbeitete selbst nichts mehr, sondern wollte nur immer befehlen. Der Müßiggang aber ist der Anfang des Bößen und das Ruhebett aller Laster, und der Hochmuth kommt vor dem Fall. So ging es auch mit Vetter Jakob. Seine Unthätigkeit und sein Stolz führten ihn auf allerhand böse Gedanken; unreine Begierden stiegen in seinem Herzen auf, und er wollte seine Gebietherinn Agnes zur Sünde verführen. Die fromme Agnes aber schlug seine unsittlichen Anträge aus und gab ihm einen derben Verweis; er aber achtete nicht darauf, sondern verharrte in seiner Bosheit.

Weil ihm seine wiederholten Anschläge nicht gelangen, so glaubte er, Graf Adolph, der von Zeit zu Zeit seine Besuche wiederholte, sey ihm ein Hinderniß und war um so mehr auf ihn erboßt, weil dieser immer an seinen Geschäften etwas auszustellen wußte und mancherley einredete. So sehr war sein Glaube an Tugend und Ehre schon gesunken. Er hielt den Grafen des nemlichen Verbrechens im Verdacht, das er begehen wollte, aber nicht ausführen konnte. Denn wenn die Sünde das Herz des Menschen einmal umfangen hat, dann umstrickt es selbes wie eine Schlange und läßt es nimmer los, wenn nicht Licht von oben kömmt, bis es durch und durch vergiftet ist. So ging es dem verführerischen Bösewicht; er machte mit der Sünde Freundschaft, und die zog ihn endlich in's schrecklichste Verderben. —

Es war bereits ein Jahr verflossen, bis es Friede im Lande ward und Ekbert von der Fehde in seine

Heimath zurückkehrte. Agnes freute sich um so mehr auf seine Ankunft, weil sie ihn mit einem blühenden Knaben überraschen konnte, mit welchem Gott indessen ihre Ehe gesegnet hatte. Sie hoffte, der Vater werde eine rechte Freude an seinem Sohne haben, den er zum erstenmale sah und noch nie an sein Herz gedrückt hatte. Aber statt freudigem Wiedersehen und inniger Umarmung wurden ihr Kälte und Gleichgültigkeit und ihrem Kinde Verachtung und fürchterliche Blicke zu Theil. Denn der böse Jakob hatte schon vorher den Saamen des Argwohns in das Herz des Ritters gestreuet, als wenn Agnes in seiner Abwesenheit mit dem Grafen Adolph einen verbothenen Umgang gepflogen hätte.

Der Bösewicht glaubte zuversichtlich, daß Agnes sein verwegenes Beginnen dem Herrn verrathen würde, und dann wußte er, daß er nichts Gutes zu erwarten habe. Darum wollte er wieder gut machen, wie er glaubte, was er verdorben hatte, und nahm seine Zuflucht zu Lügen und Verläumdung. Von diesem Vorfall hatte Agnes nichts gewußt und konnte sich auch das Betragen ihres Mannes nicht erklären. Er hatte sie sonst so aufrichtig und innig geliebt: jetzt aber war er verschlossen, argwöhnisch und man konnte es ihm ansehen, daß er etwas auf der Brust hatte. Das schmerzte sie tief in ihrer Seele, und sie weinte bitterlich, und nahm ihre Zuflucht dorthin, wohin sie jedermann in Trübsal und unverschuldetem Leiden nehmen soll — zu Gott, schloß sich mit ihrem Kinde in ihre Kammer ein und bethete: Guter Gott! Du durchforschest alle Gedanken der Menschen und ihre Schicksale sind dir bekannt; vor deinem Auge ist die Finsterniß Licht und der Schoos

der Erde steht dir offen; du durchschauest den Abgrund, wie das Firmament und deckest die Tiefen auf! Du weißt gewiß, was mir die Liebe meines Ekberts geraubt hat, du weißt auch, daß ich unschuldig bin. Ich will nicht eindringen in die Geheimnisse, die du deiner Macht vorbehalten hast! Aber ich bitte dich Allwissender! leite das Verhängniß und die Gedanken meines Gemahls, daß er sich mit mir wieder aussöhnt, und meine Unschuld einsieht. Ich vertraue auf dich, starker Gott! Du erbarmst dich meiner und dieses wimmernden Kindes, das seinem Vater ein Dorn ist. O ja, du erbarmst dich unser! Nährst du nicht die jungen Raben und kleidest die Lilien auf dem Felde, die so schön sind? Solltest du deines Kindes dich nicht annehmen? Du bist die Liebe, und die Liebe hilft wo sie kann. Doch ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort. Mache es mit mir, wie es dir gefällig ist. Denn was du mit mir machest, das kann nicht anders, als gut seyn. Wenn du willst, daß Finsterniß um mich her sey, so preise ich dich im Finstern, und wenn du willst, daß Licht um mich her werde, so preise ich dich auch im Lichte. Ich preise dich, wenn du mich eines Trostes würdigest, und wenn du Trübsal über mich kommen lässest, so preise ich dich auch in der Trübsal. Herr! in deinen Schutz und in deine Hände empfehle ich unser Schicksal. Amen.

Also bethete die gottesfürchtige Agnes und ihr Gebeth drang über die Wolken an Gottes Vaterherz. —

Als Adolph und Bertha, dies war ihr Name, erfahren hatten, daß Ekbert von der Fehde auf Schenkenstein angekommen sey, machten sie sich in Eile

und Freuden auf, um ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen. Aber Gott! Wie fanden sie alles verändert. Agnes kam ihnen mit rothgeweinten Augen entgegen und statt der Rede konnte sie nur einen Strom von Thränen geben. Ekbert grüßte sie nicht; starrte vor sich hin und rollte nur manchmal einen wilden Blick gegen den Grafen, oder sah mitleidig seine Schwester an. Es war ein qualvoller Zustand, in welchem sich diese vier Personen befanden.

Die Frauen Agnes und Bertha weinten; Ekbert war stumm und sprachlos, aber in seinem Innern wogte ein mächtiger Sturm. Adolph war ein zweifelnder Zuschauer und wußte nicht, wie ihm geschah und was das bedeuten sollte. Er war ein Mann, der sich keiner Schuld bewußt war und also nichts fürchtete, was da kommen möge. Adolph und Bertha wolltens so nicht länger aushalten, sondern machten sich auf den Weg, um auf eine andere Art Aufschluß zu bekommen und dieser so traurigen Geschichte abzuhelfen. Noch den nämlichen Abend ritt der Graf mit seinem kleinen Richard, der, obgleich er erst 6 Jahre zählte, schon ein rüstiger Knabe war, zu einem benachbarten Ritter, der mit Ekbert in den Krieg gezogen und Nacht und Tag um ihn lebte, um zu erfahren, was dem Ekbert begegnet wäre, weil er so gar sonderlich und unergründlich sich benahm. Hier erfuhr er zum größten Erstaunen, daß Ekbert stets in treuer Liebe seiner Gattinn gedacht und mit einem Herzen voll der innigsten Freude heimgezogen sey in die Burg seiner Väter. Ich muthmaße deßhalb, es müsse erst im Schloße so ein Schuft ihm etwas in den Bart gebrummt haben, als wenn seit seiner Entfernung alles drunter und

drüber gegangen und weiß nicht was Alles geschehen wäre. Darum Graf! rathe ich euch, mit Ekbert ein Wort im Vertrauen zu reden, oder seine Schwester über ihn zu schicken, daß er doch einmal beichte, wo es fehle, sonst kann man ja nicht helfen noch rathen. Diese Worte des Ritters fand der Graf sehr klug und wahrscheinlich, und er hätte noch spät in der Nacht von ihm Abschied genommen, wenn der Ritter ihn wegen des kleinen Richards fortgelassen hätte. Den andern Tag ging er mit Sonnenaufgang seines Weges. Er ritt unwillkührlich langsam die Straße entlang; denn er war in tiefe Gedanken versunken und dachte über den Vorfall auf Schenkenstein nach. Der muntere Richard aber freute sich, in seinem Herzen unbekümmert wegen den Thorheiten der Menschen. Er konnte nichts als schauen und die neuen Gegenstände bewundern, die sich ohne Ende seinen Augen darbothen. Bald rief er: ei Vater! seht doch die vielen Pferde, die dort unten im Thale weiden; bald wunderte er sich: ei das große Schloß so hoch dort oben! Aber nicht wahr Vater! Unser Schloß ist doch größer? Unter solchen Fragen, womit der kindliche Richard seinen Vater beunruhigte, näherten sie sich bis auf eine Stunde dem Schloße Fliehberg. Manchmal erhielt der Knabe eine Antwort, meistens aber keine. Denn der Vater war in seinem Innern beschäftigt, und achtete nicht die Gegenstände, die ihm nichts Neues waren. Auf einmal schrie der Knabe: Vater! seht doch Feuer, Feuer! Das Wort Feuer machte ihn aufmerksam. Ach Gott! das ist unser Schloß! rief der Graf aus, faßte den kleinen Richard fester in Arm, gab seinem Pferde den Sporn, und

flog in einer Viertelstunde nach Fliehberg, das zum Theil, noch in hellen Flammen aufloderte, großentheils aber in Schutt und Asche lag.

Dieses Unglück aber trug sich so zu. Nachdem Adolph kaum einige Stunden von seinem Schloß entfernt war, kam der leichtbetrogene Ekbert in Begleitung des Verwalters Jakob bewaffnet und in voller Wuth dahin, um mit dem Schwerte nach Rittersitte es mit dem Grafen auszumachen, und es begann zwischen ihm und seiner Schwester Bertha, folgendes Gespräch:

Ekbert. Wo ist der Graf dein Mann, der Schurke?

Bertha. Um Gottes Willen Bruder! was beginnst du. Er ist nicht hier, er ist fort.

Ekbert. So? nicht hier? also fort ist er? Hat es die Memme gerochen, daß sie ins Schwert beißen soll, hat ihn sein Gewissen gedrückt?

Bertha. O nein, er ging aus guter Absicht. —

Ekbert. Ja, das glaub' ich, aus der besten von der Welt. —

Bertha. Laß mich reden Bruder! Du bist ganz außer Dir.

Ekbert. O ja Bertha! Du bist schrecklich betrogen; ich zur Verzweiflung gebracht; meine Agnes verführt.

Bertha. Und der Verführer?

Ekbert. Und der Verführer ist dein Adolph!

Bertha. Mein Adolph! — Hier sank die Gräfinn Bertha ohnmächtig zu Boden und konnte nur durch Hülfe der herbeygerufenen Frauen erst spät wieder zu sich gebracht werden. Als sie von der Betäu-

bung zurückkam, wußte sie nicht, war es Traum oder Wirklichkeit. Aber Ekbert brachte sie bald aus ihrem Traume, indem er ihr nochmal die That erzählte und betheuerte. Er machte ihr seinen unabänderlichen Entschluß bekannt, das Schloß Fliehberg in Asche zu legen, sie zu sich zu nehmen und den treu- und ehrlosen Grafen sich selbst zu überlassen, oder wenn er sich nicht verberge, ihn vor der ganzen Ritterschaft zu beschimpfen und zu richten. Dies drang tief wie ein Dolch in Berthas schon tief verwundetes Herz. Es blieb ihr immer noch ein Strahl von Hoffnung übrig, daß nicht alles so sey. Aber Ekbert nahm ihr immer die letzte Hoffnung wieder. Innerhalb einer Stunde mußte sie ihre Kleinodien zusammenbringen, die sie allenfalls mitnehmen wollte. Nach Verlauf derselben wurde das Schloß auf vier Seiten angezündet und die Zugbrücke abgetragen. Die meisten Bewohner durften mit nach Schenkenstein; nur Vetter Jakob mußte vor dem Thore warten, um dem Grafen, wenn er zurückkäme, noch einige Aufträge zu geben. —

Es war Mitternacht vorbey, als die Flamme über das Schloß hinausschlug; es war nicht hell, und sanfte Lüfte wehten. Am westlichen Himmel durchkreuzten sich röthlichte Blitze und leichte Donner ließen sich hören. Allmählig näherte sich das Gewitter schwerer und klärer. Die Bewohner des Thales und der Umgegend eilten, als sie das Schloß im Feuer sahen, zur Hülfe herbey. Man glaubte, der Blitz habe in Fliehberg eingeschlagen. Feuriger schoßen die Blitze, fürchterlicher rollte der Donner. Auf einmal war es, wie wenn die Natur ihre Kraft auf einen schwarzen

Punkt zusammengedrängt hätte, um sie an einer alten nervigten Eiche, die am Wege stand, zu prüfen. Die Eiche lag zerschmettert; es folgte ein schrecklicher Donnerschlag. Die Landleute liefen in Angst vorbey, schlugen ein Kreuz und ergaben sich in den Schutz des Höchsten. Es schien, als hätte der Blitz durch den vorigen Schlag seine ganze Kraft ausgeleert; denn der Sturm legte sich; es wurde stiller, aber der Regen schoß in Strömen herab, und konnte doch nicht die Wuth der Flammen bändigen. Die Leute, welche herbeygeeilt waren, gaben sich zufrieden, als sie vernahmen, daß der Graf und die Gräfinn in Sicherheit seyen. Graf Adolph, der wie wir gelesen haben, herbeygeritten war, fand sein Schloß abgebrannt, und doch den Zugang versperrt. Er konnte sich's nicht erklären, daß gar Niemand zu sehen, und alles so unbekümmert war. Endlich wagte es Verwalter Jakob, der sich in Angst verkrochen hatte, hervorzukommen. Kaum erblickte ihn Adolph, so rief er ihm hastig zu: Wo ist Bertha? ist sie gerettet? Ja, zitterte und stotterte Jakob heraus, sie ist nach Schenkenstein mit Ekbert. Unbegreiflich, sagte Adolph, ist mir alles. Hier werdet ihr Aufschluß bekommen, erwiederte Jakob schon etwas frecher, indem er dem Grafen folgenden Brief gab:

Adolph!

„Warum hast du mir das gethan? Ich kann dich nicht hassen; darf dich aber nicht lieben. Ich bin unschuldig an Allem; mein Bruder wollte es so: du kennst seinen Entschluß. Lebe wohl, lebe glücklicher, als deine unglückliche Bertha.“

Adolph. Sonst weißt du nichts mehr, Unglücksbote?

Jakob. Noch einen Auftrag von meinem Gebiether.

Adolph. Sprich, wenn du Herz hast — ich bin auf alles gefaßt.

Jakob. Eines ehrenbürtigen Ritters erste Pflicht sey, läßt er euch sagen, sein Vaterland gegen muthwillige Feinde zu vertheidigen. Wer sich aber statt dessen ins Bett verkrieche, der sey eine Memme und soll sein Ritterschwert ablegen. Des ehrenbürtigen Ritters zweyte Pflicht sey, läßt er euch sagen, wehrlose Frauen in Schutz zu nehmen. Wer aber ihre Unschuld beschleiche und sie zur Sünde verführe, der soll mit Skorpionen gepeitscht werden, daß ihm seine sündhafte Lust vergehe.

Adolph. Alles wahr; geht mich nicht an; nur weiter.

Jakob. Deßwegen läßt er euch sagen, sollet ihr euch verbergen, daß eure Spur kein Mensch mehr finde. Die schändliche Handlung, zu der ihr seine Gemahlinn verleitet, schließe euch von allen ehrenbürtigen Rittern aus.

Adolph. Das geht zu weit.

Jakob. In der ganzen Gegend soll sie bekannt werden, und der Fluch von vielen euch nachfolgen. Nun bin ich fertig, ich habe nichts dazu gemacht.

Adolph war ein Mann in jeder Rücksicht, von dem man sagen konnte, daß er seines Gleichen nicht finden wird. Er sah wohl ein, daß Verläumdung im Werke sey; er wußte aber auch, daß sie gegenwärtig nicht entlarvt werden könnte. Er zürnte nicht über das Schicksal; war aber auch nicht gleichgültig gegen

seine Ehre, die tief gekränkt war. Was ihn aber am meisten kränkte und angriff, war der Gedanke, vor allen Rittern, vor seiner Gemahlinn, vor den Armen die ihn so lieb hatten, und vor allen Gutdenkenden als ein lasterhafter, pflicht- und treuvergessener Mann da stehen zu müssen. Denn er war gottesfürchtig von Herzen und seine reine Seele schämte sich solches Gedankens, der nie in ihr aufgestiegen war. Er konnte auf die Rede des Jakobs nicht antworten. Eine Thräne rollte über seine rauhen Wangen herab; der kleine Richard weinte auch. Dann lenkte er mit seinem Pferde in das nahe Gesträuch, umarmte inniger seinen weinenden Richard und verlor sich tief in den Wald.

Nach 4 Stunden kamen sie in ein angenehmes Thal, welches ein rauschendes Bächlein durchflos. Hier mußte er Halt machen, denn der kleine Richard wollte nicht mehr weiter, als er am Wege schöne rothe Erdbeeren sah, und hatte schon vorher immer „Vater mich hungert, Vater mich dürstet" gerufen. Er stieg ab, ließ sein Pferd weiden, sammelte dem hungrigen Richard Erdbeeren, und schöpfte Wasser aus dem Bächlein in den Helm, um seinen und seines Kindes brennenden Durst zu löschen. Der Knabe war sehr müd' und schlief ein an seines Vaters Seite. Die Begebenheiten des Tages hatten auch auf sein kindlich Gemüth lebhaften Eindruck gemacht; denn er träumte davon, wie er sonst nie gepflegt und rief im Schlafe: „Vater! Vater! Hülfe! die bösen Leute wollen mich" — Armer Knabe! sprach der Vater, fürchte dich nicht, ich habe noch mein Schwert an der Seite, ich zittre vor Tiger und Menschen nicht. Schlafe ruhig; es war dein erster kümmerlicher Tag, vielleicht

wird er auch der letzte seyn. Ich 'sorge für dich — sie mußte dich verlassen, ich schäme mich nicht, deine Mutter zu werden. Nach 2 Stunden wachte Richard auf, und schien ziemlich munter und aufgeräumt zu seyn. Sie setzten sich wieder auf's Pferd und ritten Thalabwärts. Beyde Seiten des Thales begleitete ein Wald von ästigen Buchen und länglichten Birken, die sich hoch hinauf zogen, also daß sie ein ansehnliches Gebirg bildeten. In der Mitte des Thales stürzte sich ein rauschender Wildbach, der oben einen Wasserfall bildete, und wie Silber glänzte, wenn die Strahlen der Sonne durchscheinten. Solcher Naturscenen freute sich der gefühlvolle Adolph und er war in stummer Entzückung. Der kleine Richard aber scherzte und war froh, wie die Kinder in den Gärten des Paradieses. Es war bereits Abend. Die Sonne funkelte nochmal mit zitterndem Lichte durch die regen Blätter der Bäume in Westen, nochmal sah sie mit lieblichen Lächeln, über erwärmte Gegenden hin, dann tauchte sie sich über düstere Gebirge zu fernen Völkern hinab. Da vernahmen sie Töne, wie von einer Harfe, die eine männliche Stimme begleitete, und als sie sich näherten, verstanden sie folgendes

Abendlied.

O Abend, wie bist du so schön,
Wenn Lüftlein entgegen mir wehn!
Der Sonne verschwindender Schein
Noch dämmert zur Laube herein.

So ruhig und süß ists im Thal
Beym einsamen, traulichen Mahl;
Ein ruhig Gewissen dabey,
Ich tausche mit Niemand, Juchhei.

Ich brauche nicht schimmerndes Gold,
Ist mir meine Harfe nur hold.
Die lindert der Leidenden Schmerz,
Gießt Oel ins verwundete Herz.

Den Pilger entkräftet und müd,
Ruft her mein vertrauliches Lied;
Ich führ' ihn dem Kämmerlein zu,
Er findet Erquickung und Ruh.

O Abend, so süß und so schön!
Möcht ich auch den Morgen so sehn!
Dann preiß ich den Geber, den Herrn,
Und lebe auch morgen recht gern.

Der Gesang schwieg, aber die Harfe rauschte noch in unnennbaren Gefühlen, bald leise, wie das Wehen der Weste, bald stürmend wie das Sausen des Nordwindes. Da nahte sich der Ritter dem Sänger und redete ihn also an:

Ritter. Guten Abend Leiermann! Ist das auch so, was ihr gesungen habt?

Sänger. (tritt aus der Laube hervor und spricht, sich tief verneigend:) O ja Herr Ritter! Wie versteht ihr das?

Ritter. Ich meine, ob ich, jener Knabe dort und das Pferd ein Obdach bey euch finden können? Lautete nicht so der Gesang?

Sänger. So lautete er und ich werde halten, was ich verlauten ließ. Ihr werdet verirrt seyn, Herr Ritter!

Ritter. Ich kam mit Fleiß diesen Weg und suche eine Heimath für den Knaben dort bey dem Pferde, der seine Mutter verlor, und einen Vater hat, der selbst unglücklich ist.

Sänger. Also wieder zwey Unglückliche? —

Ritter. Ja unglücklich bin ich, aber kein Bösewicht.

Sänger. O dann seyd getrost. Kommet jetzt in meine Hütte, dürfet euch nicht schämen, haben schon viele Ritter und auch Grafen bey mir eingekehrt. Für euch habe ich frische Käse und gesundes Brod, und dem Jungen dort wird meine Elsbet eine Suppe kochen, wie sie der Burggraf von Nürnberg nicht einmal ißt. Dem Pferde werde ich auch ein Plätzchen verschaffen.

Nach diesen traulichen Worten nahm Adolph den Knaben bey der Hand und führte ihn ins Häuschen. Die Frau des Hauses grüßte sie schüchtern, aber freundlich; bereitete die Speisen und brachte sie nach kurzer Frist auf den Tisch. Während dem die beyden Fremden sich's schmecken ließen, trillerte der Sänger sein

Trostlied.

Wandrer verzage du nicht,
Hast nicht verlassen die Pflicht.
Faße Muth,
Geht dir gut.

Wohnet ein Gott überm Mond,
Tugend wird allzeit belohnt.
Bößer Hohn
Rächt sich schon.

Kämpfen und streiten mußt du,
Nimmer gelangst du zur Ruh.
Frieden hast
Nicht und Rast.

Stachlichtes, giftiges Thier,
Böße Verläumdung ist hier;
Quält und sticht
Dich erpicht.

Harre getrost! denn es trifft
Diese ihr eigenes Gift.
Nagt der Zahn
Selbst sich an.

Unschuld, gebeugt und verkannt,
Hebet die göttliche Hand.
Feuer mehrt
Goldes Werth.

Trifft dich Verläumdung und Spott,
Wandrer vertraue auf Gott.
Fester Thurm
Trotzt dem Sturm.

Kehr' in die Oede zurück,
Einsam ist göttlich der Blick.
Weltgewirr
Gehet irr.

Glänzet die Perle und liegt,
Moder im Staube verfliegt.
Edelsinn
Bringt Gewinn.

Darum verzage du nicht,
Hast nicht verlassen die Pflicht —
Fasse Muth,
Geht dir gut.

Ritter. Habt ihr Kinder frommer Sänger?

Sänger. Habe wohl einmal ein Mädchen ge=

habt und einen Buben; aber Gott hat sie beyde zu sich genommen. Meine Elsbet wollte sich gar nicht trösten lassen und weinte Tag und Nacht um ihr Mädchen. So nannten wir scherzweise unsern kleinen Menrad. Ich hab ihn zwar auch recht bedauert; aber ich dachte dann wieder: Gott hat ihn gegeben, Gott hat ihn zu sich genommen und er weiß alles besser, als wir. Der Bube hätte ein Schlingel werden können, dachte ich, und dann ists doch besser, wenn er versorgt ist.

Ritter. Da habt ihr Recht. Lieber zehnmal gestorben, als einmal verdorben. Ihr wißt bereits, daß wir unglücklich sind, und daß uns die Menschen verfolgen. Vor ihren Blicken müssen wir uns verbergen, und unser eigen Kleid verräth uns. Zwar drückt uns keine Schuld, aber der Verläumdung muß man ausweichen, bis sie sich selbst beschämt. Bey euch gefällt es mir; mein Richard wäre gut aufgehoben, wenn ihr ihn bey euch behalten wolltet.

Sänger. Wenn Richard bey mir bleibt, wie könnt ihr euch verbergen in eurem Harnisch? Das Wiehern eures Rosses würde euch verrathen.

Ritter. Recht, theurer Mann. Meine Rüstung würde ich euch bis zur Zeit in Verwahr geben, und mein Pferd müßtet ihr verkaufen als Kostgeld für meinen Richard.

Sänger. Das erste will ich; aber das zweyte gefällt mir nicht. Ich würde mich in meiner Seele schämen, wenn ich von einem unglücklichen Ritter etwas annähme. Glaubt ihr, der Knabe dürfe mir faullenzen? Bewahre Gott! Hinaus muß er mit mir, Lieder muß er mir lernen, und auf der Harfe klimpern,

daß es eine Art seyn wird, und sein Brod selbst verdienen. Wenn man die Jungens so früh verzärtelt, dann ist's im Leben für sie geschehen. Aber wenn sie laufen und raufen müssen, und Hitze und Kälte ertragen, dann wird Arbeit ihr Kinderspiel und Strapatzen Gewohnheit; das Blut bleibt roth und Bein und Knochen werden fest. Ich rede von der Brust weg, Herr Ritter! Ihr müßt mein Sonntagskleid anziehen, wenn ihr eure Rüstung ablegt, und wenn das Pferd verkauft ist, nehm' ich sechs Gulden davon, daß ich mir ein neues anschaffen kann, und das Uebrige bleibt euch — Doch ihr werdet müd' seyn, Herr Ritter! das andere wollen wir Morgen ausmachen.

Den kleinen Richard hatte Elsbet schon früher zur Ruhe gebracht. Das fromme Mütterchen freute sich geheim im Herzen, als sie vernahm, daß Richard da bleiben sollte. Denn sie fand gewissermaßen Beruhigung wegen ihrem Menrad, der ohngefähr eben so alt seyn würde, wenn er noch lebte. Aber dann weinte sie auch wieder recht sehr, wenn sie dachte, daß er nicht mehr lebte und wie schön es lassen würde, wenn sie jetzt beyde zusammen herzen und küssen könnte.

Die Nacht hindurch schlief alles ruhig und sanft. Aber ehe noch die Morgenröthe dämmerte, war der Leiermann wach und sang sein

Morgenlied.

Wie ist es am Morgen so schön,
Die Sternlein erbleichen zu sehn;
Es kommt die sonnige Pracht,
Was groß ist, was klein ist, erwacht.

Es fühlt der Mensch sich verjüngt,
Wenn Sonne dem Morgen her blinkt.

Er eilet zur Arbeit herbey,
Ist munter und frey, und ist neu.
Der Leidende fühlt sich erquickt,
Wenn er seine Brüder erblickt;
Und quälet ihn Hunger und Noth,
Er findet am Morgen sein Brod.

Die Vögelein zwitschern im Wald,
Das Horn des Knappen erschallt;
Er ziehet in Freude zum Streit,
Zu siegen, zu sterben bereit.

Du Morgen so wonnig und hell,
Entfliehe dem Thal nicht so schnell!
Dann sey dir ein neu Lied gebracht,
Wenn Morgen dein Anblick mir lacht.

Durch den Klang der Harfe und den einstimmenden Gesang wurde alles wach in der Hütte, bis auf den Richard, dem die Ruhe diesmal gar gut schmeckte. Adolph zog das Kleid des Sängers an und nahm Abschied. Aber wie war dieser erstaunt über die baldige Abreise! Er hoffte wenigstens noch einige Tage ihn bey sich behalten zu dürfen; er machte Schwierigkeiten wegen dem Pferde, daß es noch nicht verkauft sey, und ohne Geld wollte er ihn auch nicht fortlassen. Der Ritter redete es ihm also aus: „Seitdem ich bey euch bin, redlicher Mann! habe ich den größten Theil der Menschen wieder lieber gewonnen; ich vertraue auf Gott und seine Geschöpfe. Ich bin nicht sicher mehr in eurer Hütte; mein Richard soll brav seyn und folgen, bis ich wieder komme, dann wird mein Segen ihm nützen. Und du, fromme Mutter! sorge auch du für mein Kind, wie wenn es dein Meinrad wäre. Du hast's empfunden, was Mutterliebe ist.

Glaube mir, das Herz eines Vaters schmerzt es eben so, wie einer liebenden Mutter, wenn ihm ein Sohn verloren geht. Zwar weiß ich, wo mein Richard ist und daß es ihm gut gehen wird. Nicht wahr, liebe Elsbet! du weißt auch, wo dein Meinrad ist? Er ist bey Gott und es geht ihm besser, als bey seiner Mutter auf dieser Erde. Aber es schmerzt doch, wenn unser Geliebtestes von uns getrennt wird. Unsre Natur ist einmal so beschaffen, aber es gereicht ihr nicht zur Schande und einer solchen Thräne dürfen wir uns nicht schämen. Gottes Segen sey bey euch und bey mir! Lebet wohl!“

Nach diesen Worten ging Adolph fort und Elsbet weinte und der Leiermann schaute ihm gerührt nach. Er nahm seinen Weg auf ein fernes Kloster zu, von dem er einst gehört hatte, daß der Abt desselben sich sehr durch Frömmigkeit und Freygebigkeit gegen Hülfsbedürftige auszeichne. Ueber Felsen und Berge ging es in einen großen Wald, der mehrere Meilen lang war. Es war ein heißer Tag. Keine Hütte und keines Menschen Spur war hier zu treffen und keine Quelle stillte seinen brennenden Durst. In der Hoffnung, eine zu finden, verdoppelte er seine Schritte und ward immer matter und lechzender. So dauerte es spät in die Nacht hinein; da fiel er entkräftet zur Erde und schlummerte bewußtlos ein.

Die Nacht war kühl und es thauete der Himmel. Die feuchte Luft linderte ein wenig seine heiße Kehle; er erwachte wieder kräftiger und konnte ohne große Anstrengung sich fortbringen. Aber kaum stand die Sonne in einer beträchtlichen Höhe, da zündeten ihre Strahlen gleichsam das dürre Moos im Walde; die Luft ward schwüler, und schwerer athmete der Pilger. Doch

er glaubte sich am Ende seiner Leiden; denn sein spähend Auge gewahrte eine offene Aussicht aus dem Walde. Aber wie erstaunte und erschrack er, als er bemerkte, daß der Wald noch nicht zu Ende sey. Es lag zwar eine große Ebene vor ihm, die leer und wüste war; aber es grünte kein Gräslein darin und keine Blume blühte. Der brennende Sand verwundete seine Fußsohlen und die Gluth der Sonnenstrahlen stach seinen Scheitel. Da rührte es sich wundersam im Innersten des Grafen; er hatte Hoffnung und Vertrauen, wo ein anderer verzweifelt wäre. Es war ihm, als flüsterte eine höhere Stimme in sein Herz:

„Wo die Gefahr am höchsten,
Ist Gott am nächsten!"

Da kniete er nieder mitten in der Wüste, seine Hände zu den Wolken faltend und bethete:

Eine feste Burg bist du, mein Gott!
Deine Güte schützt mich väterlich;
Deine Allmachtshand ist groß und stark.
Menschen tränkest du in Wüstenei'n:
Und des Waldes Reh, so wie dem Ur
Zeigest du den Quell auf wildem Berg.
Wie des Guten, so des Bösen Feld
Netzet deiner Wolken frischer Born.
Sollte ich allein verschmachten hier?
Aus dem Meere der Unendlichkeit
Soll kein Tröpflein mir zum Heil? Der Wurm,
Der die Erde wühlet, fühlt die Macht
Deiner Nähe, wenn die Erd' erweicht.
Eine matte Pfütze findet das
Vöglein in dem Hain und preiset dich.
Keine Quelle sprudelt aus dem Sand —

Meinen Durst zu löschen brauchest du
Wunder nicht. Ich bins nicht würdig — Ja
Die Natur ist deiner Wunder Werk.
Großer Gott! du bist mein Schutz, mein Hort.
Dir allein vertraue ich und du
Hilfst mir sicherlich. — Die Kraft ist hin,
Meine Füße tragen mich nicht mehr,
Meine Hände zittern noch nach dir.
Ists dein Wille, Vater! sterbe ich.

So ungefähr bethete der Graf in der Wüste. Dann raffte er seine letzte Kraft zusammen, um den fernen Wald zu erreichen. Noch umhüllte kein Wölklein die Sonne und kein Lüftchen wehete ihm Kühlung zu. Er erreichte den Wald, sank aber muth- und kraftlos zum zweytenmal unter einem Baume nieder. So lag er zwey Stunden lang da, nicht wachend und nicht schlafend, sondern ohnmächtig.

Auf einmal ward er aus diesem Zustand geweckt durch einen heftigen Schlag ins Gesicht; das Blut schoß aus der Nase, welches er begierig aufleckte; es war Linderung für seinen dürren Gaumen. Er sah sich um, allmählich durch sein eignes Blut zu sich kommend, und bemerkte an seiner Seite etwas röthlich Rundes; er griff darnach, hielt es in zitternder Hand zwischen Furcht und Hoffnung schwebend und sah, noch immer zweifelnd, daß es ein schöner rother, großer Apfel war. Da richtete sich unwillkührlich mit einem —, Gott sey gelobt! sein dankender Blick gen Himmel. Aber wie war er erstaunt, und in Entzücken und stumme Bewunderung versunken, als er über sich schattichte Aeste sah, die Zweige mit weißen, rothen und halbrothen Aepfeln behangen. Er richtete sich auf und seine Worte erstummten in

heiligem Gebeth. Dann aber nahm er den Apfel, der herabgefallen und mit seinem Blute besprengt war, und aß ihn zuerst und lobte Gott und seinen heiligen Namen. Er hatte noch nicht so viel Kraft, den Baum zu rütteln, und er wollte es auch nicht, weil ihn in seinem schwächlichen Zustande ein ernster Schauer ergriff, den Retter seines Lebens der Früchte zu berauben. Er suchte sie im Umkreise des Baumes, und fand auch solche, welche die sengende Hitze früher gereift hatte. Der Tag ging zu Ende, und er entschloß sich, die Nacht hindurch unter dem Apfelbaume zu schlafen.

So einen erquickenden und balsamischen Schlaf, wie Adolph, hat noch kein Mensch geschlafen, der nicht gleiche Müheseligkeiten ausgestanden. Als er am Morgen erwachte, war er wie neugeboren; er fühlte nicht Hunger, nicht Durst und keine Müdigkeit; denn der Segen der Aepfel ersetzte die Quelle und das Brod. Aber er erkannte auch die Gnade, die ihm von dem Herrn durch diesen Baum zu Theil geworden; er verließ die Stelle nicht, ohne nochmals Gebeth und Betrachtungen anzustellen. „Herr! mein Leben stand in deiner Hand und du hast es wunderbar erhalten. Ich danke dir, Herr! du bist gnädig und weise in deinem Erhören. Ich bat dich um eine Quelle, und du schicktest mir Wasser und Speise. Du sorgtest in der Vergangenheit für die künftige Welt; vor deinem Auge und vor deinem Lichte ist keine Scheidewand! Du ließest vor vielen Jahren einen guten Menschen diese Wüste betreten und vielleicht auf einen Wildstock diese Zweige pelzen, oder du leitetest den Flug eines Vögeleins hieher, aus seinem Munde ein Kernlein fallen

zu lassen, aus dem dieser Fruchtbaum erwuchs. Wie es auch sey, gütiger Gott! ich danke dir! O könnte ich meinen Dank ausdrücken, himmlischer Vater! Aber eine schwache Menschenzunge kann dem Höchsten nur Worte stammeln. Doch ja, deine grenzenlose Güte legte auch in den Menschen die Kraft, seinem Schöpfer danken zu können! Ich will den Saamen von vielen Aepfeln in dieser Einöde zerstreuen und in den Schooß der Erde legen, daß er aufgehe und heranwachse zum großen Baum; War nicht auch dein Reich ein kleines Saamenkernlein und ist aufgegangen und groß geworden, daß unter seinem Schutze die Menschen sich freuen und selig werden? Auf allen Straßen und Wegen will ich diese edle Frucht pflanzen und auf hohen Gebirgen ausbreiten und im einsamen Thale, wenn es in deinem göttlichen Rathschluß liegt, daß ich zu den Menschen zurückkehre. Herr! gieb mir Kraft und Stärke, daß ich auch halte, was ich dir gelobte. Dieser Baum, der mich erquickte, soll auch Morgen mich noch nähren. Es wäre Frevel, ihn aller Früchte zu berauben. Vielleicht hast du ihn bestimmt, noch mehrern Menschen das Leben zu retten! Ich nehme im Vertrauen auf dich nur so viel ich brauche. Auf der Erde hier, die diese Nacht mein Lager war, danke ich noch einmal, und falte meine Hände, daß du mich vor Verzweiflung bewahrtest. Herr! du bist wunderbar in deinen Werken! dein Name sey gebenedeyet.“ Nach diesen Worten verließ er den Ort, der ihm so wichtig und lieb geworden war, und setzte seinen Weg durch den Wald fort. So oft er einen Apfel gegessen hatte, machte er mit der Hand eine Grube in die Erde und legte die Apfelkernlein hinein.

Diese Mühe verdroß ihn nicht, denn er dachte, es könne Segen und Heil für die Menschen werden, wenn auch erst nach vielen Jahren. Ward ja sein Leben auch durch einen Apfel gerettet.

Der Uneigennützige berechnet nicht alles für sich und die Seinigen. Er möchte die ganze Welt in seinem Busen aufnehmen, und alle Menschen als Brüder umarmen. Aber diese Tugend trifft man so selten an. Nur wer auf eigener Größe steht und durch Kreuz und Leiden geprüft ist, übet sie aus. Wer selbst unglücklich ist, weiß den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Er ist nicht hart, nicht lieblos und fordert keinen Lohn. Das Bewußtseyn einer edeln That ist ihm die größte Belohnung. —

Nach sechs Stunden war unser Wanderer aus dem Walde gekommen, und erblickte zur innigen Freude einzelne Hütten, die um den Wald her zerstreuet lagen, und in der Ferne an dem Abhange eines Hügels ein kleines Dorf. Als er sich dem Dorfe näherte, spielten einige Kinder auf der Wiese, von denen ihm zwey nachliefen und um ein Almosen baten. „Ja lieben Kinder! ich wollte euch gern geben, erwiederte er, aber ich habe nichts, als einige Aepfel, und damit wird euch schlecht geholfen seyn. Ich will euch einige mittheilen, aber wißt, ich habe selbst kein Brod, und damit muß ich Hunger und Durst stillen.“ Die Kinderchen glaubten, sie würden saure Holzäpfel für Almosen bekommen, weil sie in ihrem Leben keinen andern Apfel gesehen hatten; denn in der rauhen Gegend fand man sie nicht, und keine fleißige Menschenhand machte sie einheimisch. Ach wie wunderten und freuten sie sich, so rothe Dingelchen zu haben! Sie getrauten sich kaum, eins zu essen. Auch die

übrigen Kinder eilten herbey und schrien: Lieber Herr, uns auch so schöne Aepfelchen! Seyd denn ihr auch arm, fragte der Wanderer, ihr seyd ja so gut gekleidet? Das sind wir nicht, aber die sind hübscher, als Brod. Wenn ihr Brod dafür wollt, sagte ein winziges Knäblein, kommt mit mir ins Dorf, meine Mutter hat genug. Die würde sich freuen, wenn ich so schöne Sachen brächte! Wißt ihr was, Kinderchen! sagte er, wenn ihr mir etwas Brod zukommen lasset, will ich euch all die Sachen geben.

Da hüpften sie fröhlich voraus, und brachten ihm hinlänglich Brod entgegen. Er hielt sein Versprechen. Die Eltern aber grüßten freundlich den Mann, der ihre Kinder so liebte, und nahmen ihn gastlich in ihre Wohnung auf. Er lehrte sie, daß man diese edle Frucht auch in dieser Gegend ziehen könne, indem er vor ihren Augen einen Apfel verschnitt, die Kernchen herausnahm, und sie um ihre Wohnung herum ins Erdreich streute. Als Lohn für seine Aepfel forderte er nichts, als daß sie, wenn sie einmal die Frucht genießen würden, die Kernchen an verschiedenen Gegenden in den Boden pflanzen möchten. Die guten Leute versprachen dieß um so mehr zu thun, als er ihnen sein Unglück in der Wüste erzählte und die Begebenheit, wie er so wunderbar durch diese Früchte gerettet worden.

Er verließ das Dorf unter einem rührenden Abschied und kam ohne einen merkwürdigen Vorfall nach 2 Tagen in das Kloster, in welchem er bleiben zu können hoffte. Es war schon spät am Abend, als ihn der Pfortner beym Abt des Klosters meldete. Er wurde zwar gütig aufgenommen, weil aber eine Menge fremder Leute schon da war, so konnte nicht jeder besonders bewirthet wer-

den, sondern alle mußten in Einer geräumigen Stube übernachten. Denn das Kloster feyerte das hundertjährige Gedächtnißfest seiner Stiftung, und da ward gewöhnlich ein Ablaß ertheilt.

Schaarenweise strömten alle gläubige Nachbarn und auch Fremde in Frömmigkeit und Einfalt des Herzens herbey, um dieser Gnade theilhaftig zu werden. Sehr viele Ritter und auch andere ansehnliche Personen fanden sich ein; denn das Kloster war sehr reich und der Abt wegen seiner Gastfreundlichkeit weit und breit berühmt.

Den andern Tag, als am eigentlichen Feste, war eine unzählige Menge Volkes beysammen. Die Kirche faßte nicht die Hälfte der Leute; es wurde deßhalb auch der Garten geöffnet, in welchen Jedermann Zutritt hatte. In einem abgelegenen Theile des Gartens kniete auch unser Pilger und bethete vor einem Christusbilde, das in die Mauer befestigt war. Da ging der Abt mit einem Ritter, den er nicht kannte, an ihm vorüber, ohne daß er sich in seiner Andacht stören ließ. Auf einmal machte ihn folgendes Gespräch aufmerksam:

Ritter. Ich kenne ihn zwar nicht, aber ich wollte wetten, der Fliehberger ist unschuldig. Ekbert ist ein entsetzlicher Brauskopf; ich lernte ihn in der letzten Fehde in Italien kennen.

Abt. Ich wünsche es herzlich, daß ers ist; denn es ist immer besser im Reiche Gottes, wenn Zehen gewonnen werden, als daß einer verloren gehe. Und wenn sein Wandel so ist, wie ihr habt erzählen hören, so zweifle ich auch nicht.

Ritter. Ich bin zwar nicht studirt, aber ich meine so: er müßte entweder ein schrecklicher Heuchler seyn, oder sie eine ausgeschämte Verführerinn —

verzeiht mir diesen Ausdruck, Hochwürdigster Herr! — Auf einmal gehts nicht so weit mit der Sünde. —

Mehr konnte der Bethende nicht verstehen, denn sie entfernten sich weiter in einen Seitengang. Aber es war ihm genug. Er bethete inniger vor dem gekreuzigten Christus, dessen Leben und Schicksal seinem Herzen Trost einflößte; denn Er war ohne Mackel, ohne Hehl und Fehl, und rein wie die Sonne des Himmels an einem heitern Frühlingsmorgen. Und doch hat Er gelitten, was kein Mensch vermag. Irrthum und Bosheit stellten ihm nach. Er unterlag seinen Feinden, wie sie thöricht meinten. Aber glorreich stand er wieder auf aus dem Grabe, siegend über seine Feinde, über Nacht, Hölle und Tod. — Adolph vergoß Freudenthränen über die Aeußerung der beyden Männer und dankte Gott für die Gnade, daß man an seiner Schuld zweifle und daß die Gutgesinnten seine Unschuld wünschen.

Wie aber ging es der armen unschuldigen Agnes? —

Als Vetter Jakob nach entledigtem Auftrag von dem abgebrannten Fliehberg nach Schenkenstein kam, traf er die Gräfinn Bertha und ihren Bruder allein in einem Zimmer beysammen an. Ekbert redete ihn gleich an: „Nun wie hats dem Grafen gefallen, was hat er gesagt?“

Vetter Jakob. (mit ängstlicher Stimme.) Nichts hat er gesagt, eine Thräne hat er geweint und ist waldeinwärts geritten.

Bertha. Gott! eine Thräne hat er geweint! Es war die erste in seinem Leben: Es muß ihn tief

angegriffen haben. — Bruder! der Graf ist unschuldig! Bey Gott! er ist unschuldig!

Nach diesen Worten eilte Bertha hastig zum Zimmer hinaus, auf einen entlegenen Theil des Schloßes zu, wo Agnes in einem tiefen Thurm mit ihrem Kinde eingeschlossen war. Sie verlangte drohend und mit Gewalt, von dem Wächter eingelassen zu werden. Dieser gab aus Furcht der Ungnade ihrer Forderung nach. Als sie in den Thurm hinabstieg, wehte ihr kalte Luft und Verwesung entgegen. Agnes kniete auf harten Steinen und bethete. Das Kindlein lag auf ihren mütterlichen Armen.

Die Gefangene war sehr verwundert über den unerwarteten Besuch der Bertha. Diese aber erzählte ihr den ganzen Hergang der Sache und die Nachricht von Vetter Jakob und fügte bey, es müsse irgendwo ein schreckliches Mißverständniß obwalten. Sie drang in die unglückliche Agnes, ihr ohne Hehl alles zu erzählen und sich genau zu besinnen, ob denn gar kein Umstand da wäre, der Aufschluß geben könnte und wenn sie auch nicht ganz unschuldig wäre, so dürfte sie von ihr aus nichts befürchten. —

Da faßte die Gekränkte Muth und erzählte geschämig den Vorfall und das unsittliche Beginnen des Verwalters, und verlangte ein eidliches Zusammenstellen mit ihm. Bertha war über 2 Stunden im Thurm geblieben und tröstete die schuldlose Agnes, daß sie bald aus dem Kerker befreit seyn sollte. Gerne hätte sie selbe gleich mitgenommen, aber sie konnte noch nicht, wenn sie ein zweytes Unglück verhüten wollte: denn sie kannte zu gut ihren vorschnellen Bruder. — Als sie die Thurmtreppe herauftrat, ergriff sie ein Schauer über den

dunkeln Ort, der für Verbrecher bestimmt war und jetzt einen Engel einschloß.

Ekbert saß harrend und ungeduldig, schon leise vom Gefühl der Reue beunruhigt, am Fenster und schaute ins Thal hinab, als seine Schwester hereintrat und ihn mit sichtbarer Rührung umarmte.

Bruder — sprach sie — bist du gefaßt mich mit Ruhe und Gelassenheit anzuhören, und dann als Christ und Biedermann zu handeln? —

Nun, was soll das wieder, fuhr er schnell auf, und dann gefaßter, ihre Hand ergreifend, — nun in Gottes Namen! Böses wird meine Schwester nie fordern; hier meine Hand.

Jetzt eröffnete sie ihm alles so schonend als möglich, was ihr Agnes anvertraut hatte, und bath und beschwor ihn, den treulosen Verwalter streng zur Rede zu stellen.

Zitternd — einem gejagten Verbrecher gleich, eilte er, ohne auf den fernern Rath seiner Schwester, wie der Schändliche zum Geständnisse zu bringen sey, zu hören, auf dessen Zimmer. Er fand es leer, und statt des Verläumders auf dem Tisch einen offenen Brief, der also lautete:

Gestrenger Herr!

Was ich bey der Zurückkunft von der Fehde dem Grafen aufbürdete, wollte ich selbst thun. Ich bin an allem Unglück Schuld. Der Graf und die fromme Agnes sind unschuldig. Ich bin der Teufel, dem sein Gewissen keine Ruh mehr läßt. Gott sey meiner armen Seele gnädig; bethet für sie.

V. J.

Da fiel dem tiefbewegten Ekbert der Brief aus der Hand und er konnte nur die Worte stammeln: „Agnes, Agnes! Bertha, meine Schwester! —

Bertha. Sey ruhig, Bruder! Es ist dir alles verziehen. Deine fromme Gattinn wird dirs nicht anrechnen.

Ekbert. Verlaß mich! Ich bin der Henker, der seiner Schwester einen edlen Gatten geraubt, und sein eigenes edles Weib wie eine Verbrecherinn mißhandelt hat. -

Bertha. Sprich nicht so, Bruder! Du bist ja minder schuldig, der Verwalter hats gethan. Komm, aus diesem Zimmer laß uns fliehen, wo ein Bösewicht wohnte, wir wollen zu Agnes gehen.

Ekbert. O ich bin nicht mehr werth, ihr reines Angesicht zu schauen! — Kannst du mich noch lieben, Schwester! Kannst du mir verzeihen?

Bertha. Ich habe dir nichts zu verzeihen. —

Ekbert (im Zimmer der Agnes fällt er ihr zu Füssen.) O Agnes! du müßtest heiliger seyn, als die Gebenedeyte, wenn du mir verzeihen könntest!

Agnes. Ich liebe dich so sehr, Ekbert! Aber lästre Gott nicht und seine Heiligen. Auch der Gerechteste fällt des Tages siebenmal. Nur in Einem weiß ich mich rein.

Bertha. Bruder! nur vor Gott beuge dein Knie! Es ist ja alles aus.

Ekbert. O es ist nicht aus! Armer Adolph! du irrst vielleicht herum in der Welt und findest kein Obdach in stürmischer Witterung für dein wimmerndes Kind. Hast kein Brod für deinen Hunger und kein Wasser für deinen Durst. Ich habe deine Ehre tief gekränkt. O es ist schrecklich! —

Agnes und Bertha mußten all' ihre Kräfte aufbiethen, nm den reuigen Ekbert zu beruhigen; denn er war eben so ungestümm in der Reue, wie wenn er fehlte. Wenn er auch manchmal stiller wurde, dann nahm er wieder aus den Armen der Agnes das herzige Kindlein, hob es himmelwärts, weinte und küßte es. — Noch am nämlichen Tage schickte er Bothen an alle benachbarte Ritter und Grafen; machte die Unschuld des Grafen Adolph bekannt, und forderte sie auf, überall und weiter sie bekannt zu machen. In allen Kirchen und Kapellen ließ er es verkünden und bethen. Ach wie freuten sich seine Unterthanen, als die Unschuld ihres Grafen an Tag kam. Sie hätten sein Schloß auf ihre eigene Kosten wieder aufgebaut, wenn auch Ekbert nicht so thätig mitgewirkt hätte. Da war ein Jubeln und Frohlocken im ganzen Land; aber es war getrübt wegen der Abwesenheit und dem vielleicht kümmerlichen Schicksal des Grafen.

„Wo ist denn der kleine Richard?“ So werden viele fragen, denen Kinder näher, als alles andere, am Herzen liegen. Wir haben ihn im Thale bey dem alten Minnesänger verlassen, wo er noch schlief, als sein Vater schon fort war. Er ist wieder aufgewacht und ist jetzt auch ein kleines Minnesängerchen. Er hatte es besser bey dem Mütterchen Elsbet und dem Leiermann, als ein eigenes Kind. Manchmal durfte er zu seinem größten Vergnügen mit dem Sänger herumziehen von Schloß zu Schloß, wo sie überall gut aufgenommen wurden. Die meiste Zeit mußte er aber daheim bleiben; denn das alte Mütterchen hatte ihn so lieb gewonnen, daß sie ihn nimmer von der Seite

lassen wollte. Allemal setzte es einen kleinen Zank ab, wenn der Sänger fort, und den Knaben mitnehmen wollte. Dann gab der Alte gern nach und ließ ihr ihre Freude. So lebten sie gegen zwey Jahre ein glückliches, zufriedenes Leben. Als er einmal von einer Reise zurückkam, lief ihm der Knabe weinend entgegen, und erzählte schluchzend, daß die Mutter nicht mehr gehen wolle und immer bethe. Da sah er zu seinem Schmerz, daß sie sehr krank sey. — Und nach zwey Tagen starb sie. Ach wie weinte und jammerte im Stillen der alte Sänger, und Richard wollte sich gar nicht von ihr trennen lassen! Bey ihrem Grabe sang der Leiermann dieses

Grablied.

Bist du nun zufrieden,
Frommes Mütterlein?
Wo die Ruh' der Müden
Winkte, gingst du ein!

Hast du nun dein Rädchen,
Das du oft beweint?
Findest auch dein Mädchen
Jetzt mit dir vereint!

Küsse alle beyde,
Küsse auch für mich:
Und dann folg mit Freude
Euch zuletzt auch ich.

Habe viel vergossen
Thränlein um euch drey.
Bald doch ists verflossen,
Dann bin ich auch frey.

Dann hast ausgesungen,
Liebe Leier du!
Viel hast du erklungen —
Gehst mit mir zur Ruh.

Und du, Ritterknabe!
Bist dann auch so gut,
Schreibst auf meinem Grabe
Wo die Asche ruht:

„Sånger ist verschieden
Sanft in Gott dem Herrn.
Süße Ruh' und Frieden
Gönnt ihm jeder gern.“

Nach dem Tode der Elsbet mußte Richard immer mit auf die Pilgerschaft, und er konnte schon einige Lieder auf der Harfe klimpern. Sie nahmen ihren Weg nicht wie sonst, nur auf bekannte Schlößer und Klöster, sondern zogen auch in fremde Gegenden, um von Richards Vater oder Mutter Kunde zu erhalten. — Auf Schenkenstein fing man erst recht an, ihn zu vermissen, als die Unschuld des Grafen entdeckt war. Manche stille Thråne hatte Bertha um ihr Kind geweint, und auch Ekbert und Agnes lebten in Schwermuth und konnten sich nicht ungetrübt freuen, weil Adolph und sein Kind verloren waren. Einst in strenger Winterszeit saßen alle drey in warmer Stube beysammen, und dachten, wie gewöhnlich, über das Schicksal des Grafen und des Kindes nach. Es war einer der kåltesten Dezembertage und der Schnee lag tief. Die Båume im Thale unten dufteten silberweiß und die Eiszapfen hingen am Fenster herab. Da ließen sich am Thore zwey Sånger melden und baten um

Einlaß. Ekbert trug Bedenken, sie einzulassen; denn sie waren nicht zur Freude und zum Gesang gestimmt. Er wollte ihnen etwas hinunterschicken. Doch Bertha ließ es nicht zu, und wenn sie auch nicht singen sollen, sagte sie, so können sie sich doch wärmen in so kalter Zeit. Ein alter Sänger, dessen Silberhaar die duftende Kälte noch weißer und ehrwürdiger gemacht hatte, trat voran und hinter ihm ein holder Knabe mit weißen duftenden Locken.

Der Alte. Mit gnädigem Erlaub und nach unsrer Weise werden wir, wenn unsre Finger aufgestarrt sind, zum Frommen und Freuen einiges singen und bringen.

Ekbert. Wo Trauer herrscht, soll die Freude nicht erzwungen werden und kann auch nicht. Uebrigens seyd ihr willkommen!

Der Alte. Wir singen nicht von loser Minne und kühner Freude, wenn ihr hören wollt. Auch wir sind gefühlvoll!

Bertha, welche immer den holden Knaben betrachtete, redete ihrem Bruder ins Wort, und nickte zu singen. Da hub der Alte an:

Ein tapfrer Ritter war einmal,
Und war auch fromm und gut;
Der kam zu mir ins stille Thal,
Wo meine Elsbet ruht.

Er hatt' ein Knäblein frisch und schön
Wie Maienblüthenduft.
Der Ritter mußte von ihm geh'n;
Denn oft das Schicksal ruft.

Mit mir im Land herum es zieht
Nach frommer Sänger Art;
Viel Schön und Gutes es da sieht,
Und auf den Vater harrt.

Sein Vater kehret lange nicht,
Er flieht der Menschen Thür,
Doch wißt! er war kein Bösewicht —
Sein Richard bleibt bey mir.

Drum höret und verläumdet nie!
Viel Unheil draus entsteht.
Verläumdung, Menschen! fliehet sie!
Ihr Odem giftig weht.

Nach gesungenem Liede faßte Bertha tiefer den Knaben ins Aug, und auch die Uebrigen wurden aufmerksam und nährten leise die Hoffnung, als er sang:

Ich bin ein deutscher Knabe,
Und hab kein Tummelpferd.
Ich sing um Brod und Gabe —
Die Leier ist mein Schwert.

Auch mein Geschlecht ist bieder,
Und groß der Ahnen Brief.
Mein Vater kehrt nicht wieder,
Die Mutter mir entlief.

Ich such auf allen Wegen
Die lieben Eltern auf.
Es laufen viel entgegen,
Doch ists ein irrer Lauf.

Drum sagt, ihr guten Leute!
Wo meine Eltern sind.
Es dankt euch diese Freude
Ein waises, armes Kind.

Richard! liebster Richard! du mußt mein Richard seyn! rief die entzückte Gräfinn, auf den kleinen Sänger zuspringend, küßte nnd drückte ihn an ihr schlagendes Mutterherz. Ach wo ist dein Vater? Wenn er hier wäre! Ihr habt ihn gewiß versteckt und er kommt erst und ihr vergönnt mir diese Freude nicht zusammen! sprach sie zum Alten. Es war wirklich ihr Richard, und der Alte war der Minnesänger aus dem Thale. Auch die andern liefen herzu und staunten und sahen, und lobten Gott und sein sichtliches Walten. Richard erzählte die Abentheuer mit seinem Vater und die Geschichte der Elsbet und weinte, und lockte auch seinem Gefährten Thränen aus dem Auge.

Allbereits hatte sich im Schloße die Heiterkeit auf allen Gesichtern mehr verbreitet; aber sie war noch nicht ganz und rein. Wir dürfen uns nicht wundern; denn reine Freude ist nur da, wo nie eine sittliche Unordnung eintritt. Und auch da schickt Gott noch mancherley Mühsal und Trübniß zur Prüfung und Bewährung der Tugend. Jeder Mensch hat sein Kreuz, jede Familie ihr Hauskreuz und vielleicht ihre Hauskreuze, jedes Land seine Bürde und jeder Staat seine Last. In immerwährendem Wohlseyn würde der Mensch schlaff und träg werden; er würde hart und lieblos gegen seine Mitbürger seyn. Der Reiche würde seinem armen Bruder jede Gabe versagen, wenn er die Bitterkeit des Elends nie geschmeckt hätte, und auch der

Bettler würde hochmüthig verfahren, wenn er sein Brod überall mit Recht fordern könnte. So ist es in der Welt, und so ist es gut, wenn der Mensch gut ist, seinen Gott liebet und den Menschen als Menschen betrachtet. Auch in dem Schloße hatten sie noch keinen rechten Trost; es fehlte ihnen noch das rechte Vertrauen, das der alte Minnesänger erst mehr durch seine Lieder verstärkte.

Er mußte mehrere Tage bey ihnen verbleiben. Dann aber nahm er Abschied und versprach den Zurückbleibenden, auf allen seinen Fahrten Kunde von dem Grafen zu erfragen. Er zog fort mit Kindersinn und sang scheidend:

Sängers Pilgerschaft.

Heitrer und froher Muth
Schaffet gesundes Blut,
Sorgen und Trübsinn weicht!
Alles wird frisch und leicht.

Zittre der Bösewicht!
Angst hab' und Furcht ich nicht.
Sorge, wer Schätze hat,
Niemals ich um sie bat.

Täglich mir Trank und Brod
Schenket der liebe Gott.
Hab' ich satt, preis ich ihn,
Hab' ich nichts, immerhin!

Ziehe von Schloß zu Schloß,
Geh' auf fromm Kloster los.
Nähre mich überall
Ehrlich im Schloß und Thal.

Nur auf das Pilgern hin,
Zielet mein steter Sinn.
Sind auch die Füße wund,
Ist nur das Herz gesund.

Immer so lebe ich;
Ruft mich dann Gott zu sich,
Rüst' ich mich auf die Fahrt
Nach frommer Christen Art.

Schenke mir guten Weg!
Wach ist der Feind und reg,
Ziehet die Seel' hinab
Zu sich in dunkles Grab.

Engelein stellt sich hin,
Nimmt die Seel', scheuchet ihn,
Fliegt mit zu Gott hinauf.
Böser! geh leeren Lauf!

So sang er beym Abschied und zog fort, um den Grafen, von dem man im mindesten keine Spur hatte, aufzusuchen. Wir haben den Graf Adolph im Klostergarten vor dem gekreuzigten Christus kniend verlassen, und wollen jetzt sehen, wie es ihm ergangen.

Die Feyerlichkeit des Tages, das Herzuströmen des gläubigen Volkes, die dunkeln Säulengänge im Kloster, die grauen Wände mit Wunderbildern aller Art behangen, und die düstern Grotten im Garten, auf die Vergangenheit hinweisend, hatten seine Seele zu innerer Wehmuth gestimmt, für die er empfänglich war in Schwermuth und Leiden. Es hätte ihn tief geschmerzt, wenn er in seiner Lage hier nicht hätte bleiben dürfen. Er ließ sich beym Abt melden und bat, als Klosterbruder aufgenommen

zu werden, und wurde es auch, nachdem er mit demselben eine lange Unterredung gehabt hatte. Nach herkömmlicher Sitte mußte er den Namen des letztverstorbenen Klosterbruders annehmen und hieß jetzt Bruder Moritz. Sein Geschäft bestand in Arbeit und Gebeth. Das sind aber auch die zwey Hauptpunkte, auf die es im Menschenleben ankömmt. Bethe und arbeite, und du hast deine Pflicht gethan. Arbeit für Beruf bewahret vor Sünde, und Gebeth bringet uns näher zu Gott und bringt Segen für den Beruf.

Vier Jahre hatte Bruder Moritz schon im Kloster zugebracht, und in und außer demselbeu viel Gutes gestiftet. Durch Gehorsam und Unterwürfigkeit, durch Zuvorkommen und Gefälligkeit hatte er sich die Liebe und das Zutrauen aller Brüder und Väter erworben. Er wußte wohl, daß er allein nicht viel für das Beste der Menschen ausrichten könnte, wenn er sich nicht um die Gunst und das ungetheilte Zutrauen Aller, die um ihn waren, und vorzüglich seines Oberhauptes bewerben würde. Das durfte er thun, ohne in den Verdacht eines Schmeichlers zu gerathen. Vorzüglich pflog er Umgang mit einem Bruder, der ein gelernter Gärtner war, von dem er viel Nützliches lernen konnte, und der auch den Garten anbauete. Mit diesem frommen Arbeiter verlegte er sich vorzüglich auf die Obstbaumzucht, eingedenk des Apfelbaumes in der Wüste, durch dessen Früchte ihn Gott so wunderbar vom Tode errettet hatte.

In wenig Jahren war durch ihren unverdrossenen Fleiß und die Bereitwilligkeit der Landleute die ganze Gegend in einen herrlichen Obstgarten verwandelt, den mehr als 30,000 Bäume von allen Fruchtgattun-

gen herrlich zierten. — Auf solche Weise dankte Bruder Moritz dem Allgütigen für den Apfel in der Wüste. —

Nachts um zwey Uhr mußte er allemal mit den Uebrigen in den Chor gehen und die Mette bethen. Dieß that er unverdrossen, und weil er die fremde lateinische Sprache nicht verstand, war er öfter schon um Mitternacht wach, um mit der Sprache seiner Mutter und seines Herzens zu bethen. Da, wenn Alles noch ruhig war in den Zellen und schlummerte, und die todte Natur in tiefem Schlaf lag, nur der dumpfe Ruf einer finstern Eule und der Klageton eines Kreuzleins vom Thurme ächzte, stimmte sich seine Seele zu heiliger Betrachtung:

„Stille, heilige Nacht! du bist dem Menschen gegeben, Schlummer und Erquickung auf seine matten Glieder zu gießen! Deine Thautropfen fallen herab, die dürstende Flur zu laben und zu tränken den dürren Halm! Wie ist es so ruhig um mich her! Kein Laut rührt sich im Kloster und kein Blättlein rauschet am Baume. Aber auch so finster! Kein Sternlein funkelt am Himmel und kein Nordschein leuchtet dem irren Wanderer in der Nacht. Wie viele Leidende bringen sie vielleicht schlaflos zu, und haben keine Salbe für ihren brennenden Schmerz und keine Speise für ihren Hunger! Herr! lasse sie nicht den Weg der Verzweiflung gehen, sondern schenke ihnen den Trost eines ruhigen Gewissens!

Was glänzet dort im Thale herauf? Brennen vielleicht die ruhigen Hütten armer Bewohner und gehet ihr Hab in Feuer auf? Wolle Gott nicht! O nein, es ist der schimmernde Mond, der heraufsteiget und die

böse Finsterniß vertreibt. So läßt Gott in dunkler Noth ein helles Gestirn aufgehen den Menschen zur Leuchte, und führet sie weg vor dem Absturz in grundlose Tiefe, und zeigt ihnen den gangbaren Pfad.

O Richard, möchte auch dir, meinem Kinde, das ich verlassen mußte, ein schützender Engel zur Seite gehen und deine Unschuld bewahren! O gieb ihn mir zurück, wie du ihn empfangen hast, guter Alter! rein und schuldlos. —

Horch! was ruft? Ist es die Glocke zum Gebeth? Nein, es war der Ruf eines Nachtvogels, den der kommende Mond aufgejagt hat aus dem Neste, er wird auf Raub ausfliegen. Es schläft noch alles. Meine Bertha vielleicht auch. O was muß ich gethan haben, daß du und dein Bruder mich verstiessest! Aus Bosheit thatest du es nicht, dein Bruder auch nicht; das wüßte ich ohne den Verwalter. Wer muß mich verläumdet haben? Möge der Verirrte es erkennen, daß er Unrecht gethan! Möge es ihn betrüben, aber zur Reue betrüben! Möchtest auch du, Bertha und du Ekbert, es einsehen, daß Agnes unschuldig sey. Wie wird es ihr ergangen seyn? Ich kann nichts, als für sie bethen. Habt ihr mich angeklagt bey allen Rittern des Reiches des allerschändlichsten Verbrechens! Gerne kehrte ich zu euch zurück, aber diese Drohung und den Gedanken an solchen Schimpf kann ich nicht aushalten. Ich harre mit Sehnsucht auf die Zeit, wo es sich aufklären wird. Und du, Gott! ohne dessen Wissen kein Haar auf unserm Haupte gekrümmt wird, schenke mir Glauben und Geduld! Du liessest ja auch die Unschuld des Josephs aus Egypten an Tag kommen und verherrlichtest ihn. Es ist Sünde, wenn sich Menschen mit deinen Heiligen vergleichen, aber verzeih, Allgü-

tiger! wenn Vertrauen auf dich mir diesen Gedanken eingab. Es wird so hell vor meinem Blicke, heller als der bleiche Mond dort oben! Auch ich werde meine Bertha, die ich nie beleidigte, und mein Kind, das vielleicht in der Welt herumirrt, noch an dieses Herz drücken! Herr! deine Gnade wirket sichtbar in mir, solch Vertrauen ist nicht des Menschen Werk. Horch! es wird lauter in den Zellen. Ich höre Stimmen! Die Glocke ruft! Gott, ich danke dir für diese Stunde!“

Einmal machte der Abt eine Reise zu einem Ritter, der mehrere Meilen von dem Kloster wohnte. Es war der nämliche, der mit dem Abte im Kloster damals spazieren ging, als Adolph, wie Bruder Moritz dort noch hieß, vor dem Christusbilde bethete. Der Abt hatte den Bruder Moritz unter allen Mönchen am liebsten gewonnen, theils weil sein Umgang ihm am meisten gefiel, theils, und dieß vorzüglich, weil sein Aufenthalt so viel Segen in das Kloster und die ganze Gegend gebracht hatte. Auch Bruder Moritz durfte mit zu dem Ritter reisen, was ihn doch erfreute, weil er hoffte, etwas von seiner Bertha, ihrem Bruder Ekbert und dem kleinen Richard zu erfahren. Die fromme Agnes glaubte er schon lange todt.

Der Weg zu dem Ritter führte sie an der Wüste vorbey, und es regte sich der geheime Wunsch in des Bruders Brust, den Baum nochmal zu sehen, unter welchem er mit dem Tode rang. Er war in tiefen Gedanken und hörte den Abt nicht, der sich mit ihm in ein Gespräch einlassen wollte. Der Abt fragte um die Ursache seines Nachdenkens, und als er sie erfuhr, versprach er, auf dem Heimwege die Stelle und den Baum seiner Rettung zu besuchen. Sie näherten sich

am dritten Tage ohne ein merkwürdiges Ereigniß dem Schloße Heroldseich, als es bereits Abend und im Thale frisch und feucht wurde. Als sie die Steige hinauffuhren, rötheten die Strahlen der untergehenden Sonne die Kuppel des Schloßthurmes und die vergoldeten Fenster blendeten das Auge.

Im Innern des Schloßes kam ihnen der Ritter von Heroldseich entgegen und empfing freundlich die geweihten Fremde. Der Ritter war sehr aufgeräumt und pflegte in Klöstern gewöhnlich, mann- und kernhafte Mönche wegen ihrem stillen und gemächlichen Leben aufzuziehen und seinen Spaß zu haben; doch ohne sie zu beleidigen. Er sprach daher zum Abt, als er den Bruder Moritz recht ins Auge gefaßt hatte: „Nun da habt ihr ja einen Pater bey euch, der schaut darein, als hätte er den Herzog von Lothringen über Jerusalems Mauern hinabgeschleudert, wie mein Bube seinen Spielball über den Laufgraben! Der hätte mehr in der Schlacht als in der Messe geleistet.“ Der Abt lächelte und Moritz erwiederte, daß er bloß ein Bruder wäre, und auch Schlachten gesehen hätte. „Da fällts mir gerade bey, versetzte der Ritter, wißt ihr noch, Hochwürdigster Herr! als wir am Stiftungstage, ich glaube es wird 10 Jahre seyn, von dem Fliehberger sprachen! Dacht ichs doch gleich, daß der Böse † sein Spiel wieder hätte! Der Fliehberger ist wirklich unschuldig, und so ein Schurke von Verwalter hat den verdammten Streich gespielt. Man weiß aber heut zu Tag noch nicht, wo der Graf ist, und zu Haus ist alles untröstlich und will kein Mensch essen noch schlafen. Schon vor 10 Jahren hat man an alle Ritter die Aufforderung ergehen lassen, zu sei-

der Entdeckung bestmöglichst beyzutragen, und haben viel Geld versprochen. Und erst vorige Woche haben sie die Aufforderung wiederholt.“ —

Was Bruder Moritz bey diesen Worten empfand, vermag Niemand niederzuschreiben. Er wollte sich hier noch nicht entdecken, aber vielleicht hätte er sich selbst verrathen, wenn nicht gerade ein fremder Ritter sich hätte melden lassen und in der Nacht noch Einlaß verlangt hätte.

Der Fremde brachte die Nachricht, daß die Gegend wegen Raubrittern oder anderm Gesindel unsicher wäre; es seyen schon mehrere Pilger ausgeraubt und auch mißhandelt worden, namentlich hätten sie vor einigen Tagen einen alten Leiermann, bey dem sie nichts fanden, derb abgeprügelt und aus Bosheit die Saiten seiner Harfe abgeschnitten. Deßwegen seyen mehrere Ritter zusammengestanden, um dem Unwesen ein Ende zu machen, nnd forderten auch den Heroldseicher auf zu dem Fange. Den andern Tag wurde nach den Räubern gestreift, aber nichts gefangen. Denn sie hatten vernommen, daß ein reicher Abt, der bald wieder nach seinem Kloster zurückkehren wollte, ihnen entwischt sey. Um ihn daher nicht wieder zu verfehlen, zogen sie sich in die Nähe des Klosters, und lagerten sich in einem Walde, wo er vorbey mußte. Darum mußten auch die Ritter leer heimziehen. —

Man hat nie erfahren, aus welcher Absicht der Abt diese Reise nach Heroldseich unternommen habe. Den dritten Tag fuhren sie den nächsten Weg nach Haus und nicht über die Wüste, weil es unsicher war, und eine Bedeckung von einigen Reitern des Herolds-

eichers sie begleitete. Die Reiter folgten ihnen auch bis auf 4 Stunden ans Kloster hin; dann entließ sie der Abt reichlich beschenkt, weil hier nichts mehr zu fürchten und nur nahe beym Kloster noch ein kleiner Wald war, kaum eine halbe Stunde lang.

Sie fuhren gesprächig und ohne Furcht bis in den Wald hinein. Auf einmal ruft eine Stimme von hinten: „Halt, halt! das Hinterrad bricht!“ Voll Schrecken halten sie an und wollen aus dem Wagen springen; allein 3 bewaffnete Kerls hindern sie daran und rufen, indem sie sich mit scharfen Säbeln über den Wagen hineinlegen: „euer Geld her, oder euer Leben!“

Der Abt ist in Todesangst, aber Bruder Moritz schaut kaltblütig einen nach dem andern von den Räubern an, und es entfallen ihm unwillkührlich die Worte: „Vetter Jakob! du hasts weit gebracht!“ Einer von den Räubern läßt nach diesen Worten vor Zittern das Schwert in den Wagen fallen und nimmt die Flucht.

Aber Moritz, gleich besonnen, ergreift es, schlägt dem zweyten sein Schwert mit solcher Gewalt aus der Hand, daß es in tausend Stücke zerspringt und kämpft wüthend mit dem dritten. „Haue zu, Bruder! wirst doch einen Mönch nicht fürchten, wirst ihn doch zusammen hauen!“ — dann packt er den Bruder Moritz von hinten an; allein Moritz springt über den Wagen, und reißt ihn bey der Gurgel mit der Linken hinab, drosselt ihn, während er immer mit der Rechten die Hiebe seines Gegners auffängt, führt endlich einen mächtigen Streich und haut seinem Gegner den rechten Arm ab.

Auf den Schrei, welchen der Verwundete ausstieß, kam auch der Räuber, der die Flucht genommen hatte, herbey, weil er glaubte, seine Kammeraden hätten gesiegt. Kaum sah er das Gegentheil, so wollte er wieder entrinnen; allein Bruder Moritz sprang ihm nach, nachdem er den, welchen er mit der Linken festhielt, von sich auf den Boden gestossen hatte, mit den Worten: „Da, Schurke, verbinde deinen Spießgesellen, an dem Flüchtling ist mir mehr gelegen.“ Den Räuber, der vor Angst und Furcht nicht weiter kommen konnte, hatte Moritz auf zwanzig Schritte gefangen. Er war wirklich Vetter Jakob.

Auch der Abt, der sich schon zum Tode bereitet hatte, wagte es jetzt, aus dem Wagen zu springen, und das erste, was er that, war, daß er den Verwundeten mit seinem Sacktuche uud seiner Gürtel verband; denn sein Kammerad hatte, sobald er frey war, die Flucht ergriffen, und ihn im Blute liegen lassen.

Während Bruder Moritz den Vetter Jakob festhielt, mußte der Abt mit dem blutigen Schwert einige Prügel hauen, womit der Räuber gebunden und geknebelt wurde. Der Verwundete ging in ein nahes Dorf, um sich da gehörig verbinden zu lassen. Vetter Jakob wurde nach dem Kloster geführt und bis auf ein Weiteres ins Gefängniß gebracht.

Der unerschrockene Muth und die Geschicklichkeit, welche Moritz im Kampfe mit den drey Räubern gezeigt hatte, waren dem Abt unerklärbar. Er dankte ihm innigst gerührt für sein Leben. Daß er kein gewöhnlicher Mönch sey, zweifelte er jetzt nimmer; denn der Adel der Seele verräth sich auch in der Mönchskutte. —

Vetter Jakob hatte öfters während der Heimfahrt gerufen: „Ach, gnädiger Herr! verschonet meiner doch!“ Der Abt deutete diesen Titel, welchen ihm schon mehrere Ritter gegeben hatten, auf sich. Noch mehr verwunderte er sich, als Vetter Jakob in seinem ersten Verhör unter vier Augen mit Wimmern und Wehklagen bath, beym gnädigen Herrn Grafen ihm Verzeihung auszuwirken. Vetter Jakob glaubte, der Abt wisse sein ganzes Vergehen schon, und sprach daher für denselben so verwirrt, daß er das Verhör unterbrechen mußte, um bey Bruder Moritz Rath und Aufschluß zu erhalten, der dem erstaunten Priester sein Schicksal und seinen Stand eröffnete, so weit er konnte, und das Uebrige haben sie von Vetter Jakob vernommen.

Der Abt müßte nicht der Mann gewesen seyn, als den wir ihn bisher kennen gelernt haben, wenn er den Grafen wegen seines Gelübdes hätte zwingen wollen, ferner im Kloster zu bleiben. Im Gegentheil machte er ihn aufmerksam auf die unumwundene Pflicht, zu seiner Familie in die Welt zurückzukehren. Und um seine Unschuld vor aller Welt bekannt zu machen, veranstaltete er mit Hülfe benachbarter Ritter, seiner Freunde, ein Turnier, bey welchem auf 30 Stunden alle Ritter erscheinen mußten, denen Ehre und Unschuld heilig war. Vorzüglich war darauf angetragen, daß Ekbert auf Schenkenstein und die Seinigen dabey erscheinen würden. Nach ungefähr vier Wochen versammelten sich gegen vier hundert Ritter und Grafen auf den bestimmten Tag des Turniers.

Da war ein Gewühl von Menschen und Pferden; das Kloster konnte nicht alle bewirthen; die Schenken des Dorfes und viele Maierhöfe waren voll. Ekbert mit den Seinigen wurde geflissentlich im Kloster aufgenommen und am besten bewirthet. Auch der alte Minnesänger erfuhr ihr Hierseyn. Ihn hatte der Ruf des Turniers nicht vorbeyziehen lassen, ohne einzukehren. Man hatte eine rechte Freude an ihm, und Richard wollte nimmer von seiner Seite gehen.

Auf einmal ruft der Schall der Trompeten sie aus dem Gespräche; alles bewegt sich; die Schranken werden geöffnet. Ein Herold verkündet die Gebräuche und Sitten des Turniers. Alles wird neugierig.

Das Turnier nimmt seinen Anfang. Zwey junge kampflustige Ritter rennen an einander, und einer fällt in den Sand. Der Sieger fordert alle waffenbürtige Ritter zum Kampfe auf.

Da reitet Arnold von Heroldseich heraus, springt mächtig auf ihn an, stößt mit dem Schilde gewaltig an den Schild; der andere beugt sich nicht. Plötzlich wendet Arnold sein Pferd, als wenn er weichen wollte, dringt mit der Lanze ober dem Sattel hinein, spornt sein Pferd wieder näher, wiegt mit der Lanze in die Höhe, und wirft ihn, nachhelfend mit dem Schilde, über das Pferd hinab. Da brannten viele Ritter vor Begierde, mit dem Heroldseicher es aufzunehmen. Er streckt noch sechs in den Sand. Und ein Ritter aus ferner Gegend wagt es, mit dem Unüberwindlichen anzubinden. Sein wallender Helmbusch flattert hoch in den Lüften; sein Ritt ist stolz und zermalmend. Er besiegt den endlich ermatteten Heroldseicher, und wirft alle zu Boden, die mit

ihm anfangen. Lange getraut sich keiner mehr, mit ihm zu streiten. Da rufen Stimmen von den Stufen herab: „Dem Schenkensteiner gebührt der Preis, wer wagt es, ihn zu werfen?“ Und alle Ritter schweigen still.

Da jagt auf einmal ein schwarzer Ritter den nahen Hügel herab und wendet die Blicke der Zuschauer auf sich. Er nähert sich den Schranken und verlangt Einlaß. Es entsteht ein Gemurmel, man bedauert seine Verspätung und verweigert ihm den Einlaß. Aber der Herold giebt mit dem Stabe ein Zeichen und ertheilt nach vorgesetzter Sitte das Einlaßrecht.

Niemand erkennt den Ritter in schwarzer Rüstung und mit silbernem Helme. Das Visier ist herabgelassen. Ekbert setzt an, und versucht den schwarzen Nebenbuhler zu werfen. Aber, wie ein Felsenstück vom höchsten Gipfel der Alpen sich losreißt, ins stöhnende Thal hinabrollt, und sich umsonst bemüht, das gegenüberstehende Gebirge wegzuwälzen, so stürzt der schwarze Ritter dem mächtigen Streiter entgegen. Keiner fällt. Neuerdings klirren die Waffen gleichsam mit verjüngter Kraft an einander. Keiner fällt. Auf einmal lenkt der Schwarze sein Pferd ab, ruht im entfernten Ecke des Platzes, fliegt dann pfeilschnell auf seinen gewärtigen Gegner zu, faßt mit dem Schilde im gewaltigen Arm dessen Pferd am Hals und hebt es in die Höhe. Ekbert kommt dadurch außer Fassung, will sein gebäumtes Pferd niederdrücken, wankt, erhält noch einen Stoß mit der Lanze — und fällt, und der schwarze Ritter öffnet das Visier.

Da entstand neuerdings ein dumpfes Gemurmel unter den Zuschauern und verbreitete sich hohler und

dumpfer die Stufen hinauf. Doch bald wurde es still und immer stiller unter dem tobenden Volke, als die beyden Ritter einander in die Arme fielen, und sich heftig an das Herz preßten. Man hört unter ihnen die Worte rufen: „Adolph! theurer Adolph! kannst du mir verzeihen?“ Da lauft der Abt mit einigen Personen in die Schranken zu den tiefbewegten Rittern. Und es entsteht ein Freudengeschrei und man hört rührend die Namen schallen: „Adolph! Bertha! Agnes! Richard!“ Nur der alte Minnesänger konnte keinen Laut hervorbringen und weinte, und die Frauen weinten auch vor namenloser Freude. Da strömet das neugierige Volk herbey und erkennet verwundert in dem schwarzen Ritter den Grafen Adolph von Fliehberg. Der Abt aber erzählet die Wundermähr und bedeutet die göttliche Fügung. Und die horchende Menge staunt und fühlet ein inneres Rühren, und das Turnier wird geendet.

Ungern verloren die Bewohner der Gegend den wohlthätigen Klosterbruder, der mit den Seinigen nach Fliehberg zog, das wieder aufgebaut war. Auf seinem Heimzuge waren alle Straßen mit Menschen gefüllt, die sich glücklich schätzten, den Wundermann zu sehen. Seine Unterthanen empfiengen ihn mit Jubel und Entzücken.

Adolph lebte noch glückliche Jahre an der Seite seiner treuen Gattinn, die ihn zum Vater noch vieler rechtschaffener Kinder machte. Nach seinem Tode wurde er wie ein Heiliger verehrt, und in der Kapelle, die ihm seine Bertha bauen ließ, wurden seine Mönchskleider hinter dem Altare aufgehangen.

Was dem Vetter Jakob geschehen, weiß man nicht gewiß; nur so viel weiß man, daß er seine verdiente Strafe erlitten habe.

Aber der Minnesänger zog auch mit nach Fliehsberg, und ergötzte die Bewohner desselben noch lange durch seine Lieder. Manchmal wagte er noch in seinen alten Tagen einen Zug im Lande herum; machte aufmerksam auf den ergiebigen Nahrungszweig der Aepfel, munterte auf zur fleißigen Pflanzung derselben, und sang den horchenden Enkeln die Geschichte des Grafen in die Zeiten hinab; und von ihm haben's auch wir vernommen.

2.

Die verpflanzte Blume.

Ernest und Friedrich, eines Edelmanns Söhne, hatten einen gemeinsamen Jugendfreund, Clement mit Namen, welchen ihre Seele liebte, als wäre er ihr dritter Bruder gewesen, und die drey edelmüthigen Jünglinge waren durch gute Sitten, Fleiß und Wohlwollen in treuer Freundschaft miteinander verbunden, wie ein liebliches Kleeblatt.

Da starb aber Clement an einem bösartigen Fieber, und Ernest und Friedrich versanken in tiefe Trauer und Wehmuth, und konnten sich gar nicht fassen. —

Am späten Abende, nachdem Clement begraben worden war, befanden sich die beyden traurenden

Knaben mit ihrem Vater im Garten, und saßen in der Laube, wo sie in Gesellschaft ihres geliebten Freundes so manche vergnügte Stunde zugebracht hatten. Friedlich schlummerte die ganze Natur, und freundlich blinkte der milde Strahl des Abendsterns durch die Blätter der Laube.

O lieber Vater, sprach endlich Friedrich, wie war doch unser Clement so mild und freundlich, gleich einem Engel des Himmels, und hold, wie die lieblichste Blume im Garten Gottes! — Ach! wenn nun diese, uns so früh, entzogene Blume für uns auf immer dahin wäre? —

„Sie ist nicht auf immer dahin, liebe Kinder! Sie ist nur versetzt worden, um schöner und herrlicher euch einst entgegen zu glänzen!“ sagte darauf der Vater. — Sehet ihr dort jene Blumenpflänzchen im Beete? — Saget mir, reißt der Gärtner eines derselben in seiner schönen Blüthe aus dem Boden, um es wegzuwerfen, damit es zertreten werde und verderbe? —

„Ach nein, liebster Vater! entgegneten die Söhne; sondern er hebet es aus, um es zu setzen in edleres Land, darin es schöner und herrlicher blühe.“

„Nun denn,“ sprach jetzt der Vater, „sollte der gute Gott gegen sein liebstes Geschöpf — gegen sein eigen theures Kind wohl weniger Weisheit zeigen, als ein Gärtner beweist gegen die Frucht seines Fleißes? — Hört einmal, ich will euch eine Geschichte erzählen:“ —

Stand ein Blümlein in dem Garten —
Die Krone aller Blumen-Arten —
Stand, als hätt' es keinen Werth.

Die stille Pracht rühmt Jedermann,
Mit Lust blickt sie der Gärtner an.
Der schönen Blume jammert ihn!
Da sorgt er vor mit weisem Sinn,
Daß ihm die vielgeliebte Zierde
Durch Bosheit nicht verderbet würde.
Drum hebet er mit kluger Hand
Sie aus. „Für jenes beß're Land,
Wo du verwelkest nimmermehr,
Bist du schon reif genug!“ — sprach er,
Und eilte nun, die Herzensblum'
Zu schützen, wie ein Heiligthum.

O, dieser Gärtner, liebster Vater! ach das ist der gute Gott, und das Blümlein ist unser Clement, so sprach Ernest, und eine Thräne stand in seinem Auge. Ja lieber Bruder! dort — dort über den Strahlen des Abendsternes blühet er schöner, als hier! —

„Ja wohl,“ sagte darauf der Vater; „er blühet schöner, und Gottes Liebe bewahret seine Seele wie ein Heiligthum, bis wir ihn wieder sehen in der Herrlichkeit der Kinder Gottes.“

Die Geschichte aber, sprach Ernest, wollen wir ihm hinschreiben auf den Leichenstein, und sie wieder lesen, so oft sich unser Herz nach ihm sehnet.

Und auf sein Grab, so endete Friedrich, wollen wir Blumen pflanzen, wie einen lieblichen Kranz, der uns jeden neuen Frühling den Trost und die Lehre verkünde: schöner noch blüh't er bey Gott, laßt uns unschuldig, fromm und gut bleiben, daß wir einst wieder vereiniget werden mit ihm im Land' der Seligen, wo unsterblich's Leben wohnt.

3.

Der Tod für's Vaterland.

Ein Artillerist, Namens Fink, stand an einem entlegenen Theile einer belagerten Festung bey den Kanonen Schildwache. — Da dieser Punkt wegen des außen vorbeyfließenden tiefen Stromes für unangreifbar gehalten wurde, so war außer dem genannten Artilleristen kein Soldat daselbst gelassen worden, da die ganze Besatzung zur Vertheidigung der schwachen Stellen nöthig schien. Allein die Feinde fanden Mittel, den Fluß eine Viertelstunde oberhalb der Festung bey dem Einbruche der Nacht abzuleiten. Mehrere tausende schlichen sich im Finstern mit der möglichsten Stille unter die Mauern, legten einige hundert dazu vorbereitete Leitern an, und begannen das Werk der Ersteigung. Als die ersten um Mitternacht in die Festung sprangen, nahm Fink, der einiges Geräusch vernahm, sogleich die brennende Lunte in die Hand, um im Falle einer Gefahr schnell seinen Landsleuten durch Abfeuerung der daselbst aufgestellten Lärmkanonen ein Zeichen zu geben.

Die nahen Feinde, die nur von einer längern Verborgenheit einen glücklichen Erfolg erwarten konnten, bemerkten Fink's Anstalten mit Schrecken. Leise rief ein feindlicher Hauptmann ihm zu: Freund! wenn du dich ruhig verhältst, so zahlt unsere Kriegskasse dir nach drey Stunden 50,000 Thaler. Aber nach dem ersten Geräusch wühlen fünfzig Degen in deinen Eingeweiden.

„Ich bin ein armer Kerl,“ versetzte Fink, „und wenn ich todt bin, müssen meine Kinder betteln. In

Gottesnamen! — Der mich hieher gestellt hat, ist ein Vater der Wittwen und Waisen, und kann sie nicht verlassen. Mein Leben gehört dem Könige und meiner Pflicht.“ — In diesem Augenblicke brannte er die Lärmkanone los, und ehe noch ihr Schall verhallt war, lag er zertrümmert unter den feindlichen Schwertern. Auf Fink's Zeichen eilten seine Mitbrüder herbey, nahmen 1500 der eingedrungenen Feinde gefangen, und unter diesen den einzigen Sohn des feindlichen Königs, den sein brennender Muth und Thatendurst mit den ersten Soldaten in die Festung getrieben hatte.

Dieser war ein kostbares Unterpfand des Friedens, welchen sein Vater ohne Verzug dem Vaterlande des braven Fink's unter den vortheilhaftesten Bedingungen bewilligte.

Doch Fink's hinterlassene fünf Kinder bettelten nicht. Ihr Fürst bezahlte ihnen reichlich den Dank, welchen er ihrem Vater schuldig geworden war, und versetzte sie in eine Glückslage, die ihnen das längste Leben ihres edeln Vaters nicht hätte verschaffen können.

4.

Der abgerissene Zweig.

Helldorf, ein frommer, verständiger Gutsbesitzer, stand an einem heitern Frühlingsmorgen in seinem Garten. Das Gras und die Blumen des Feldes waren wieder erstanden; schon summte die muntere Biene

mit emsigem Fleiße umher, die süße Beute zu holen, und die Vögel des Himmels sangen ihr freundliches Liedchen. —

Helldorfs Gemüth war heiter und froh, wie die neuverjüngte Gestalt der Erde; denn er gedachte mit dankbarem Herzen des reichen Segens, welchen ihm Gärten, Felder und Fluren versprachen.

Da kam auf einmal Albert, sein gutgeartetes Söhnlein, eilig daher gesprungen, und rief: „Ey lieb Väterchen! komm nur einmal zu jenem Birnbäumchen dort, komm nur, und sieh.“ — Der Vater folgte dem Rufe des Knaben, und ging mit ihm hin zu dem Bäumchen. — „Sieh doch, mein Vater!“ sprach jetzt der Knabe, „wie das Bäumchen von lauter Blüthen rundum so schön und so weiß ist; nur dieser Zweig da ist ganz dürr und ganz schwarz, und es hängt auch nicht ein einziges Blüthenknösplein daran: woher mag denn dieses wohl kommen?“

Der Vater betrachtete das Zweiglein genauer, und sprach dann zum Knaben: „Siehst du denn nicht, liebes Kind, daß der Zweig los ist von seinem Stamme, und nur noch mit der äußersten Rinde daran hängt? Sieh, darum ist er so schwarz und erstorben; denn jeglicher Zweig, der von seinem Stamme getrennt wird, ist todt, und lebendig ist er nur so lange, als er mit seinem Stamme vereint bleibt.“

Also, mein Sohn, verhält es sich auch mit dem Menschen. Seine Seele ist nur dann wahrhaft lebendig, wenn er glaubt an Gott und Christus, und durch den Glauben als mit dem rechten Stamm und der Wurzel in Liebe innigst vereint ist. Scheidet aber der Mensch sich von Gott, und reißt er sich von Chri-

stus los, so erstirbt seine Seele; denn „**Gott ist das Leben des Geistes, gleichwie der Geist das Leben des Leibes ist**, — und **Christus ist der wahre Weinstock, und jeder Zweig, der von ihm losgerissen ist, kann keine Frucht bringen, muß verdorren.**“

Nun, liebes Kind begreifest du jetzt, warum dieses einige Zweiglein nicht blühet?

„Ach ja, liebster Vater,“ antwortete der Knabe; „denn ein todter Zweig kann ja nimmermehr blühen.“ Ja wohl, mein Sohn, erwiederte jetzt der Vater, und so wenig der todte Zweig jetzt zu blühen und zu grünen im Stande ist, so wenig kann ein Mensch **hoffen und bethen**, der da geschieden von Gott und Christus ist, welcher ihn hoffen und bethen gelehrt hat. — Denn was die **Blüthe** an dem lebendigen Zweige, das ist in der gläubigen Seele das vertrauensvolle Gebeth im Namen **Jesus**.

„Wie sollte auch ein Mensch, der von Gott los ist, und nicht mehr glaubt an Christus, zu bethen vermögen? — Denn da sein Herz nicht von Gott, sondern von der Erde und ihrer Lust voll ist, so vermag es auch nicht, sich aufwärts gegen Himmel zu schwingen; sondern es neiget sich hin, wo sein Schatz ist, und sinket hernieder zur Erde ohne höheres Leben und Hoffen, wie dieser losgerissene Zweig dürr und kraftlos herabhängt.“

Jetzt schwieg der Vater, und der Knabe sah ihn an mit tiefbewegtem Gemüthe und sprach: „Wohl hab' ich deine Lehre verstanden, mein Vater! und ich begreife es nun, daß der abgerissene Zweig auch keine Früchte zu tragen vermag.“ —

„Wie könnte er auch,“ antwortete der Vater, „ohne die Blüthe eine einzige Frucht bringen? — Und eben so wenig, mein Sohn, kann ein Mensch, der da, weggewendet von Gott, ohne Glauben und Gebeth wandelt, und mit Christo nicht in Gemeinschaft steht, edle Thaten vollbringen, die da vor Gott einen Werth haben und für die Ewigkeit gelten. Denn was die Frucht an dem lebendigen Zweige ist, das sind in der gläubigen Seele fromme, Gott wohlgefällige Thaten.“

„Sieh also, mein Albert, gleichwie dir der todte abgerissene Zweig ein Bild ist des bösen, von Gott und Christus geschiedenen Sinnes: so sey dir das blühende Bäumchen ein Bild des frommen, gläubigen Menschen.“ —

„Fest mit seinem Stamme und der Wurzel verbunden, erhebet das Bäumchen sein Haupt zu dem Himmel, und bringet hervor die schöne, köstliche Blüthe, und die köstliche Blüthe gestaltet sich bald zur edelsten Frucht.“

„Also ist auch der gläubige Mensch mit seinem Gott durch Christus, als dem Stamm und der Wurzel innigst verbunden, und er stehet da — fest und gewaltig, und erhebet sein Herz und sein Antlitz froh und freudig zum Himmel, und vollbringet in Treue Gott wohlgefällige Thaten; denn es erzeugen lebendiges Glauben und Hoffen die Werke der heiligen Liebe.“

Albert nahm alle diese Worte des Vaters tief zu Herzen, und so oft er hernach das schöne Birnbäumchen ansah, dachte er in seinem Gemüthe: „Wäre ich, o Bäumchen, dir gleich!“ und er erhob dann seine

unschuldsvollen Augen zum lieben Vater im Himmel, und bethete in heiliger Kindes Einfalt um Segen und Kraft für seine guten Vorsätze, und Gott segnete sein Gebeth, und er wuchs täglich an Frömmigkeit, Gehorsam, Fleiß und Geschicklichkeit zur innigsten Freude seines Vaters und aller guten Menschen.

5.

Die rettende Bilderbibel.

Ein kleines französisches Heer, unter welchem Deutsche waren, eroberte eine deutsche Festung.

Da die Plünderung derselben den Kriegern als Ersatz sechsmonatlicher Entbehrungen versprochen war, so eilte jeder Soldat in diejenigen Häuser, worin wohlhabende Leute zu wohnen schienen. Ein deutscher Krieger, Namens Edelreich, brach, durch das Beyspiel seiner Mitstreiter verführt, in das Haus einer mittelmäßig begüterten Wittwe. Als er in das Zimmer trat, sah er eine in Trauerkleider gehüllte Mutter, von vier kleinen Kindern umklammert, deren ältestes, Gottlieb, ein Knabe von sechs Jahren, dem wild eintretenden Krieger entgegen lief, und ihm eine Bilderbibel mit den Worten both: Da lieber Mann! ich schenke dir mein liebstes Eigenthum, nur thu' meiner armen Mutter nichts. Betroffen öffnete der Soldat die Bibel, und traf mit seinem Blicke auf eine Stelle, die ihm durchs Herz ging. — „Euch nehme

ich nichts," sprach er mit nassem Blicke zu der todtenbleichen Mutter; „aber die Bibel hier laßt mir."

Gottes Segen dir, edelmüthiger Mann: rief ihm die Wittwe nach, als er das Zimmer verließ. Weit öffnete der menschenfreundliche Krieger die Hausthüre, setzte sich auf einen Ruhestein neben derselben, und schreckte seine raubgierigen Kammeraden von dem Eintritte durch die Versicherung ab: In diesem Hause findet ihr nichts mehr.

Als die zum Plündern verstattete Zeit verflossen war, schlug Edelreich die Hausthüre zu, und verfügte sich in die auf seinem Billete bezeichnete Wohnung. —

Am andern Tag drang eine Abtheilung des vaterländischen Heeres des Nachts unvermuthet durch die zerschossenen Mauern in die Festung, und goß auf den unvorbereiteten Feind einen Hagel von Kartätschen. Während die ganze Reihe, worin Edelreich stand, todt zu Boden stürzte, flogen auch ihm zwey Stücke Eisen gerade auf die Brust, und er fiel bewußtlos auf den Boden.

Nach einigen Minuten kam er wieder zu sich, griff verwundernd in die Brust, worauf er den schrecklichen Schlag bekommen hatte, und fand, daß die Eisentrümmer tief in Gottliebs Bibel stecken geblieben waren, die Edelreich bey nächtlicher Weile in den Busen verwahrt hatte.

Nach sieben Jahren sandte Edelreich, als Befehlshaber eines Bataillons, dem dreyzehnjährigen Gottlieb fünfhundert Dukaten mit einem Briefchen folgenden Inhalts zu: „Diese Kleinigkeit zur Belohnung dem edlen Knaben, der vor sieben Jahren sein liebstes

Eigenthum zum Lösegelde für seine Mutter brachte, und damit das Leben rettete

seinem

dankbaren Freunde

Edelreich, Bataillonschef.

6.

Die Lerche.

Simon, ein siebenzigjähriger Landmann, war in steter Gottesfurcht und Arbeitsamkeit alt geworden. Seine silberweißen Haare waren eine rechte Ehrenkrone für ihn; denn er hatte sie gefunden auf dem Wege der Gerechtigkeit, und er war deßhalb und seiner Klugheit und vielen Erfahrungen wegen überall beliebt und geehret, und von Jung und Alt mit Recht Vater Simon genannt.

An einem heitern Frühlingsmorgen, da die Blumen und Pflänzlein des Feldes schon blühten, und das hohe Lied der Lerche die Freuden des jungen Lenzes verkündete, pflügte Simon für die kommende Sommersaat seinen Acker, und er war noch so munter, wie mancher in den Jahren der Jugend nicht ist, und dabey freundlich, wie die neubelebte Natur um ihn her.

Neben ihm wandelte Stephan, ein junger und redlicher Mann, welcher vor kurzem die Wirthschaft des Hauses übernommen hatte; denn es waren ihm seine Eltern gestorben.

„Vater Simon!“ sprach er, „mein Herz hat dich allezeit verehret; denn du verstehest zu rathen, und klugen Bescheid von mancherley Dingen zu geben; auch hast du viele Jahre hindurch die Mühe des Lebens erfahren, und gewirthschaftet im Segen, denn Gottes Hand war sichtbar mit dir.“

„Sieh, ich bin noch jung, und des weisen Raths der Alten bedürftig. Wohlan denn, so sage mir, was soll ich thun, damit mein Leben ähnlich dem deinigen werde, und daß Gottes Segen auch in meinem Hause einkehren möge?“

Da zeigte ihm Vater Simon hinauf gegen den Himmel, und sprach: „Du lieber Sohn meines seligen Nachbars! siehst du dort in hoher Luft schweben die muntere Lerche! Sie lehret dich, was du von mir begehrest.“

„Sieh, in dem Acker sucht sie ihre Nahrung, und sie lebet und webet zwischen den Furchen der Erde; aber sie schwingt sich auch singend zum Himmel empor, und jubelt ihr Lied, und läßt sich dann wieder zur Erde hernieder.“

„Also, mein Stephan! ist auch jeglichem Menschen, er mag Bürger seyn oder Bauer, auf und zwischen der Erde sein Tagwerk beschieden, jedem auf seine, und jedem auf andere Weise. Da soll denn auch der Mensch treulich die Hand an sein Werk legen, und sich nicht verdrießen lassen der Mühe; denn es steht geschrieben: du sollst dir dein Brod im Schweiße deines Angesichtes verdienen! Aber von der Erde soll er sein Herz zu dem Himmel erheben, und bethen mit Andacht; denn die Kraft und der Segen kommen von oben herab, und dann mag

er wieder neugestärkt schalten und walten. Unter Arbeit und Gebeth wird auch dein Leben schön und im Segen dahin fließen; denn es bleibt ewig wahr, was das Sprichwort sagt:

„Arbeit mit Gebeth verbinden,
Macht uns Gottes Segen finden.“

Vater Simon griff nun wieder an seinen Pflug, Stephan aber dankte ihm mit gerührter Seele für die lehrreichen Worte, und bewahrte sie sorgfältig in seinem Herzen.

7.

Die Vorposten.

Während nach einem siebenjährigen Kriege zwischen zwey Völkern der Friede unterhandelt wurde, wollte der König des einen Volkes, der sein Heer in eigener Person befehligte, die Vorposten untersuchen.

Da ihm nämlich die eingetretene Waffenruhe einige Zeit gestattete, so benutzte er diese dazu, sich zu belehren, wie weit er sich auf seine Leute verlassen könnte. Er bekleidete sich daher wie ein Hussaren-Unteroffizier, versah sich mit einem künstlichen Schnurbarte, der ihn völlig unkenntlich machte, steckte eine ziemliche Summe Geldes zu sich, und ließ sich bloß von einem vertrauten Generale in der Kleidung eines gemeinen Hussaren begleiten.

Als er in das Dorf kam, wo der Offizier des Vorpostenkommando's lag, machte er sich an diesen,

wußte ihn durch seine einsichtsvollen Reden so für sich zu gewinnen, daß er über den vermeintlichen Unterschied des Ranges wegsah, und mit ihm vertraulich umging, sprach von einer bedeutenden Beute, die er bey der Plünderung einer feindlichen Kriegskasse gemacht habe, ließ den besten Wein bringen, und trank dem Vorpostenkommandanten so wacker zu, daß dieser der ganzen Welt vergaß.

Die dem nahen Feinde gegenüber aufgestellten Schildwachen ließ er durch seinen Gefährten, den verkleideten General, einladen, in das Wirthshaus des Dorfes zu einem fröhlichen Tanze zu kommen, wobey sein Unteroffizier zur Feyer des nahen Friedens jedem Anwesenden Wein und Bier auf seine Kosten wolle reichen lassen.

Die Schildwachen, welche bey der Hoffnung des Friedens jede ängstliche Beobachtung des Feindes für überflüßig hielten, schlichen bey einbrechender Nacht in das Wirthshaus, und zechten sorglos auf die Rechnung des von ihnen bis in den Himmel erhobenen Husaren-Unteroffiziers.

Von den Vorposten-Schildwachen fehlte in der Schenke nur ein einziger Soldat, Namens Felsenberg, der für alle Lockungen des verkleideten Generals taub geblieben war. Als ihm dieser die Bereitwilligkeit seiner Kammeraden vorgehalten hatte, rief ihm Felsenberg unwillig zu: „Und wenn die ganze Welt den König verräth, so thue ich es nicht.“

Der König, der dieß mit Vergnügen vernahm, wünschte diesen braven Krieger persönlich kennen zu lernen, verließ die schwärmenden Treulosen in der Schenke, und eilte zu Felsenberg. Diesen fand

er nun um so wachsamer auf seinem angewiesenen Posten, je mehr jetzt auf ihn ankam, da er nur noch der einzige war, der im Falle einer Gefahr seine Landsleute benachrichtigen konnte.

Der Husaren-Unteroffizier stellte sich betrunken, machte Felsenberg Vorwürfe, daß er an der Freude seiner Mitkrieger nicht Theil genommen hatte, und reichte ihm zu einiger Schadloshaltung eine große Flasche Wein.

Felsenberg, der mit verbissenem Grimme des Husaren-Unteroffiziers Worte angehört hatte, nahm die Flasche, und zerschmetterte sie ungeöffnet an einem nahen Baume, mit dem Ausrufe: „Dieß gebührt dir, du verführerisches Gift; so wirst du keinen mehr verleiten, an König und Vaterland zum Verräther zu werden.“

Dem Könige glänzten hier Freudenthränen in den Augen. Wirst du auch nicht mit mir gehen, sprach er, indem er ihm eine mit Gold gefüllte Börse zeigte — wenn ich dir dieses schenke? Kerl! geh mir aus den Augen, oder du bist des Todes, rief Felsenberg wüthend. Wenn du kein Schurke wärest, so würdest du einen ehrlichen Mann nicht zu bestechen suchen, seine Pflicht zu verletzen.

Mit einer Donnerstimme setzte er hinzu, indem er Miene macht auf die beyden Husaren Feuer zu geben: „Fort zum Tode und Teufel ihr Elenden.

Die Husaren gingen unverzüglich ab. Nach einer kleinen Stunde kam zu Felsenberg eine Abtheilung von 50 Mann seiner Kompagnie, deren Offizier ihm ehrerbiethig und glückwünschend ein eigenhändiges Billet des Königs überreichte, worin er zum Haupt-

mann der Kompagnie ernannt war, in welcher er bisher als Gemeiner gedient hatte. Diesem Billete war der Befehl seines Generals beygefügt, die in der Schenke befindlichen Soldaten unverzüglich zu verhaften, und unter scharfer Bewachung in das Hauptquartier zu bringen.

Felsenberg fing an, das Vorgefallene zu ahnen, vollzog den Befehl pünktlich, und brachte die Betrunkenen bewußtlos und unfähig, ein Glied zu gebrauchen, auf mehrern Wagen in das Hauptquartier. Als sie des Morgens ankamen, trat der König, von allen seinen Generalen umgeben, doch immer noch in der vorigen Verkleidung, mit den Worten vor sie: „Nichtswürdige! erkennt ihr den König?“ Wie ein Donnerschlag schmetterte dieß Wort sie aus ihrem Traume. Doch Felsenberg flehte für sie auf den Knien den Monarchen an.

Dieser sprach endlich besänftigt zu ihnen: „Wohl euch, daß ein Treuer unter euch war, denn nur um dieses Treuen willen schenke ich euch das Leben.

8.

Der Rosmarin und der Lorbeer.

Neben einem Lorbeerbaume stand in bescheidener Schönheit ein Rosmarinstrauch. Da fing der Lorbeer an, sich über den Rosmarin stolz zu erheben, und sprach also zu ihm: „Wie klein und unbedeutend stehest du doch neben mir! denn sieh nur einmal herauf

zu meiner herrlichen Krone; ihr Laub schmücket die Stirne des gewaltigen Siegers in Schlachten, der da Völker unterjochet, und Königreiche erobert.“

„Aber deine Blätter, lieber Bruder, triefen auch vom Blute der Völker,“ erwiederte in Demuth der Rosmarin. „Dagegen ein Kranz von meinen Zweigen geflochten, krönet das Haupt reiner Jungfrauen und Jünglinge, die da überwinden den Feind ihrer Seele; und ein Sträußchen von mir schmücket noch die kalte Brust dessen, der da vollendet hat den letzten Kampf der Natur. Sind also deine Zweige dem Menschen ein Zeichen des Sieges über Andere, so sind ihm die meinigen ein Zeichen des Sieges über sich selbst!“

Lorbeer. Die Glücklichen, welche ich kröne, staunet die Welt an, und erzeigt ihnen Bewunderung und Ehrfurcht. —

Rosmarin. Und blicket mit Furcht und Schrecken auf sie hin, und zittert vor den Schritten ihres Grimmes!! Die Auserlesenen aber, die ich bekränze, genießen der Freundschaft edelmüthiger Seelen, und jedermann nahet sich ihnen mit Liebe.

Lorbeer. Wessen Stirne ich schmücke, dem eilet sein Volk frohlockend entgegen, und empfängt ihn mit Jubelgesang und lautem Triumphe. —

Rosmarin. Und in das Jubelgeschrey seufzen und weinen Tausende, die im Elende schmachten!! Den Edlen aber, deren Haupt ich schmücke, schaffe ich den Beyfall und die Ruhe eines guten Gewissens, und süßen Frieden mit ihren Brüdern — den Menschen.

Lorbeer. Die Namen der Helden, die ich kröne, werden in Erz und Marmor gegraben, und verewiget in köstlichen Denkmählern. —

Rosmarin. Welche der Zahn der Zeit allmählig zermalmet, oder die Nachwelt zertrümmert!! Dagegen die Namen der Helden, welche ich kröne, werden aufgezeichnet im Buche des Lebens, und sie stehen angeschrieben im Himmel.

Lorbeer. Die erhabenen Häupter, deren Zierde mein Laub ist, empfangen nicht selten zum Lohne ihrer Thaten Fürsten-Kronen von schimmerndem Golde und köstlichem Edelgestein. —

Rosmarin. Die ihnen nach wenigen Jahren ein Mächtigerer vielleicht, gewiß aber der Tod wieder entreißet!!

Dem Geschlechte der Auserwählten hingegen, deren Zierde ein Kranz von meinen Zweigen ist, tragen die heiligen Engel eine unverwelkliche Krone entgegen, die ewig ist, wie Gott, und wie die Freude des Himmels!

— — Jetzt verstummte der Lorbeerbaum; denn er konnte der Kraft der Wahrheit nicht widerstehen. Der Rosmarin aber grünte in neuer Schönheit und Anmuth; denn er hatte der Unschuld das Wort gesprochen.

* * *

Ihr Lieben, die ihr das leset! trachtet ihr nur, den schlauesten Feind in euerm Innersten, „die böse Lust“ zu besiegen, und so die Unschuld des Herzens zu bewahren: dann seyd ihr vor dem Richterstuhle der Weisheit größer und ehrwürdiger, als mancher Held, der mit Lorbeern gekrönt ist. Denn man kann Völ-

ker besiegen, und dabey doch ein feiger und niedriger Sklave seiner Leidenschaften seyn. Wer aber sich selbst überwindet, der ist der achtungswürdigste Sieger, und der größte Held vor Gottes Angesicht.

9.

Der edle Sohn.

Heinrich, der Sohn braver, aber armer Landleute, las an einem Sonntage bey dem Gemeinde-Vorsteher in der Zeitung, daß ein reicher Mann in der benachbarten Stadt einen jungen Menschen suche, der für seinen Sohn, den das Loos traf, als Soldat eintreten wolle. Wie glücklich ist ein Jüngling, sprach er bey sich selbst, der seine Eltern aus einer großen Noth retten kann.

Meine armen Eltern sind in Gefahr wegen einer Schuld von 400 Gulden ausgepfändet zu werden, oder ihr einziges noch übriges Stückchen Feld zu verlieren. Wenn ich jetzt freywillig Soldat würde, was ich über kurz oder lang vielleicht gezwungen, werden muß; so könnte ich durch das Eintrittsgeld den Kummer meiner guten Eltern auf einmal endigen, und ihnen wohl gar noch einen Vorschuß zur leichtern Führung ihres Gewerbes biethen.

Gedacht, gethan. Heinrich eilte sogleich in die nahe Stadt zu dem Reichen, und ward mit ihm nach einer halben Stunde über 800 Gulden einig, welche Heinrich für seine Stellvertretung haben sollte.

Aber zu diesen 800 Gulden müßten Sie mir noch einen sehr großen Gefallen thun, sagte Heinrich schüchtern. Und welchen? fragte der Reiche. Da meine Eltern nicht wissen sollen, daß ich für ihren Sohn Soldat werde, und doch das mir von ihnen zu zahlende Geld zur Unterstützung meiner nothleidenden Eltern bestimmt ist; so bitte ich Sie recht herzlich, diesen das Geld als ein Geschenk aus ihrer Hand zuzuschicken, damit sie sich nicht meinetwegen einen neuen Kummer machen. Tief gerührt war die ganze Familie des Reichen über die zärtliche Kindesliebe, und in mehreren Augen glänzten Thränen der Freude. —

Der Hausvater faßte Heinrich traulich bey der Hand und sagte: Lieber Freund, du rettest auch mich von einem Kummer. Viele Wochen habe ich mich vergebens nach jemanden umgesehen, der für meinen geliebten Sohn die dem Soldaten oft drohende Lebensgefahr übernehmen möchte. Ich werde daher deinen Eltern die vertragsmäßige Summe nach deinem Wunsche zusenden, aber derselben noch ein kleines Opfer meiner Dankbarkeit für dich beylegen, damit dich dein gutes Herz nicht in Schaden bringe.

Heinrich küßte dem edlen Reichen dankbar die Hand, hielt sich bis den andern Morgen in der Stadt auf, um die nöthigen Anstalten zu seiner Aufnahme in den Soldatenstand zu treffen, und ging dann höchst vergnügt nach Hause.

Seine Eltern und jüngern Geschwister eilten ihm entzückt aus dem Hause entgegen, und berichteten ihm mit der unaussprechlichsten Freude, daß ein reicher Mann aus der nahen Stadt 1600 Gulden in purem

Golde ins Haus geschickt habe; 800 Gulden seyen ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit dafür, daß Heinrich gestern seinen Sohn aus einer großen Gefahr gerettet habe; die andern 800 Gulden ein Geschenk für die Eltern Heinrichs.

Heiße Thränen der Dankbarkeit gegen Gott und den edelmüthigen Städter rollten hier über Heinrichs glühende Wangen herab.

Die Eltern wollten wissen, aus welcher Gefahr gestern Heinrich den Sohn ihres Wohlthäters gerettet habe. Heinrich sagte: Aus einer sehr unbedeuden, die viele ausgezeichnete Menschen mit wahrem Vergnügen übernehmen. Auch hat uns der edle Reiche nicht bloß so vieles Geld geschenkt, sondern er hat mir noch überdieß einen guten Dienst bey einem sehr großen Herrn verschafft, worin ich gewiß keine Noth leiden werde. Von dort aus hoffe ich euch besser als bisher, für eure Liebe gegen mich unterstützen zu können. —

Acht Tage lang blieb die ganze Familie sehr vergnügt beysammen, am neunten entfernte sich Heinrich, von den heißesten Segenswünschen seiner nun sorgenfreyen Eltern und Geschwister begleitet, um, wie er sagte, seinen neuen Dienst anzutreten.

Ein ganzes Jahr erhielten die Eltern keine Nachricht von Heinrich, worüber sie sich wenig kümmerten, da er nach ihrer Meinung gut aufgehoben war. Auf einmal kam der Gemeinde-Vorsteher dieses Orts, ganz außer sich, mit der Zeitung in der Hand zu Heinrichs Eltern gerennt, und las ihnen folgende Nachricht vor:

»Der Küraſſier, Heinrich Malter, der in dieſer »blutigen Schlacht mit beyſpielloſem Heldenmuthe Seine »königliche Hoheit den Kronprinzen aus feindlicher Ge»fangenſchaft heraushieb, und von einer augenſchein»lichen Lebensgefahr befreyte, ward noch auf dem »Schlachtfelde zum Küraſſier-Offizier und Ritter der »königlichen Krone ernannt. Und damit das Anden»ken dieſer ausgezeichneten That zur Nacheiferung beſ»ſer erhalten werde, bewilligten Seine Majeſtät der »König dem Dorfe Streitau, Malters Geburts»orte, eine dreyjährige Steuerfreyheit, und ſeiner Fa»milie auf ewige Zeiten die in und um das Dorf lie»genden königlichen Domänen. Seitdem iſt der Ritter »und Küraſſier-Offizier Malter beſtändig an der »Seite Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen.“

Heinrichs Eltern wußten ſich vor freudiger Verwunderung nicht zu faſſen. Nachher erfuhren ſie, daß Heinrich die Veranlaſſung zu der erwähnten königlichen Beſchenkung ſeiner Eltern dadurch gegeben habe, daß er in der Hitze des Kampfes dem geretteten Königsſohne zurief: „Mein Fürſt, wenn ich falle ſo vergeſſen Sie meiner armen Eltern nicht!“

Der Tag, an welchem Heinrich nach einer fünfvierteljährigen Abweſenheit ſeinen Geburtsort Streitau beſuchte, war der fröhlichſte unter allen Feſttagen dieſes Dorfes. Es war dem hochverdienten Krieger von der dankbaren Gemeinde eine Ehrenpforte errichtet, über welche der Pfarrer des Dorfes die Worte ſetzte:

„Kinder, die mit Dank die Eltern pflegen,
Krönet herrlich Gottes Vaterſegen!“

10.

Die Pfütze und das Bächlein.

An einem freundlichen Morgen wandelte ein Landmann mit seinen zwey Söhnen hinaus in das Feld. Der Weg führte sie an einer Pfütze vorbey. Christian, der jüngere Sohn, verhielt sich die Nase. — Pfuy, der abscheulichen Grube! sprach er; laß uns, lieber Vater! vorüber eilen, denn unerträglich ist der Geruch des faulenden Wassers. — „Laß uns,“ antwortete der Vater, „lieber einen Augenblick verweilen; denn auch diese Pfütze soll euch, meine Kinder! ein ernsthaftes Wort der Lehre verkünden.“

Wie, sprach Christian mit Verwunderung, die garstige Lache sollte uns etwas zu lehren vermögen? — „Ja freylich,“ versetzte der Vater; „denn der liebe Gott hat ja in der Natur deßwegen das Häßliche neben das Schöne gestellt, damit dieses um so lieblicher erscheine, und das Herz des Menschen desto leichter gewinne. Und so bleibt auch das Häßliche lehrreich für uns.“

Nun denn, lieber Vater! sprach Wilhelm, der ältere Sohn, ich bitte dich, verkünde uns das Wort der heilsamen Lehre.

Und darauf begann der Vater also zu reden: „Diese Pfütze, liebe Kinder! stellet euch dar ein Bild des bösen, verdorbenen Menschen. Wasser, welches immerdar steht, muß endlich verderben und faul werden.“

„Also verdirbt auch der Mensch, und versinket in Thorheit und Sünde, wenn er sich hingiebt dem schänd-

lichen Nichtsthun; denn Müssiggang ist jeglichen Lasters Anfang. Verdorbenes Wasser ist ungenießbar für Menschen und Vieh; denn nur Kröten und Molche suchen darin ihren Aufenthalt, und an seinem Rande findet ihr nichts, als Brennnessel und stechende Disteln. Also auch, meine Kinder! stehet der verdorbene Mensch da: ohne Nutzen und Werth für die Welt, als eine elende Last seiner Brüder; und in seinem Innersten naget das brennende und stechende Gefühl eines bösen Gewissens. Auch sehet ihr, wie selbst das Bild der herrlichen Sonne nur dunkel und fast erloschen wiederstrahlet aus dem trüben, schlammigen Sumpfe."

„So, meine Lieben! verfinstert sich auch das Gemüth des versunkenen Menschen, und es erlischt in ihm allmählig das Bild der Gottheit. Ach, des armen, unglücklichen Menschen! der da ohne Gott, in Nacht und Finsterniß wandelt."

So sprach der Vater, und ging nun hinab in das nahe Wiesenthal. Die Söhne folgten ihm schweigend und sinnend, denn sie nahmen die Worte des Vaters zu Herzen. Da faßte Wilhelm seine Hand, und sprach: O liebster Vater! du hast uns ein Bild des bösen, verdorbenen Menschen gegeben; gieb uns nun auch ein Bild des guten, edelmüthigen Mannes.

„Dieß kann ich leicht," versetzte der Vater. „Ein solches Bild stellt euch vor Augen das klare Bächlein, welches durch unser Wiesenthal rinnet. Seht es nur an: in steter Bewegung rieselt es fort, und darum ist auch sein Wasser so frisch und so helle. Dankbar empfängt der durstige Wanderer von ihm den küh-

lenden Trank, und in kleinen Kanälen ergießt sich ein Segen über die nahen Gefilde.“

»Also auch, meine Kinder! lebt der Edle in beständiger Thätigkeit, und wird niemals müde, Segen zu schaffen, und wohlzuthun allen, die nach Erquickung verlangen.«

»Die Ufer des Bächleins bekleiden liebliches Grün, und mancherley Blumen: das stille Veilchen und das zarte Vergißmeinnicht, und Jedermann lustwandelt gerne daneben.«

»Also auch wohnet in der Brust des edlen Menschen die stille Freude, und Jedermann nahet sich ihm mit Vergnügen, und die dankbare Menschheit vergißt nimmermehr, ihn ihren Liebling zu nennen.«

»Die Sonne endlich bildet sich ab in dem hellen, reinen Spiegel des Bächleins, und verschönert das Wasser. Also auch spiegelt sich, und wiederstrahlet in dem reinen Gemüthe des Edlen, das Bild Gottes. Dieser glänzende Wiederschein verkläret sein Antlitz, und gießet darüber aus eine unbeschreibliche Milde und Anmuth.«

»Kinder!« fuhr der Vater fort, »welches von beyden Bildern gefällt euch nun besser?«

Das Zweyte, liebster Vater! o, das Zweyte! antworteten die Söhne, und riefen einmüthig: Wäre ich, o Bächlein, dir gleich!

11.

Der menschenfreundliche General.

Ein Jäger-Regiment schickte sich an, die Stadt Weil zu plündern. Der Obergeneral, ein harter und gefühlloser Mann, der mit kaltem Blute das Wohl von Millionen seiner Herrschsucht und Eitelkeit zum Opfer bringen konnte, hatte seiner Armee, wovon das Jäger-Regiment einen Theil ausmachte, beym Anfange einer großen Schlacht versprochen, daß sie, wenn sie den Sieg erhielte, die ganze Gegend rings umher ausplündern dürfte.

Die Schlacht wurde gewonnen, und dem Jäger-Regimente fiel durch das Loos die Stadt Weil zur Plünderung zu.

Mit tiefer Wehmuth las Edelfried, der General des Regiments auf den Gesichtern seiner Soldaten eine ausgelassene Freude, welche die Hoffnung einer reichen Beute bey den Meisten erzeugt hatte. Er ließ daher vor den Thoren der Stadt Weil die Krieger seines Regiments um sich einen Kreis bilden, und sprach also zu ihnen:

Tapfere Waffenbrüder!

Die Bewohner der vor uns liegenden Stadt Weil, die an dem Kriege so unschuldig sind, als die über uns stehende Sonne, haben während einer zweytägigen Schlacht vor ihren Thoren Todesangst ausgestanden.

Viele von ihnen kamen durch die in die Stadt geflogenen Kanonenkugeln ums Leben. Die Häuser und Wohnungen wurden durch jene zertrümmert.

Die Vorstädte gingen im Rauche auf, und ergriffen durch ihr verzehrendes Feuer mehrere Gassen der Stadt, die ein Raub der Flammen wurden. Die meisten Kranken der Stadt, und eine große Anzahl braver Mütter stürzte der Schrecken in ein frühes Grab.

In diesem Augenblicke danken vielleicht die Uebriggebliebenen dem Höchsten für die Rettung ihres Lebens und ihrer kleinen Habe. Und ihr wollet über diese Unglücklichen wie reißende Thiere herfallen, und sie mit Gefahr ihres Lebens des Wenigen berauben, das sie aus dem großen Schiffbruche ihres Wohlstandes gerettet glauben. Dann wären nicht fühlende Menschen, sondern Tieger und Hyänen eure Väter und Mütter.

Wendet mir nicht ein, daß euch der Obergeneral die Plünderung der Gegend als Lohn eurer Tapferkeit versprochen habe. Schämt euch vielmehr, daß er euch für fähig hielt, die Beraubung unschuldiger Menschen als eine Aufmunterung zur Erfüllung eurer Pflicht anzusehen.

Zeigt ihm daher, daß ihr nicht aus Hoffnung eines Gewinnes, auf welchem der Fluch Gottes und der Menschen liegt, sondern aus Anhänglichkeit an seine Person, und aus Gehorsam gegen seine Befehle diesen glänzenden Sieg errungen habt.

Sprecht, seyd ihr noch entschlossen, zu plündern? Statt des erwarteten Nein! erhob sich unter den Kriegern ein unzufriedenes Gemurmel.

Der General warf ihnen einen Blick zu, der Zorn und Verachtung blitzte, und fuhr nach einigen Augenblicken also fort:

So will ich euch denn die Plünderung der Stadt Weil abkaufen. Eurer sind 1500. Wenn ihr plündert, so müßt ihr erst erwarten, ob ihr etwas Bedeutendes findet. Ich biethe euch eine gewisse Beute.

Der König ließ mir vor einigen Tagen einen rückständigen sechsmonatlichen Sold auszahlen. Nehmet diese 3000 Thaler, und vertheilt sie unter euch zur Schadloshaltung.

Wem dieser Ersatz zu gering scheinen sollte, der melde sich, und ich werde ihm seinen Schaden besonders vergüten.

Die Jäger waren mit den 3000 Thalern zufrieden, und zogen ruhig von Weil in ihr Lager zurück.

Die Bewohner der Stadt Weil erfuhren bald diese menschenfreundliche That des feindlichen Generals, ließen ihm durch Abgeordnete den herzlichsten Dank sagen, und vollen Ersatz anbiethen. Allein der General schlug, diesen Ersatz aus, und sagte: Die meinen Jägern bezahlten 3000 Thaler war ich der Stadt schuldig, da ich in den sechs Monaten, für welche jene den Sold ausmachten, aus den Mitteln der Stadt und der um sie liegenden Gegenden ernährt und unterhalten worden bin.

Als der Landesherr der Stadt Weil nach eingetretenem Frieden diesen Zug der edelsten Menschenfreundlichkeit dieses feindlichen Generals erfahren hatte, schrieb er demselben folgenden Brief:

Vortrefflicher Mann!

Ich bin unfähig, Sie für ihre Herzensgüte zu belohnen. Jede Gegend meines Landes, wo sie standen, rühmt laut ihre edelmüthige Schonung. Sie haben sich in meinem und meiner Unterthanen Herzen

ein unvergängliches Denkmal errichtet. Verzeihen Sie mir den Wunsch, mich in dem Andenken des edelsten Mannes zu erhalten, und nehmen Sie mein beigelegtes Bildniß gütig auf. Nie wird mein Vaterherz das Gute vergessen, welches Sie meinen Kindern erzeigten.

Das Bild des Königs war in Gold gefaßt, und reich mit Diamanten besetzt. Dieses Bildniß, sagte Edelfried oft zu seinen Mitgeneralen ist mir mein liebstes Ehrenzeichen; denn ich habe mir es nicht durch Bruderblut, sondern durch brüderliche Schonung verdient.

12.

Das Kreuz.

Paul Schnitzer war ein Bauersmann in den Rheingegenden. Er hatte die Jahre seines Lebens allezeit in Glück und Segen gelebet; denn er verstand die Wirthschaft des Feldes, und war dabey fromm von ganzem Herzen. Er kannte keine größere Freude, als an Feyerobenden in den heiligen Schriften, oder in irgend einem andern nützlichen Buche zu lesen; deßwegen wußte er auch klugen Bescheid von geistlichen und weltlichen Dingen zu geben, und die Nachbarn besuchten ihn gerne, und wenn er zu reden begann, da schwiegen alle, und hingen mit gespannter Aufmerksamkeit an seinem lehrreichen Munde; denn, sagten sie, Gott hat dem Paul die Weisheit ins Herz gegeben.

Eines Abends hatte er seine Aecker besucht, und er war zurückgekehrt zur Heimath voll stillen Vergnügens; denn dicht und schön stand sein Getreide, und die segenschwere Saat hatte sich herniedergeneiget zur Erde. „Gott Lob!“ sprach er, als er bey den Seinigen angekommen war, „die Zeit der Reife ist da; in zwey Tagen mögen wir die Schnitter hinaussenden zur Ernte!“

Darüber war die Freude der Mutter und Kinder unaussprechlich groß, und sie gingen nun alle mit fröhlichem Herzen zum Nachtessen. Bald aber wurden sie aufgeschreckt durch ferne Donnerstimmen und leuchtende Blitze. Paul ging zum Fenster, und sah in die Ferne.

Siehe! da zog ein schweres, schwarzes Gewölke furchtbar heran. Schnell erhob sich ein Sturmwind; schrecklich heulte er durch die Wälder und Bäume. Auf einmal ergoß sich der Himmel, und es fielen herab dichte Schloßen! Fürchterlich rauschte und klang es auf den Dächern; die Fenster klirrten und sprangen! „Ach mein Gott!“ seufzte die Mutter, „nun ist alles dahin!“ und die Kinder fürchteten sich sehr. „Seyd ruhig, meine Lieben,“ sprach in stiller Wehmuth der Vater, „denn die Hand Gottes ist über uns!!“

Des andern Morgens gingen Männer und Weiber hinaus auf die Felder. »Ach meine Aecker! mein Flachsland schrien da Einige. Ach mein Garten! mein Weinberg! jammerten dort Andere, und weinten bitterlich; denn es war alles in Grund und Boden geschlagen, und überall ein Gräuel der Verwüstung.«

Da gesellten sich nach und nach die Männer des Dorfes zu Paul, welcher eben vor einem Feldkreuze stand, das durch den Sturm umgestürzt und in zwey Stücke auseinander gebrochen war. Die Männer aber rangen die Hände und sprachen: »Ach verloren ist nun eines ganzen Jahres mühselige Arbeit! vergebens all der vergossene Schweiß! Die Kindlein daheim und das Gesinde schreyen um Brod, und wir haben nun die Hände leer, und vermögen nimmermehr, ihnen den Hunger zu stillen! Das ist ein Kreuz! sagten die Einen. Ach! das ist ein großes Kreuz! sagten die Andern. Nachbar Paul, redete ein Dritter, du hast uns so oft ermuntert in traurigen Tagen; weißt du ein Wort des Trostes in dieser Trübsal: o so verkünde es uns Armen!«

Da ermännte sich Paul und sprach: »Lieben Brüder! allerdings ist das Schicksal betrübt, welches uns traf; doch die Wege Gottes sind alle schnurgerade und eben. Er schicket dem Menschen niemals ein Kreuz; das Kreuz machen wir uns immer erst selber!«

Darüber verwunderten sich die Männer und sprachen: Deine Rede ist dunkel, lieber Paul! sag uns doch dieses mit deutlichen Worten. Und darauf begann Paul: »Sehet ihr da die zwey Balken von dem zerbrochenen Kreuze? Wenn ich nun beyde über oder neben einander lege, in einer und der nämlichen Richtung, so wird ja daraus niemals wieder ein Kreuz. Wird aber der eine über den andern nach der Quere geleget: dann erst entstehet ein Kreuz.«

»Also verhält es sich auch mit dem göttlichen und menschlichen Willen. Wenn unser Wille allezeit Eins mit dem göttlichen ist — in den Tagen der Trübsal,

wie in den Tagen der Freude, und wenn wir uns immer mit kindlichem Herzen in Gottes heilige Fügung ergeben, so werden wir nimmermehr klagen über Leiden und Kreuz. Sobald aber unser fleischlicher Sinn widerstrebet den Anordnungen der göttlichen Weisheit, dann erst liegt uns ein schweres Kreuz auf der Schulter; wir versinken in Unmuth und Trostlosigkeit, und wissen uns nimmer zu helfen.«

»Darum, lieben Brüder, wollen wir auch in dieser großen Noth niederfallen mit Hiob, und anbethen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Herr kann's zehnfach wieder geben; gebenedeyet sey der Name des Herrn!«

»Ja, er sey gebenedeyt!« stimmten die gerührten Männer mit ein, »denn es lebet ja noch der alte Gott!«

»Wahrlich er lebet, und speiset die Vögel der Luft, und kleidet die Blumen des Feldes. Er wird auch uns zu versorgen wissen; denn sein Name ist Vater!«

So sprach Paul, und die Männer gingen getröstet, und voll stiller Wehmuth auseinander.

13.

Geistesgegenwart.

Der König Heinrich, welcher sein Heer in Person kommandirte, war in Gefahr, bey der Untersuchung der Stellung der Feinde, von diesen gefangen genommen zu werden. Er hatte bloß einen General und

sechs berittene Jäger bey sich, und wurde von 1500 Feinden, die sich in einem Hinterhalte gelagert hatten, völlig umringt, und von den Seinigen abgeschnitten.

Der König zog sich mit seinen sieben Begleitern in eine kleine Vertiefung des Wäldchens zurück, welches in der Mitte des von den Feinden eingeschlossenen Raumes lag, und sprach hier zu seinem Häufchen also: Freunde, ich bin verloren, denn es ist unmöglich, daß wir uns durch einen uns mehr als 200mal überlegenen Feind durchschlagen. Doch wäre es ein ungeheures Unglück für unser Vaterland, wenn ich lebendig in die Hände der Feinde fiele, weil sie meinen Unterthanen bey ihrer liebevollen Anhänglichkeit an mich, als Bedingung meiner Freylassung den nachtheiligsten Frieden abtrotzen werden. Ich will und muß daher sterben. Damit aber mein Tod dem Staate einigen Nutzen bringe, so werde ich mich unter die Feinde stürzen, und ihnen mein Leben so theuer als möglich verkaufen. Ich überlasse es euern Herzen, ob ihr mich auf meinem Wege begleiten wollt, auf welchem die Rückkehr unmöglich ist.

Wir sterben mit dem Könige, oder befreyen ihn! riefen die Sieben einstimmig.

Aber Euer Majestät, sprach ein Jäger, Namens Stör, entschlossen, müssen mir rasch Ihre Kleidung und Ihren Degen geben, und dafür meine Kleidung und Waffen nehmen. Für das Uebrige wird der Himmel sorgen.

Schnell ging bey diesen Worten dem Könige ein Strahl der Hoffnung seiner Rettung auf. In einem Augenblicke waren Kleider und Waffen gewechselt,

und wie ein Blitz stürzte sich jetzt Stör in Königstracht, ohne daß der König und die sechs übrigen Begleiter ihn erreichen konnten, mitten unter die Feinde, und richtete mit dem reichbrillantirten königlichen Schwerte ein fürchterliches Blutbad an.

Die Feinde, welche Stör für den feindlichen König ansahen, enthielten sich sorgfältig jeder Verwundung desselben, da sein Tod ihnen wenig, seine Gefangenschaft aber unendlich viel nützen konnte. Sie schlossen vielmehr um ihn einen engen Kreis um seine Entweichung unmöglich, und ihn durch seine Entwaffnung sich unschädlich zu machen.

In dieser Lage, wo die ganze Aufmerksamkeit der Feinde auf den vermeinten König gerichtet war, entkam der verkleidete wirkliche König mit seinen übrigen sechs Begleitern, ohne im mindesten beunruhiget zu werden, glücklich zu seinem Heere.

Während nun Stör entwaffnet, und mit einer sehr großen Bedeckung in Sicherheit gebracht wurde, griff der König, von der Stärke und Schwäche der Feinde durch den Augenschein genau unterrichtet, dieselben ohne Verzug an, und zwar zu einer Stunde, wo sie sich wegen der vermeinten Gefangenschaft des Königs einer ausgelassenen Freude überließen.

Heinrich hatte den Sieg in vier Stunden erkämpft, und die Feinde räumten mit einem schrecklichen Verluste an Menschen und Geschütz das Schlachtfeld. Doch hielten sie diesen Verlust für höchst unbedeutend gegen den köstlichen Gewinn der gefangenen Person des Königs, und sagten laut, daß sechs gewonnene Schlachten den Feinden diesen Schaden nicht ersetzen könnten. Allein wie erstaunten sie, als sie

durch die unzweydeutigsten Beweise erfuhren, daß sie nicht den König, sondern einen gemeinen Jäger in königlicher Rüstung gefangen hatten.

Bald darauf diktirte der siegreiche König Heinrich den Frieden, und machte die Auslieferung des gefangenen Stör sammt der königlichen Kleidung und Rüstung, die er bey seiner Gefangnehmung trug, zu einer eigenen Friedensbedingung.

Als Stör nach seiner Zurückkunft schüchtern vor dem mit seinem ganzen Hofe und vielen Generalen umgebenen König erschien, ging ihm dieser entgegen, umarmte und küßte ihn, und sagte: Mein lieber Stör! ich und ihr Vaterland sind Ihrer Geistesgegenwart und Entschlossenheit den unaussprechlichsten Dank schuldig. Sie treten von heut an in die Stelle ihres vorgestern an seinen Wunden gestorbenen Obersten. Ihre Kleidung und Waffen behalte ich. Sie sollen auf ewige Zeiten den kostbarsten Theil des königlichen Schatzes ausmachen. Dafür lasse ich Ihnen meinen Degen und meine Kleidung zum Andenken. Doch wünsche ich, daß Sie den erstern, welchen Sie in einem entscheidenden Augenblicke zur Rettung des Vaterlandes führten, beständig an Ihrer Seite tragen, die Letztern aber, gegen Erstattung ihres vollsten Werthes durch mich, der Hauptkirche ihrer Vaterstadt zur Aufbewahrung ausliefern möchten.

Man denke sich das Staunen und Entzücken des braven Stör.

14.

Der Obstgarten.

An einem schönen Sommerabende liefen Lottchen und Fritz, zwey Kinder gut und fromm, wie kleine Engel, bey ihrer Mutter im Garten herum. Hier standen Aepfelbäume und Biernbäume, deren Aeste fast unter der Menge ihrer herrlichen Früchte zu brechen schienen, und ein Kirschbaum, der von oben bis unten voll süßer, reifer Kirschen hing. Der fiel den Kleinen besonders in die Augen. Ach, sieh einmal, liebe Mutter! rief Fritz, sieh die reifen Kirschen dort oben im Wipfel! Ach, wenn ich die doch herunter hätte! Soll ich nun einmal schütteln, liebe Mutter? soll ich? »Ja, Fritz!« sagte die Mutter, »schüttle immerhin, wenn du kannst; was herabfällt, das soll euer seyn!« — Und Fritz lief hin, den Baum aus allen seinen Kräften zu schütteln. Aber siehe! der Baum stand unbeweglich, und nicht eine einzige Kirsche fiel herunter. Betrübt lief er wieder zur Mutter, und sagte: Wie das doch zugehen mag, daß ich den Baum gar nicht bewegen kann, da ich doch voriges Jahr schon, als ich noch viel kleiner war, den kleinen Birnbaum dort mit den Zuckerbirnen hin- und herschütteln konnte, daß die reifen Birnen alle herunter fielen? — »Komme mit, Fritz!« antwortete lächelnd die Mutter, »ich will dir zeigen, wie es zugeht.« Die beyden Kleinen liefen hinter der Mutter her, und diese wies ihnen in einiger Entfernung vom Kirschbaume, wie bis dahin noch die Wurzeln des Baumes reichten, die in den vielen Jahren, daß der Baum

schon gestanden hätte, eben so, nur nicht vollends so stark, in der Erde fortgewachsen wären, wie der Stamm und die Krone des Baumes über derselben.

Sie erklärte ihnen, wie aus den größeren Wurzeln viele kleinere heraus wüchsen, wie diese das Erdreich umklammerten, wie der Baum, durch Hülfe dieser vielen Würzelchen, welches lauter hohle Röhrchen wären, den Nahrungssaft an sich zöge, und wie er selbst sowohl, als auch die Wurzeln, dadurch immer neuen Zuwachs erhielten. Darauf machte sie ihnen begreiflich, daß der große Kirschbaum, mit seinen vielen und langen Wurzeln, ein weit größeres Erdreich umfasse, als das junge Birnbäumchen, und daß jener also auch viel fester stehen müsse, als dieses.

Dieses alles wies die Mutter ihren Kindern, und setzte dann mit herzlicher Liebe hinzu: »Eben so, liebe Kinder! geht es uns Menschen mit dem Gutseyn. Je länger wir die Tugend, das ist, das Gute, üben, je mehr fassen alle unsere Kräfte darin gleichsam Wurzel, und desto unmöglicher ist es jeder Versuchung zum Bösen, uns nur zum kleinsten Wanken im Guten zu bringen, oder gar uns von dem guten Wege, auf dem wir schon eine Zeit lang fortgegangen sind, ganz abzureißen. Jetzt versteht ihr noch nicht ganz, meine lieben Kinder! was das sagen will; aber so viel könnt ihr doch schon begreifen: wenn das Birnbäumchen nie gepflanzt worden wäre, so könnte es auch nie groß, stark und so fest werden, wie der Kirschbaum nun schon ist. Nicht wahr, Fritz! das könnte nicht angehen, wenn er nicht gepflanzt wäre?« — Nein, sicher nicht, liebe Mutter! — »Und wann ist er gepflanzt? da er schon groß war wie jetzt? oder« — — Nein, liebe

Mutter! der Vater hat mir erzählt, daß er ihn, da er auch noch klein war, aus einem Kerne gezogen, und hernach einen Zweig vom Birnbaume hineingepfropft habe; sieh, so ist das kleine Bäumchen gewachsen. —

Während dieser Unterredung waren sie zu dem Baume hingegangen, und Fritz streichelte sanft an dem Stamme des Baumes nieder. »Nun, lieber Fritz!« fuhr da die Mutter fort, »freue dich, er wird auch einst so groß und fest werden, und so viele Früchte tragen, als der Kirschbaum.«

Aber nicht wahr, das könnte er nicht, wenn er nicht gepflanzt wäre? — So pflanzet denn auch ihr, liebe Kinder! jetzt die Tugend oder das Gute in euere Herzen; das heißt, habt den lieben Gott und euere Eltern und dann auch alle Menschen lieb, und thut gerne, was der liebe Gott durch euere Eltern von euch fordert.

Dann, Kinder! dann werdet ihr mit jedem Tage fester im Guten wurzeln, wie dieser Kirschbaum in der Erde, und werdet dann einst süße, erquickende Früchte auf euere Nebenmenschen tragen, wie dieser Baum sie euch jetzt giebt. Und nun bog die Mutter einen der schönsten Zweige des Baumes herunter, und pflückte den lieben Kleinen den ganzen Schoos voll süße Kirschen.

Die kleine, sanfte Lotte schmiegte sich an ihre Mutter, und sagte: Ja, liebe Herzensmutter! das will ich thun. Ich will Frömmigkeit und Tugend in mein Herz pflanzen, und der liebe Gott wird's darin recht schön aufwachsen lassen, wie er diesen großen herrlichen Kirschbaum hat wachsen lassen. Ach, wie

wie habe ich ihn lieb dafür, und wie schmecken sie so gut, die Kirschen! Sollst auch vielen Dank haben, liebste, beste Mutter! daß Du sie uns gepflückt hast! Und sanft schmiegte sie sich noch einmal an ihre Mutter, und küßte ihre Wangen.

Indessen lief auch Fritz herbey, der bis jetzt mit seinen großen offenen Augen auf Lottchen Acht gegeben hatte. Er griff nach der Mutter Hand, drückte sie herzlich, und sagte mit seiner gewohnten unverstellten Aufrichtigkeit: Ja, Mutter! ja! Was Lottchen gesagt hat, das wollen wir thun; gewiß, ich will gut und brav werden, wie Du mich haben willst, und wie die Leute sagen, daß mein Vater ist.

Die Mutter drückte gerührt beyde Kleinen an ihr mütterliches Herz, und dankte dem lieben Gott für die frohe Hoffnung, die ihr ihre Kinder machten, daß sie sie dereinst gut, oder welches einerley ist, glücklich sehen sollte.

15.

Das Vergißmeinnicht.

Katharina wurde von ihrer Mutter sehr geliebt; denn sie war ihr in allen Stücken gehorsam, und suchte ihr Freude zu machen, wie und so oft sie nur konnte. Da saßen sie eines Abends neben einander an einem Hügel, der sich hinter ihrem Hause erhob. Am Fuße des Hügels floß ein klares Bächlein vorüber, dessen Rand links und rechts mit den schönsten Blumen besetzt war.

Das Mädchen hupfte hinab zu dem Bächlein, sammelte einen Strauß Vergißmeinnicht, lief damit eilig zur Mutter zurück, fiel ihr um den Hals, und sprach mit zarter Empfindung: »Vergiß mein nicht, liebste beste Mutter! vergiß mein nicht.«

Wie könnte ich deiner vergessen! sprach die gerührte Mutter, denn ich liebe dich ja von Herzen, und werde dich immerhin lieben, wenn du gut und gehorsam bleibst, wie bisher.

»Dieß will ich, liebe Mutter! ja dieß will ich mein Leben lang,« sprach Katharina, und küßte der Mutter die Hand.

Wenn dich nun, sprach über eine Weile die sinnreiche Mutter, diese Blümchen so natürlich an die Bitte erinnern, daß ich deiner nicht vergessen soll: um wie viel mehr, meine Tochter, sollen sie dich erinnern, des besten Vaters im Himmel nicht zu vergessen, welcher die Blumen des Feldes so lieblich bekleidet. Und nicht nur diese Blümchen, liebes Kind! sondern was du erblickest: hier das schöne Wiesenthal, und die Biene, die da emsig herumschwärmt, um Honig zu sammeln; dort das fruchtbare Saatfeld mit seinen vollen Aehren, und der bunte Schmetterling, der darauf herumflattert; Alles, das Größte wie das Kleinste, Alles hat der liebe Gott so schön gemacht zum Nutzen und zur Freude des Menschen, und auf jedem Werke der Schöpfung steht es gleichsam von Gottes Finger geschrieben: »O Mensch, vergiß mein nicht!«

»O des lieben, guten Gottes!« sprach Katharina mit bewegtem Gemüthe.

Nicht aber die Geschöpfe in der Natur, liebe Tochter! fuhr die Mutter fort, sondern auch alle Schicksale, die wir erfahren, sind ein Werk Gottes, auf daß wir Seiner gedenken. Alle Leiden und Freuden sind ein Vergißmeinnicht aus der Hand des himmlischen Vaters; denn er schicket uns beyde, damit wir uns Seiner erinnern, und nimmer ablassen sollen, seine treuen Kinder zu seyn, gleichwie er unser treuer Vater ist.

Mögest du, liebes Kind! bey allem, was du in Zukunft Schönes erblickest, und bey allem, was dir begegnet, Auge und Herz gegen Himmel erheben, und des lieben Gottes nimmer vergessen, sondern stets vor seinen Augen wandeln.

»Ja, liebste Mutter! sprach Katharina mit gerührter Seele, nie will ich den lieben Gott vergessen, und stets vor seinen Augen wandeln. Nicht wahr, Mutter, dann wird der liebe Gott auch meiner nicht vergessen, und es mir wohl gehen lassen?«

Thue das Erste beständig, versetzte die Mutter, so kannst du das Zweyte sicherlich hoffen. Und so oft du wieder ein Vergißmeinnicht pflückest, denke in deinem Gemüthe:

In diesem Blümlein zart und fein,
In jedem Werke groß und klein,
In Freud' und Leid, in Wohl und Wehe,
Wo ich geh' und wo ich stehe,
Lebt mein Gott, der zu mir spricht:
»Liebes Kind, vergiß mein nicht!«

16.

Julius,

oder:

Die Folgen der Lüge.

Die Lüge mag noch so unbedeutend scheinen, so ist sie doch allzeit Unwahrheit, also immer wenigst ungeziemend, verächtlich und sündhaft; denn die Lüge ist das Machwerk des Satans. Sie ist aber meist auch zugleich nicht nur dem Nebenmenschen, sondern selbst auch dem Lügner — früher oder später — sehr oft höchst nachtheilig.

Dieß erfuhr, nebst schon vielen tausend Andern, Julius — und durch ihn auch Anton, — ersterer der Sohn eines reichen Kaufmanns in M., dieser dessen Pflegsohn, den er von einem ehemaligen Wohlthäter angenommen hatte.

Julius war kein boshafter Knabe, aber sehr dem Hange zum Lügen ergeben, der darum nichts desto weniger gefährlich und verderblich ist.

Der Vater belehrte ihn sehr oft darüber, stellte ihm den Anton, der ein sehr aufrichtiger und Wahrheit liebender Knabe war, zum Muster vor, und beschämte und strafte ihn, so oft er ihn auf einer Lüge ertappte. Allein die Mutter (wie es, leider! nur zu oft zum größten Nachtheil von den Müttern zu geschehen pflegt) wußte das geliebte Söhnlein immer zu entschuldigen, und vermehrte eben dardurch seinen verderblichen Hang zum Lügen.

Der Vater, dachte er, nimmt es ja gar zu genau, vor dem muß ich mich schon hüten; aber sonst hütete er sich auch vor Niemand.

Eines Tages spielte er im Hofe mit Anton Ball, der sich aber immer sehr in Acht nahm, den Fenstern nicht zu nahe zu kommen. Julius aber, minder vorsichtig, that einen Wurf, der nicht nur das Fenster in der Mutter Schlafzimmer, sondern auch ihre Mundtasse zertrümmerte. — Zornig fuhr sie mit dem Kopf aus dem Fenster und fragte, wer dieß gethan habe. Beyde erschracken und verstummten. Wer hat dieß gethan? fragte sie wiederholt.

Anton, sagte nun Julius, und bewies dadurch, daß, wer auch nur an Scherzlügen gewohnt ist, bald auch in ernsten Fällen unwillkührlich zu lügen pflegt. —

Wart! rief die Mutter dem verstummten Anton zu, das sollst du mir büßen; diesen Abend lasse ich dich durch den Kutscher peitschen.

Schon einmal hatte sie ihn unverschuldet durch den Kutscher peitschen lassen, und entschlossen, sein Brod lieber in der weiten Welt zu betteln, ehe er sich nochmal eine solche Züchtigung gefallen ließ: und ohne ein Wort zu sagen, da seine Pflegmutter klierend das Fenster wieder zuschlug, warf er blos einen verachtenden Blick auf Julius, und verschwand.

Jetzt fühlte Julius Gewissensbisse, und schlich unmuthig umher. Der Abend brach heran: es wurde zu Tische gerufen, aber Anton erschien nicht.

Wo ist Anton? fragte der Vater? Er wird wohl schon in seine Kammer gekrochen seyn, antwor-

tete die Mutter, denn er hat etwas zerbrochen. Und nun erzählte sie den Vorfall, und daß sie ihm eine Strafe angedrohet habe, aber nicht, was für eine.

Das Gespräch wurde inzwischen auf andere Dinge gelenket, und der Vater, welcher nichts anders dachte, als daß Anton seine Furcht längst verschlafen, begab sich auch ruhig zu Bette.

Aber Anton war noch nicht da. Julius konnte nun die Qual des bösen Gewissens nicht länger mehr ertragen: er bekannte nun der Mutter alles, wie es sich ereignet hatte. Sie erschrack; allein statt ihn zu bestrafen, ermahnte sie ihn, dem Vater ja nichts davon zu sagen, weil sonst ein schweres Gericht über ihn ergehen würde; und Julius beharrte dann auch auf seiner Lüge.

Der bekümmerte Vater sandte auf alle Straßen, und ließ in allen Zeitungen den Entwichenen auffordern, zurückzukehren und eines liebevollen Empfanges gewiß zu seyn; allein alle Mühe war vergebens.

Freylich empfand nun Julius Schmerz und Reue über diesen Vorfall; denn er hatte seinen Jugendgefährten doch lieb, und er machte jetzt den Vorsatz, nicht wieder zu lügen, wenn er einem andern schaden sollte. Zwey Jahre nachher reisete er zu Pferd nach der nächstgelegenen Stadt.

Unterwegs kam er an eine Stelle, wo sich die Landstraße in zwey ganz gleich gebahnte Straßen theilte. Er wählte die unrechte, wurde aber doch von einem Bauern zufällig wieder zurecht gewiesen, kam an Ort und Stelle, kaufte, was ihm gefiel, tanzte, spielte, und als der Beutel früher, als er glaubte, leer geworden war, kehrte er fast unmuthig

heim; denn es drückte ihn das Gefühl, daß er Geld und Zeit verschleudert hatte.

Als er eben wieder an jenen Scheideweg kam, begegnete ihm ein junger Reiter, der große Eile zu haben schien, und hastig ihn fragte, welches der Weg nach Laubheim sey. Julius zeigte ihm den unrechten, und der Reiter wendete und sprengte fort.

»Bin ich auch eine Weile umgeritten,« sagte Julius lächelnd zu sich selber, »er mag sehen, wie er zurecht kömmt.« — Indeß kam er nach Haus, und lachte zuweilen noch schadenfroh über dieß kleine Abentheuer. —

Nachdem jene Spielgesellschaft, mit der sich Julius bey seiner jüngsten Reise unterhalten hatte, dort ihre Schafe geschoren hatte, kam sie in die Residenz-Stadt, um auch da ihr Handwerk zu treiben; und gar bald bekam sie auch den unerfahrnen Julius wieder in ihre Schlingen, welcher eine Menge Goldstücke, die die Mutter ihm zugesteckt hatte, verspielte. Am letzten Abende, da die Habichte ihn plünderten, fand er noch einige Thaler über die Schuld übrig, die er denselben bezahlen mußte. Er setzte nun auch diese noch auf eine Karte: gewann, verdoppelte den Satz, gewann wieder und noch einigemale, denn die Gauner wollten ihn nicht abschrecken. Nun aber legte der Banquier die Karten nieder und bezahlte ihm seinen Gewinn mit einer Banknote. Julius steckte sie ein und kam nicht wieder. —

Zufällig erblickte der Vater diese Banknote in seiner Hand, besah sie aufmerksam und fragte, woher er sie habe? — Da er nicht bekennen wollte, daß er

einem Spielgelage beygewohnt hatte, so sagte er, er habe sie bey Kaufmann Herz, ihrem Nachbar eingewechselt. — Ueberlaß sie mir sagte der Vater; und Julius, ohne sich um die Ursache zu bekümmern, aus der sein Vater den Besitz gerade dieser Banknote wünschen mochte, übergab sie ihm. —

Nun aber zirkulierten schon seit einiger Zeit in der Residenz falsche Banknoten, und die Regierung hatte einigen vertrauten Männern — und darunter auch seinem Vater — aufgetragen, die Quele dieses Uebels auszukundschaften, und den geringsten Argwohn beyzubringen. —

Der Kaufmann Herz war seit Kurzem schnell reich geworden, und daher fiel auf ihn Argwohn. —

Die Polizey schritt ein, und es wurde ihm das Haus von Unten bis Oben durchsucht; jedoch es fand sich nichts vor, vielmehr erhellte aus den Büchern des Kaufmanns, daß er bloß durch Fleiß, Ordnung und einige wohlgelungene Spekulationen seinen Wohlstand vermehrt hatte.

Der Vater des Julius bezeigte dem Mann seine Achtung und sein Bedauern über den Schrecken, den ihm die Untersuchung verursacht hatte, und fügte bey, daß es auf Veranlassung der falschen Banknote geschehen sey, die er seinem Sohne verwechselt habe.

Aber der Kaufmann betheuerte, der junge Herr habe nie Geld bey ihm gewechselt, und — der Vater stund nun mit tiefer Beschämung im Namen seines Sohnes vor dem ehrlichen und gekränkten Manne.

Noch dieselbe Nacht ließ er Julius wecken, vor sich kommen, und empfing ihn mit gerechtem Unwillen.

Julius, dessen Herz noch nicht ganz verhärtet war, bekannte jetzt ohne Umschweife. Es thue ihm wehe, sagte er, aber er hätte nicht geglaubt, daß eine so unbedeutende Lüge — — „Keine Lüge ist unbedeutend!" fuhr ihn der Vater an, „danke Gott, wenn diese keine schlimmere Folge hat, als, deine Schande:" — Leider hatte sie noch weit schlimmere.

Des Kaufmanns Gemahlinn war eben zu dieser Zeit Mutter eines Knäbleins geworden. Der Schrecken des nächtlichen Ueberfalls zog ihr ein hitziges Fieber zu, an dem sie starb. Sie hinterließ einen trostlosen Gatten mit fünf Waisen. Das zerknirschte den Lügner, der unter Thränen der Reue dem Vater zu Füßen fiel und ihm angelobte, nie wieder durch die kleinste Unwahrheit seine Lippen zu beflecken.

O! rief der Vater schmerzlich, du hast dieses Bekenntniß theuer erkauft! Wenn du mein Sohn bist, so wird dich der Gedanke an diese ermordete Frau bis zum Grabe begleiten.

Und so war es auch. — Julius ging tiefsinnig umher, fand nirgends Ruhe, und sann Tag und Nacht auf Mittel sein Vergehen wieder gut zu machen. Er stand jetzt mit Vorwissen und Bewilligung seines Vaters im Begriff ein frommes, tugendhaftes Mädchen aus einem sehr angesehenen Hause zu ehelichen, und er konnte mit Recht hoffen, durch sie glücklich zu werden. — Allein — sein Gewissen — ließ ihn nicht glücklich werden auf diesem Wege. Da trat er eines Tages muthig vor seinen Vater, und sprach:

„Vater! würden sie nichts dagegen haben, wenn ich eines Kaufmanns Tochter heurathete? — Der Vater, der seine erstere Verbindung billigte, stutzte bey

dieser Frage. Doch als er erfuhr, daß Julius des Kaufmanns Herz Tochter meine, da errieth er das Gefühl, das seinem Sohne diesen Vorsatz eingeflößt hatte, lobte sein Vorhaben und sagte:

„Geh', ich bin damit zufrieden.“ Julius ließ sich auf der Stelle bey Kaufmann Herz melden, der ihn mit sichtbarem Widerwillen empfing. „Ich komme, sagte Julius, um wieder gut zu machen, was meine Unbesonnenheit Böses gethan hat.“ — Mit einem bittern, schmerzlichen Lächeln fragte Herz: „Wieder gut machen? Wie das?“ — Julius machte nnn seinen Antrag mit aller Bescheidenheit, und das überraschte den Alten.

Die Heurath wurde geschlossen, und Julius, der ein Opfer seines Herzens gebracht hatte, beruhigte sein Gewissen durch den innern Zuspruch, daß er nun alles wieder vergütet habe. Allein er erfuhr bald, daß die bösen Folgen einer Lüge sich nicht immer wieder vergüten lassen.

Einst machte er mit seiner jungen Gattinn eine Reise nach L. . . . . zu dem Jahrmarkte, den er vor einigen Jahren besucht hatte.

An jenem Scheidewege, wo er vor diesem einem Fremden den unrechten Weg gezeigt hatte, fiel ihm zum erstenmale die Lüge aufs Herz, und Scham und Reue regten sich in seinem Innern.

Auf dem Markte gab es viel zu schauen und zu kaufen. Das junge Ehepaar ging von Bude zu Bude und fand unter tausend fremden Menschen viel Zerstreuung. Am Abende zogen sie sich an die Wirthstafel zurücke, und fanden, wie allerley kleine Körbchen, sehr niedlich von Papier geflochten, da feilge-

bothen wurden. Bey ihrem Anblicke empfand Julius plötzlich einen scharfen Stich ins Herz, denn sie erinnerten ihn an Anton; der schon als Knabe in derley Arbeiten sehr geschickt war.

„Wer hat diese Körbchen gemacht?“ fragt er sehr hastig? — Ein junger Invalid, der dort an der Thüre sitzt, antwortete ihm sein Nachbar: es wurden ihm beyde Beine abgeschossen, und jetzt erwirbt er sich auf diese Art ein kümmerlich Stück Brod. —

Julius schlug die Augen auf und erkannte in diesem Unglücklichen seinen ehemaligen Spielkammeraden, eilte zu ihm hin, und schloß ihn weinend in seine Arme. Der arme Anton blieb nicht lange in Zweifel, die Züge des jungen Mannes, der einst sein Bruder war, hatten sich mit greller Stärke in sein Gedächtniß gegraben; und unwillig entzog er sich dessen Umarmung. Aber Julius setzte ihm nicht aus, und da seine Freude wie seine Reue offenbar ungekünstelt war, so machte sich Anton endlich auf und hinkte ihm auf seinen Krücken auf sein Zimmer nach.

Julius drückte ihn nochmal an seine Brust, schaffte ihm alle Erquickungen herbey, und bath ihn dann mit freundlicher Wehmuth, ihm seine Geschichte zu erzählen.

„Ach! sagte Anton, meine Geschichte ist kurz. Nachdem du mich durch eine häßliche Lüge aus deines guten Vaters Haus vertrieben hattest, schweifte ich einige Tage in der Gegend umher. Der Hunger trieb mich unter die Werber, ich habe drey Feldzüge mitgemacht: wie es mir ergangen ist, siehst du wohl.“

Julius stand zerknirscht vor ihm. „Das ist der Sohn des Mannes, dem mein Vater sein Glück, ich

selbst meinen Wohlstand verdanke. Diesen habe ich durch eine schändliche Lüge in die weite Welt gejagt, und durch mich ist er zum Krüppel geworden.“ —

So sprach nun Julius, dessen Herz peinvolle Gedanken zerrissen. „Vergieb mir, guter Anton! stammelte er, ich will ersetzen, was ich vermag.“ –

„Ersetzen?“ — murmelte Anton, und warf seinen Blick auf seine Füße. —

„Komm mit mir, fuhr Julius fort, ich theile mit dir, was ich habe; sey wieder mein Bruder, wie vormals.“

Wie anders, als gerne nahm der Invalid den Vorschlag an; allein was auch Julius für ihn immer thun konnte und wollte: — die abgeschossenen Füße konnte er ihm doch nimmer geben — Anton war und blieb ein Krüppel.

Am andern Tag, um den wieder gefundenen Bruder, der an den schlecht geheilten Wunden noch sehr litt, so sanft als möglich nach Haus zu bringen, suchte Julius eine in Federn hängende Kalesche einzutauschen. — Dieß verhinderte die Abreise, und Julius Gattinn wünschte daher, des Marktgetümmels müde, noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen. Zu diesen gehört auch ein Hospital, das mit großer Sorgfalt unterhalten wurde.

Sie gingen in dieses hinein, bewunderten die Reinlichkeit desselben, und kamen endlich auch in den Flügel des Hauses, wo die Blinden sich befanden. Im Rückwege, den sie über eine Gallerie nehmen mußten, sah die Gattinn in einem offenen Zimmer eine junge Frau mit zerstreuten Haaren sitzen, die eben diese Haare beständig in Zöpfe flocht, wieder

ausdrehte und abermal flocht. — Marianna fragte neugierig den Führer, was das zu bedeuten habe. „Ach! sagte er, die arme, junge Person ist wahnsinnig.“ —

Erschrocken klammerte sich Marianne an ihren Manne, und wollte schnell vorüber gehen; allein der Führer versicherte, die Unglückliche thue Niemanden was zu Leide, seitdem sie Gesellschaft habe: nur anfangs, da sie deren nicht hatte, habe sie gerafet.

„Welche Gesellschaft?“ fragte Julius. „Treten Sie nur herein, sagte der Führer, Sie werden eine der interessantesten, wiewohl traurigsten Geschichten vernehmen.“

Die Fremden traten ein, und gewahrten in einer Ecke einen bleichen, hagern Mann, der aus hohlen Augen vor sich hinstarrte und ihrer nicht zu achten schien.

„Ist dieser auch wahnsinnig?“ flüsterte Julius dem Führer zu.

„O nein, erwiederte der Führer, nur sehr unglücklich! Er begab sich blos hieher, um diejenige zu bedienen, die minder unglücklich ist als er, weil sie ihren Zustand nicht erkennt.“

Julius wandte sich an den Unglücklichen, und bath ihn unter den sanftesten Ausdrücken des Mitleids, den Ursprung dieses Elendes zu erzählen.

„Mein Vater, sagte dieser, war hier ein bemittelter Kaufmann. Er verlor meine Mutter früh. Einige Jahre nachher wollte er sich wieder ehelichen; aber seine künftige Gattinn war von einem eigensinnigen Oheim abhängig, der einen alten Groll gegen meinen Vater hegte, und die Einwilligung hartnäckig

versagte. Indeß kam die Zeit, wo sie seiner Gewalt entzogen werden sollte, aber ehe noch die Stunde dieser Befreyung eingetreten war, entführte der Alte seine Nichte, und Niemand wußte, wohin.“

„Mein Vater war sehr unglücklich. Er forschte eines Forschens um ihren Aufenthalt; aber vergebens. Kurz vor ihrem Verschwinden nahm er ein Findelkind in sein Haus auf. Wir wuchsen miteinander auf, und seine Liebe war gegen uns beyde gleich groß.“

„Soviel wußte ich von seiner Geschichte, als ich mich, um die Handlung zu erlernen, in die Residenz begab, und nach 5 Jahren Buchhalter in einem gutrn Hause wurde. Hier trat eines Tages keuchend ein Both zu mir herein, meldete mir, daß mein Vater vom Schlage getroffen sey, daß er die Annäherung seines Todes fühle, und mich dringend bitten lasse, auf der Stelle zu ihm zu eilen, weil er mir noch etwas Wichtiges zu entdecken habe, woran die Ruhe seiner Sterbstunde hänge. Ich bestieg auf der Stelle ein Pferd, und eilte zu ihm. Als Knabe hatte ich den Weg nur einmal gemacht, und wußte daher nicht, welche von beyden Landstraßen die rechte war. — Ich bath daher einen wohlbekleideten Reiter, der mir begegnete, höflich und dringend, mir die rechte zu zeigen. — Er mußte sie wissen, denn er kam entweder geraden Wegs aus meiner Geburtsstadt, oder die andere Straße mußte die rechte seyn. — Allein der Unmensch zeigte mir den falschen Weg.“

Julius erblaßte. „Wann war dieß?“ fragte er stotternd.

„Vor drey Jahren. Ich war wohl schon 2 Stunden weit vorwärts auf der falschen Straße, da kam

ich an ein unbekanntes Städtchen und wurde meinen Irrthum gewahr. Ich kehrte schnell um, und kam spät in der Nacht in meines Vaters Hause an: aber vor etlichen Stunden war er verschieden, dessen letzte Worte eine Frage nach mir waren.“

„Nach den ersten schmerzvollen Tagen untersuchte ich seine Papiere, um eine Spur des Geheimnisses zu entdecken, das mir der Vater anvertrauen zu wollen schien; allein nichts konnte ich entdecken. Da ich die Geschäfte alle in bester Ordnung fand, vermuthete ich blos eine persönliche Angelegenheit, etwa irgend ein Unrecht wieder gut machen zu sollen; und gab daher reichliches Almosen.“

„Eleonore, das nun durch meines Vaters Tod zum zweytenmal verwaiste Findelkind, hatte während meiner Abwesenheit sich zu ihren übrigen guten Eigenschaften auch noch jene gesammelt, die eine gute Hausmutter besitzen soll, so, daß ich kein Bedenken trug, sie zur Gattinn zu wählen, um so mehr, da ich zufolge der großen Liebe meines Vaters zu ihr vermuthen durfte, daß er unsere Verbindung gewiß würde gebilliget haben. Wir sahen in dieser Hoffnung glücklich und zufrieden unserer nahen Verbindung entgegen.“

Hier unterbrach ihn ein Thränenstrom; dann aber fuhr er fort: „Ein Brief aus Nordamerika zertrümmerte am Trauungsmorgen dieß stille Glück häuslicher Zufriedenheit. Er war von der zweyten Gemahlinn meines Vaters geschrieben, nämlich von derjenigen Person, die der eigensinnige Oheim plötzlich entführt hatte, indem er nicht wußte, daß mein Vater mit ihr bereits ein ganzes Jahr zwar gesetzlich aber leider doch nur in geheim vermählet war, und

mit Sehnsucht der Stunde entgegen sah, die seine Gattinn der mißbrauchten Gewalt ihres Oheims entziehen würde, um sie öffentlich als seine Gattinn zu erklären und seinen Schritt auch vor den Menschen zu rechtfertigen. Eleonore war ein Kind der zweyten Ehe — folglich meine Schwester. Erlassen Sie mir das Uebrige, — ach das Entsetzlichste! — Sie sehen hier an meiner unglücklichen Schwester die Folgen dieses Briefes — ich schauderte zurück vor dem Abgrund an den ich ohne Verschulden geführt ward. Auf der Stelle erklärte ich sie öffentlich als meine Schwester, und trat ihr die Hälfte des väterlichen Vermögens gerichtlich ab. Gott stärkte mich, daß ich mit stiller Ergebung Alles ertrug, ohne verwirrt zu werden; — ihr Herz — ach es unterlag — sie fiel in ein hitziges Fieber und endlich in einen Wahnsinn, der nicht selten in Raserey ausbricht.“ —

„Bald wird auch ihre Mutter hier eintreffen; welch' ein neues Schauspiel des Jammers erwartet nun mich! — O daß der Unmensch Zeuge davon seyn könnte, der durch eine einzige muthwillige Lüge all dieses namenlose Elend über uns gebracht hat!“ —

Bey diesen Worten taumelte Julius gegen die Mauer, hielt sich noch einen Augenblick, und — sank ohnmächtig zu Boden. —

Er mußte auf ein Ruhebett gebracht werden; und als er wieder zu sich kam, blickte er starr und wild um sich. Gegen Abend ergriff ihn ein heftiges Fieber, er kämpfte wochenlang mit dem Tode, den endlich seine Jugendkraft noch besiegte; aber um seine Seelenruhe war es auf immer geschehen.

Er schlich umher wie ein Träumender, verbarg sich schüchtern vor jedem Menschen, und war stumm für seine Hausgenossen und Freunde. Da er von tiefem Kummer nach wenigen Jahren allmählig aufgezehrt, auf dem Sterbebette lag, ließ er einige Stunden vor seinem Tode seinen kleinen Sohn vor sich kommen, und sprach mit heißen Thränen folgende Worte zu ihm:

„Mein Kind! lüge nie! selbst auch die kleinste Lüge ist vor dem Wahrhaftigsten ein Gräuel, und kann schreckliche Folgen nach sich ziehen; und besäßest du auch alle Schätze der Erde: du würdest sie vergebens wieder gut zu machen suchen. Bewahre diese Worte tief in deinem Herzen — und bethe für deinen unglücklichen Vater, den einzig der Glaube an die Barmherzigkeit Gottes in Jesus vor Verzweiflung schützen kann. Sey — bleibe wahr!“ —

Jetzt sank er zurück und — sein Geist war ausgehaucht.

17.

Das hochzeitliche Kleid.

Margaretha hatte von ihrer Ahnfrau ein neues Kleid zum Geschenke erhalten. Es war von weißer, glänzender Seide, mit schön eingewebten himmelblauen Blümchen übersäet, und dessen Saum mit feinen Spitzen verbrämt. Das Mädchen hatte daran eine unbeschreibliche Freude. Mit Herzenslust sah sie es unzähligemale an, und zeigte es jeder ihrer Gespielinnen, und der Gedanke an das schöne Kleid war ihr erster beym Aufwachen, und ihr letzter vor dem Einschlummern. —

Als sie es aber am Hochzeitstage ihres Bruders das erstemal anzog, da hatte sie das Unglück, beym Essen einen Flecken in das hochzeitliche Kleid zu bringen. Bitterlich weinte das Mädchen, als es nach Hause kam, und der Mutter den Unfall erzählte. — Nach einiger Zeit begegnete es ihr wieder, daß sie das Kleid mit zwey andern Flecken beschmutzte. Es schmerzte sie zwar, aber lange nicht mehr in so hohem Grade, wie das erstemal, und sie vergoß nun schon keine einzige Thräne mehr.

„Sieh, meine Tochter!“ sprach jetzt die verständige Mutter, die dieses bemerkt hatte: „es gehet mit der Unschuld, wie es dir mit deinem schönen Kleide erging; denn es ist die Unschuld so recht das hochzeitliche Kleid der unsterblichen Seele.“

„Man achtet und schonet das schöne Kleid, so lange es rein und unbefleckt ist. Wird es aber mit dem ersten Flecken verunstaltet, so betrübt und ärgert man sich. Indeß ist es nun einmal geschehen, und man schonet und achtet es weniger. Viel gleichgültiger sieht man den zweyten Flecken an, und merkt kaum mehr auf den dritten und vierten, und in kurzer Zeit ist das schönste Festkleid ein verworfener Lappen.

Drum zitt're vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

18.

Täuschung und Uebereilung.

In Italien hatte eine Bäuerinn ihr Kind in der Wiege schlafend zurückgelassen, während sie in den Garten ging, um ihrem Manne in seiner Arbeit an die Hand zu gehen. Es befand sich in dem Augenblicke, wo die sorgsame Mutter durch Verschließen der Thüre das Möglichste zur Sicherheit ihres Kindes gethan zu haben glaubte, kein lebendes Wesen weiter im Zimmer, als ein alter Haushund, der neben der Wiege schnarchte.

Das war, wie die Pudel zu seyn pflegen, ein treues gutmüthiges Thier, welches sich von dem Kinde wohl zwanzigmal schmerzlich bey den zottigen Ohren rupfen ließ, ohne kaum zu murren; er wurde wie zur Familie gehörend betrachtet, und seine Gegenwart konnte daher der Mutter keine Besorgnisse erregen.

Alles dieß mochte die gute Frau im Weggehen überlegt haben, aber eines hatte sie vergessen: sie hatte nicht nachgesehen, ob das Fenster, welches in den Garten ging, wohl verwahrt war. —

In Italien, wie überhaupt in den heißen Ländern, sind die giftigen Schlangen sehr furchtbare Gäste, die sich häufig, wo sie nicht durch Lärm verscheucht werden, in die Zimmer schleichen. Wohl mochte das erwähnte Fenster, als die Frau noch im Zimmer war, ziemlich hart angelehnt, aber durch keine Wirbel gesperrt gewesen seyn; der Zugwind, beym Oeffnen und Zumachen der Thüre, hatte dieses Fenster aufgeschla=

gen, und durch dasselbe sah sich ein solcher gefährlicher Gast den Eingang geöffnet.

Wie die Schlangen öfters von erhabenen Stellen, in einen Knaul zusammengewickelt, herabzuspringen pflegen, so mochte es auch diese von dem Fensterstocke herabgethan haben, und ihr Fall hatte den wachsamen Pudel erweckt. Als die Schlange gewahrte, daß sich etwas rührte, kroch sie schleunig an der Wiege hinauf, um sich unter dem Bettchen eine Zuflucht zu suchen. Sie war damit dem Hunde aus den Augen gekommen, doch er hatte deßhalb noch nicht ihre Spur verloren.

Aengstlich in seiner Pflicht, als treuer Wächter des Hauses, kann er den heimlich eingeschliechenen Gast, selbst ohne zu wissen, wie gefährlich er war, nicht dulden. Er springt an der Wiege empor, wühlt der Spur nach, geht aber dabey so hastig zu Werke, daß er durch sein Gewicht die Wiege umwirft, und das im Schrecken erwachte Kind einen ziemlich derben Fall auf den Boden thut.

Dieser Unfall gab jedoch für den Augenblick der Sache die glücklichste Wendung; denn mit dem herausrollenden Bettkissen entdeckte sich auch gleich der Feind, unser Pudel aber säumte in seinem Eifer nicht, ihm mit ein Paar kräftigen Bissen den Garaus zu machen und ihn in Stücken zu zerreißen, daß das Blut auf dem Boden umher rann.

Nachdem sich damit der Eifer des braven Hauswächters abgekühlt hatte, beunruhigte ihn nun das Gefühl des Mitleids mit dem schreienden Kinde, und daß sein freundliches Lecken an Armen, Brust und Kissen es nicht zur Besänftigung bringen konnte.

Aus Angst mischt er sein Bellen in das Geschrey des Kindes, und beyde Töne dringen endlich bis weit in den Garten hinaus, und rufen die erschrockenen Eltern herbey.

Die Thüre thut sich auf. O mit welchem Ausdruck der Freude ob des Beystandes, den er erscheinen sieht, springt der Pudel seinem eintretenden Herrn entgegen! Das erste, was diesem in die Augen fällt, ist die blutgefärbte Schnautze des Hundes. In demselben Augenblicke tritt die Mutter hinter ihm nach, und thut einen Schrei des Entsetzens: „Mein Kind in Blut, zerbissen!“ —

Alles trug zu dieser schreckbaren Täuschung bey: das rinnende Blut auf dem Boden, und die blutigen Spuren, mit denen das Kind von dem schmeichelnden Lecken des Pudels bezeichnet war. Was war glaublicher, als das der Hund wüthend geworden? Und Zorn und Furcht vor eigener Gefahr führten den Streich, der das unschuldige Thier betäubend zu Boden streckte.

Kaum war die That der Uebereilung geschehen, so klärte sich alles auf; das Kind war unbeschädigt, und beruhigte sich in den Armen der Mutter, der Vater räumte die Wiege zusammen und die zerstückelten Ueberreste des erlegten Feindes aus dem Wege: mit herzzerschneidendem Gefühle des Erbarmens kam ihm mit einem Male der arme Pudel zu Gesicht, der noch seine letzten Kräfte zusammenraffend, winselnd heran kroch und sich zu den Füßen seines Herrn streckte, um nie wieder einen Laut von sich zu geben.

19.

Der Berg.

In einer von Gebirgen umschlossenen Gegend lebte ein edelgesinnter Vater mit seiner Familie auf einem schönen, friedlichen Landgute. Sein ältester Sohn hieß Sigmund. Vater! sprach dieser einstmals zu ihm, ich bin nun schon zwölf Jahre alt, und noch nie habe ich einen unserer Berge bestiegen.

„Nun denn," sagte darauf der Vater, „wenn du diese Woche hindurch recht fleißig und gehorsam seyn wirst, so will ich dir am nächsten Feyerabende die Freude machen, und mit dir einen derselben besteigen."

Gewiß, liebster Vater! will ich recht folgsam seyn, sprach der Knabe.

Der Feyerabend war erschienen, und der Vater hatte mit Sigmund die Reise nach dem höchsten Berge in der Gegend angetreten. Nachdem sie über eine halbe Stunde weit aufwärts gegangen waren, da sprach der Knabe: Ach, mein Vater! wie bin ich so müde an allen Gliedern, und wie schwer wird mir das Athmen.

Der Vater aber sprach ihm Muth ein und sagte: „Nur muthig vorwärts, mein Sohn! oben wirst du dich freuen der ausgestandenen Mühe."

Sigmund nahm nun alle seine Kräfte zusammen. Der Vater aber reichte ihm seinen Arm, daß er sich daran halten möchte, und so gelangten sie glücklich bis zu dem Gipfel des Berges. Hier lagerten sie sich unter dem Schatten der Bäume, wischten den Schweiß von der Stirne, ruheten aus, und sahen mit Herzens-

lust hinab auf den langen, steilen Weg, den sie zurückgelegt hatten.

Die Luft, welche sie umwehte, war rein und mild, und sie athmeten so leicht, als wären sie neugeboren. Nicht ferne vernahmen sie das Murmeln einer Quelle, und im Grase erblickten sie mancherley schöne Blumen und Beeren, die der Knabe noch niemals gesehen hatte.

Sigmund nachdem er sich abgekühlt hatte, ging hin, trank aus der Quelle, und pflückte einige von den Blumen und Beeren. Die eine Hälfte der Blumen flocht er zu einem schönen Kranze, um ihn der lieben Mutter zu bringen; die andere Hälfte aber, die er in einem Strauß gebunden hatte, brachte er dem Vater, und sprach:

„O, mein Vater! wie wohl ist mir nun wieder in meinem Herzen! und wie hat der kühlende Trank meine Seele erquickt! Verkoste nur einmal von diesen Beeren, wie süß sie schmecken! und nimm diese Blumen, wie lieblich sie duften! So ein kräftiger Wohlgeruch ist in unserem ganzen Thale nirgends zu finden! Nun ist uns die überstandene Mühe wohl tausendfältig belohnt.“

„Ja freylich, mein Sohn!“ erwiederte darauf der fromme Vater, „und du hast nun, durch eigene Erfahrung, ein Bild des Tugendweges gefunden.“

„Auch der Weg der Tugend ist steil und mühsam zu wandeln; denn schmal ist der Weg und eng die Pforte, die da führen zum Leben; und das Reich Gottes leidet Gewalt, und nur die Gewaltigen vermögen einzudringen in das Heiligthum, welches da ist die göttliche Tugend. Wer aber Ge-

walt braucht, erreichet das Ziel, und findet Ruhe und Freude, und jenen süßen Frieden der Seele, der sich nur fühlen, aber nicht aussprechen läßt, und im Himmel haben die heiligen Engel für ihn eine unverwelkliche Krone geflochten.“ Also redete der Vater.

Der Sohn aber sprach mit bewegtem Gemüthe: „O mein Vater! möchte eine solche Krone auch für mich geflochten werden! O ich will gewiß den Pfad der Tugend wandeln; und um darauf zu beharren, so viel Gewalt brauchen, als nur immer in meinen Kräften ist.“

Und darauf erwiederte der Vater: »Wenn wir, liebes Kind! nur redlich thun, was wir können, so wird der liebe Gott treulich hinzu thun, was wir nicht vermögen. Denn gleichwie ich dir, da du matt und schwach werden wolltest, meinen Arm reichte, um dir bergauf zu helfen, also auch ist die Hand Gottes unsichtbar mit einem jeden, der da wandelt auf dem Pfade der Tugend, und es werden dem Ohnmächtigen höhere Kräfte vom Himmel gesendet, auf daß er nicht unterliege, sondern am Ziele frohlocke.«

Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Voll Kampfes und voll Leiden;
Doch weiter hin führt er zum Heil,
Und zu des Himmels Freuden.

20.

Der Feyerabend.

Gotthold, ein frommer Vater, ging an einem Sonnabende hinaus in das benachbarte Feld, und neben ihm wandelte Philipp, sein Sohn. Es war eben die Zeit der Ernte, und die Arbeiter des Feldes hatten die sechs langen Wochentage viel ausgestanden von der brennenden Hitze, und manchen saueren Schweißtropfen vergossen. Da erscholl nun auf ein Mal die Feyerabend-Glocke von dem Kirchthurme des Dörfchens.

Mancher Schnitter warf eilig die Sichel von dannen, schwang seinen Hut in die Höhe, und jauchzte vor Freuden. Andere aber lagerten sich auf das weiche Gras der Feld-Ranken hin, wischten den Schweiß von der Stirne, sahen mit erfreutem Gemüthe zum Himmel, und dankten dem lieben Gott, daß er ihnen Kraft und Gesundheit zur Arbeit, und nun den ersehnten Feyerabend bescheret habe.

Siehst du, mein Sohn, sprach jetzt Gotthold mit gerührtem Herzen, wie sich der müde Taglöhner freuet des Geläutes, welches ihm die Feyerstunde verkündet; denn süß schmeckt ihm, nach geschehener Arbeit, die Ruhe, und wenn er heim kömmt, empfängt ihn der Hausvater voll Liebe, und zahlt ihm mit freundlichem Antlitze den Tageslohn aus.

Was meinst du nun aber, liebes Kind, wird wohl auch der Müßiggänger sich des Feyerabends so herzlich erfreuen können, wie der treue, ermüdete Arbeiter?

Ach nein, liebster Vater, antwortete Philipp, der wird nun trübsinnig niederblicken zur Erde und

seufzen; denn er hat weder Freude noch Lohn, sondern dafür Unruhe und Vorwürfe zu erwarten.

Ja wohl, mein Kind, sprach der Vater, und du siehst hier aller Menschen ewiges Schicksal vorgebildet; denn es ist das Leben einem langen Arbeitstage zu vergleichen, und wir sind insgesammt Knechte des Einen Herrn unser aller im Himmel, und es ist jeder gestellt an sein Tagewerk. Einst schlägt die Stunde, da der heiligen Engel Posaunenschall allem Fleische den großen Feyerabend ankündet, und alles, was Mensch heißt, hinruft zu dem Throne der Vergeltung.

Welche namenlose Freude dann für den guten, treubefundenen Arbeiter, denn es harret seiner die erfreuliche Stimme: Wohl dir, du Getreuer! empfange nun für deine Mühe und Kämpfe den Tageslohn der Ewigkeit: „Geh ein in die Freuden deines Herrn!“

Dagegen wird jene große Feyerstunde den Treulosen mit Angst und Schrecken erfüllen; denn es erwartet ihn der furchtbare Ausspruch: „Dem ungetreuen Knechte aber bindet Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsterniß, wo Jammer und Klaggeschrey ist.“ —

Ach, lieber Vater! erwiederte hierauf mit bewegter Seele der Jüngling, mich schaudert's ob dem Schicksale des Unglücklichen. Mein Gott! ich will ein treuer Knecht werden; ja, liebster Vater! dieß will ich.

Da ergriff der Vater die Hand des Knaben, und sprach mit erfreutem Gemüthe: „Gott segne deine schönen Vorsätze, mein Sohn, auf daß du sie in die That verwandelst.“

21.

Der treue Pudel.

Eine wahre Begebenheit.

Vor nicht gar langer Zeit trug sich im Salzburgischen Gebirgslande folgender merkwürdiger Vorfall zu; merkwürdig, da ein einfältiges Hausthier, ein Hund, die Veranlassung gab, daß zweyen Menschen das Leben gerettet wurde. Man höre, wie dieß zuging.

Ein Pfarrer, nicht weit von dem Städtchen Werfen, wurde am frühen Morgen zu einem Bauer geholt, der sehr gefährlich krank darnieder lag. Es war gerade um die Mitte der rauhen Winterszeit, die in den gebirgigen Gegenden weit ungestümmer zu seyn pflegt, als auf dem flachen Lande. Der Schnee fiel in dichten Flocken, und nur mit Mühe gelang es dem Geistlichen und dem Küster, zu der Wohnung des Kranken den Weg zu finden, obschon ihnen der Knecht des Bauers mit der Laterne vorleuchtete, denn es war noch gewaltig finster.

Endlich, nachdem sie über hohe Gebirge geklettert waren, waren sie so glücklich, den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen, und sich der geheiligten Pflicht zu entledigen. Als sie den Rückweg antraten, war es um ein Bedeutendes heller geworden, und der Pfarrer verbath sich den Wegweiser, da er ihn jezt nicht mehr zu benöthigen glaubte.

Sie schlugen denselben Weg wieder ein, auf welchem sie hergekommen waren, kletterten die steilen Gebirge hinan; und als sie in das Thal niederstiegen, stellte sich plötzlich ein warmer Wind ein, der Himmel

wurde heiter, die Sonne goß ihre milden Strahlen nieder, und alles schien ein gänzliches Aufthauen des Gefrierens zu verkünden. Als sie die Mitte des Thales erreicht hatten, hörten sie mit einem Male ein dumpfes Gebrülle, das mit jedem Augenblicke stärker wurde, und mit donnerähnlichem Getöse die ganze Gegend erschütterte, — „Herr Jesus," schrie der Küster, „Gott sey uns gnädig, eine Lavine!" — Noch hatte er das Wort nicht vollendet, als unter entsetzlichem Lärm, so daß der Erdboden zitterte, sich eine ungeheure Schneelast über den Fußsteig hinwälzte, und beyde, den Pfarrer und den Küster, unter sich begrub.

Nichts war mehr von den beyden Wanderern zu sehen, das einzige Geschöpf, das Zeuge dieses jammervollen Geschicks gewesen, war der Pudel des Pfarrers, der ihn auf seinem Wege begleitet hatte. Da dieses Thier immer eine Strecke voraus lief, so entkam es hiedurch glücklich der Gefahr. Als es aber seinen Herrn nicht mehr fand, ward es ängstlich, winselte und heulte, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. —

Bald lief der Pudel auf die Lavine, bald krazte er mit seinen Pfoten an den Seiten derselben, bald steckte er seine Schnauze in irgend eine Oeffnung, die der Schnee im Sturze gelassen, gleich als ob er seinen Herrn belauschen wollte. Zuletzt, als das arme Thier gar nicht wußte, was es anfangen sollte, lief es davon, und über Stock und Stein gerade nach der Gegend hin, wo sich die Wohnung des Pfarrers befand. Als es zur Thüre des Pfarrhofes kam, krazte es an derselben, was es nur konnte, und winselte weit ärger, als zuvor. —

Die Hausleute, die den Hund ohne seinen Herrn wieder kommen sahen, wurden auf das Thier aufmerksam, und geriethen auf verschiedene Vermuthungen. Endlich, da der Hund immer vor ihnen herlief, wieder zurückkehrte, wieder vorlief und dabey sein ängstliches Geheul zunahm, faßte der Diener des Pfarrers den Entschluß, dem Hunde genau nach der Stelle hinzufolgen, wohin er ihn führen sollte.

Als der treue Pudel merkte, daß man ihm folge, lief er um so schneller, und der gute Thoms hatte große Noth, ihm auch schnell genug nachkommen zu können. — In einer Viertelstunde waren sie schon hinter dem großen Bergrücken. —

Himmel, was sah er? einen ungeheuren Schneeberg über den Fußsteig hingewälzt, und nun brauchte er erst nicht mehr den Hund zu fragen, wo sein Herr sich befinde? Thoms hatte zu seinen Schrecken alles das errathen, was ihm der Pudel anzudeuten schien. —

Schnell rief er nach allen Seiten um Hülfe, und da sich dieses Unglück nicht weit vom Dorfe zugetragen hatte, so hatte seine Stimme bald eine Menge Leute zusammengerufen, die alle mit der größten Anstrengung arbeiteten, die Lavine aufzugraben, und wo möglich die Verschütteten vom Tode zu erretten.

Nach zwey mühevollen Stunden war man
lich so glücklich, den Pfarrer aus dem S
zugraben, er war völlig erstarrt und
Lebens war an ihm wahrzunehmen. r
suchen, ihn wieder in's Leben zurü
es endlich dem Chirurgen des Orte
ster des Erstarrten durch zweckmäßi

tel wieder rege zu machen, und der Geistliche kam zu sich. —

Während dem, waren die Uebrigen unabläßig besorgt, auch dem Küster unter dem Schnee Luft zu schaffen: auch hierin war man glücklich, und der Küster bekam binnen wenig Minuten seine volle Besinnung wieder. —

Als nun der Pfarrer von seinem Diener Thoms erfuhr, wie der Pudel die Veranlassung geworden, daß er in diese Gegend gekommen, daselbst die Lavine gesehen sogleich das Unglück vermuthet, um Hülfe gerufen, und durch vereintes Nachgraben ihn endlich gerettet habe, blickte der würdige Geistliche mit einer Thräne des Dankes zum Himmel empor, umarmte dann seinen treuen Lebensretter, und übergab ihn zuletzt dem Thoms, damit er ihn nach Hause trüge, da das arme Thier von Angst und Schmerz erschöpft, am ganzen Leibe zitterte.

Thoms hüllte das gute Thier von Angst betäubt in seine Schürze und eilte damit nach der Wohnung des Pfarrers, wo er demselben alle erdenkliche Sorge angedeihen ließ.

Während dem hatten sich der Pfarrer und der Kü- von dem ausgestandenen Schrecken erholt, und bey- ..ächst Gott ihre Rettung den angestrengten umliegenden Dorfbewohner.

22.

Die Bäumchen.

Gotthard war ein frommer, alter Schloßgärtner. Die Knaben und Mädchen des Dorfes kamen gerne zu ihm; denn er wußte ihnen allerley schöne Geschichten zu erzählen, und sein Mund war immer voll weiser Reden. Da war er eines Abends eben daran, ein wildes Birnbäumchen zu pfropfen, und etliche Kinder standen, wie gewöhnlich, um ihn herum. Gotthard aber hatte ein Baumsäglein in der Hand, und sägte die Krone des Bäumchens herunter.

„O weh!“ riefen die Kinder, „nun ist es ja gar um das Bäumchen geschehen!“ Der Gärtner aber lächelte, machte einen Spalt in das abgehauene Bäumchen, pfropfte ein edles Reis darauf, und verband alles sorgfältig. Darnach sprach er: „Seht, liebe Kinder! hätte ich den Stamm, wie er war, aufschießen lassen, so wäre er wildes Holz geblieben, und hätte niemals genießbare Früchte getragen. Darum mußte ihm ein Reis von edlem Stamme gegeben werden, damit das Bäumchen künftig auch edle Blüthen und Früchte hervorbringen möge.“

„Auch der Mensch, meine Lieben! ist so zu sagen wilder Art, wenn er, sich selbst überlassen, heranwächst; denn er ist von Natur mehr zum Bösen geneigt, als zum Guten, und es herrscht in ihm die Begierde nach unrechten Dingen; denn jegliches Kind greift nach dem Verbothenen schnell und begierig, aber langsam und unwillig thut es, was recht ist. Deßwegen haben euch Vater und Mutter frühzeitig ein-

gepflanzet die heilige Gottesfurcht, und dadurch die wilde Natur veredelt, daß ihr nun scheuen möget das Unrecht, und lieben, was gut ist. Und jetzt erst könnet ihr, gleich dem veredelten Bäumchen, auch edle Früchte hervorbringen, die kostbar sind im Angesichte des Himmels und erfreulich den Menschen.“ —

O, wie können wir, sprachen die Kinder, den lieben Eltern genug danken für solche Wohlthat und Treue?

„Liebt eure Eltern, und seyd ihnen gehorsam! dieß wird ihnen der liebste Dank seyn,“ sagte der Gärtner, und ging dann hin zu zwey andern Bäumchen, welche daneben standen, und die er im vorigen Jahre gepfropft hatte. Er ergriff zwey starke Stäbe, setzte sie neben den Stämmen tief in die Erde, und band sie daran fest. — Da sprachen die Kinder: O, die Bäumchen sind ja viel schöner im Stande der Freyheit, warum doch gibst du den zarten Gewächsen das zwängende Band und die unansehnlichen Stecken?

„Dieses geschieht,“ sprach der Gärtner, damit sie kein Sturmwind abbreche oder niederbeuge zur Erde, sondern damit sie gerade empor wachsen, und ihre Häupter gegen den Himmel tragen. Haben sie einst tief in der Erde gewurzelt, und genugsame Stärke gewonnen, so nehme ich die Stecken hinweg, und lasse sie frey; denn sie vermögen alsdann sich selber zu halten.“

„Gerade so, meine Kinder! ist auch für euch, in zarter Jugend, der Stand der Freyheit über Alles gefährlich; denn ihr seyd noch zu schwach und unerfahren, euch selber zu leiten, und vor dem Verderben

zu schützen. Deßwegen nehmen euch Eltern und Lehrer mit liebender Hand unter strenge Aufsicht und Zucht, damit sie euch vor Verführung und tausend Gefahren behüthen, und für den Himmel erziehen. Hat aber einmal die Liebe zur Tugend in eueren Herzen kräftige Wurzeln geschlagen, dann werdet ihr freyer gelassen; denn ihr vermöget alsdann euch selber zu hüten vor Unrecht und Sünde."

Vater Gotthard! sprachen die Kinder, wir wollen uns merken, was du gesagt hast; habe Dank für die lehrreichen Worte.

Gotthard reichte nun jedem Kinde einen Blumenstrauß, und damit hüpften sie munter nach Hause, und erzählten den Eltern, was sie der weise Gärtner gelehrt hatte.

23.

Großmuth Ludwig des Baiers.

Im Jahre 1314 wurde Ludwig, genannt der Baier, ein eben so edler, als tapferer Fürst, auf dem gewöhnlichen Wahlfelde vor Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt.

Friedrich der Schöne, Herzog von Oesterreich, gab sich alle Mühe, diese Würde an sich zu reißen, und wurde wirklich von einigen Wahlfürsten zum deutschen Könige erwählt, und gekrönt. Er konnte sich aber als solcher nicht behaupten, und erklärte deßwegen Ludwig dem Baier den Krieg, welcher

sieben Jahre dauerte, bis es endlich zu einer entscheidenden Schlacht kam.

Zu dieser Schlacht hatte sich Friedrich, die übrigen österreichischen Prinzen, und seine Bundesgenossen ein ganzes Jahr gerüstet. Sie brachten ein Heer von 50,000 Mann zusammen, und rückten, mit solcher Zuversicht auf ihre Macht, in Baiern ein, daß es schien, als wären sie vielmehr gekommen, ein bereits erobertes Land in Besitz zu nehmen, als erst um den Sieg zu kämpfen.

Friedrich und die Seinigen, sind auch wirklich, ohne den geringsten Widerstand gefunden zu haben, bis nach Mühldorf vorgerückt. Sein ganzes Heer war voll Muth und Freudigkeit.

Ludwig rückte ihm entgegen. Als er aus seiner Hauptstadt München auszog, begleiteten ihn alle Bürger und Handwerker, welche Waffen führen konnten, und unter Wegs strömten die Einwohner der Landstädte und Dörfer herbey, mit der Entschlossenheit, für ihren Landesherrn, und den Ruhm ihrer Nation, zu siegen oder zu sterben. Auch seine Freunde und Bundesgenossen eilten ihm zu Hülfe, und es kam am 28. September 1322 auf den sogenannten Vechwiesen zwischen Ampfing und Mühldorf zu einer mörderischen Schlacht.

Ludwig der Baier erfocht durch die Klugheit und Entschlossenheit seines Feldherrn, Seyfried Schweppermann, eines gebornen Nürnbergers, den vollständigsten Sieg, nahm 1500 Oesterreicher vom guten Geblüte gefangen, worunter sich auch Fridrich der Schöne selbst befand.

Als man Friedrich ankündigte, daß man ihn vor den Kaiser Ludwig führe, erschrack er heftig, denn er glaubte, daß er nun fürchterliche Rache an ihm nehmen werde.

Allein Ludwig, als man ihn vorführte, sah ihn mit freudigem Blicke an, und sprach: „Ich sehe Sie gerne bey mir, lieber Vetter! Seyen Sie gutes Muthes! Sie haben vor dem Tode sich nicht zu fürchten, das Leben ist Ihnen gesichert.“ Friedrich senkte das Angesicht zur Erde, und sagte: „Das Schicksal hat mich in Ihre Hände geliefert, ich bin zufrieden.“

Den andern Tag ließ Kaiser Ludwig den Friedrich nach dem festen Schloße Trausnitz, abführen.

Nach der Hand begab sich Kaiser Ludwig, des Krieges satt, selbst persönlich nach Trausnitz, und setzte den Herzog Friedrich den Schönen, welcher sich bey seiner Ankunft vor Schrecken nicht fassen konnte, durch seine Anrede, freundliche Begegnung und Großmuth in Erstaunen, indem er ihm nicht nur ohne alle Bedingung eines Lösegelds die Freyheit schenkte, sondern ihm zugleich den Vorschlag that, aus Liebe zum Frieden die Reichswürde mit ihm so zu theilen, daß sie beyde dem deutschen Reiche mit gleichem Ansehen vorstehen, und die Stände dazu anhalten wollten.

Er führte hierauf den innigst gerührten Friedrich mit sich nach München, wo beyde Fürsten eine ordentliche Urkunde ausfertigten, und solche mit wechselseitigen Zeugen bewährten, sich aber darin jetzt dahin verstanden, daß dem Ludwig die Reichsregierung im Deutschlande, dem Friedrich aber in Italien überlassen werden sollte.

Kaiser Ludwig machte diesen Entschluß den Reichsständen bekannt, allein diese bewilligten es nicht, sondern bestanden darauf, daß Ludwig allein die ganze deutsche Reichsregierung behalten mußte.

24.

Fürstliche Auszeichnung.

Als am Abende nach der eben erwähnten Schlacht bey Mühldorf Kaiser Ludwig mit seinen Feldherren die Abendmahlzeit einnahm, bey welcher sich ein Mangel an Eiern äußerte, so, daß jeder Anwesende nur Ein Ei bekam, legte er seinem obersten Feldherrn zwey mit den Worten vor: „Jedem Mann Ein Ei, dem frommen Schweppermann zwey;“ denn ihm haben wir es zu verdanken, daß wir heute in dem Lager speisen.

25.

Ein Beyspiel sonderbarer Stärke.

Als sich Georg der Reiche, Herzog von Baiern, mit Hedwig, einer Tochter des Königs Kasimir von Polen, vermählte, hielt er zu Landshut eine überaus prächtige Hochzeit, bey welcher Kaiser Friedrich der Dritte mit seinem Sohne Maximilian nebst 15 andern Fürsten und etlich vierzig Reichsgrafen mit ihren Gemahlinnen erschien.

Alle genossen das größte Vergnügen und alle möglichen Ergötzungen. Unter andern fand sich auch ein polnischer Graf von ungemeiner Größe und Stärke ein, der mit Hohn und Verachtung von den Deutschen sprach, und ihre Ritterspiele nur Kindergezänke nannte, und stolz jeden von den Deutschen zum Zweykampfe herausforderte. Da sich nun Niemand an ihn wagen wollte, so both sich Herzog Christoph von München zum Kampfe an.

Beyde erschienen auf dem Kampfplatze, und die Baiern erwarteten sorgenvoll für ihren Prinzen den Ausgang der Sache. Christoph sprang nach deutscher Gewohnheit vom Pferde, und forderte vom Gegentheile ein Gleiches, um vor jedermann zu erweisen, daß keiner einen unritterlichen Vortheil gebrauche. Der polnische Graf wollte sich lange hiezu nicht bequemen, und gab vor, daß er seiner Leibesschwere wegen hart wieder zu Pferde kommen würde.

Auf den Ausspruch der Ritter mußte er doch absteigen, und dann zeigte es sich, daß er mit zwey Riemen an das Pferd geschnallt war, um nicht so leicht aus dem Sattel gehoben zu werden.

Hierüber entstand nun ein allgemeines Hohngelächter des zuschauenden Volkes.

Endlich schwang sich Christoph behende wieder auf das Pferd, da der schwerleibige Pole von seinen Leuten mit vieler Mühe und mit entsetzlichem Schnauben auf seinen Gaul gehoben wurde.

Jetzt rannten sie auf einander, und der hagere, aber nervigte Prinz versetzte dem stolzen Riesen einen solchen Stoß auf die Brust, daß er ihn zwey Manns-

längen hinter das Pferd hinaus warf, durch welchen Fall er nach zwey Tagen seinen Geist aufgab.

26.

Der edle Baier.

Max Emanuel ging in dem Kriege wider Oesterreich, mit einigen tausend Baiern auch auf Tyrol los. Alles schien nach Wunsche zu gehen. Er nahm in Eile die starken Festungen Rattenberg und Kufstein weg, kam bis nach Innsbruck, der Hauptstadt dieses Landes, und ließ sich dann den Eid der Treue schwören. Er wollte weiter vorrücken, aber auf einmal griffen die Bauern zum Gewehre, besetzten die engen Thäler, durch welche man ziehen mußte, und der Churfürst fand sich genöthigt, Tyrol wieder zu verlassen.

Aber auch der Rückzug war nicht mehr so leicht, die Bauern hatten sich auf die Berge gelagert, und richteten viele hundert Baiern zu Grunde; der Churfürst selbst stand in Gefahr, sein Leben zu verlieren. Was wagt aber nicht ein edler Baier für das Leben seines Fürsten? —

Graf Arco, sein getreuer Vasal, ritt bisher auf der linken Seite desselben, als er die Gefahr wahrnahm, trat er auf dessen rechte, und sieh! als sie bey der sogenannten Martinswand (einem hohen Berge) vorbeyritten, geschah ein Schuß, nnd Arco lag an der Seite seines Fürsten im Blute. Die Bauern hatten ihn, wie er vermuthete, für den Churfürsten angesehen. So ward Emanuels Leben durch den Tod

eines der rechtschaffensten Baiern gerettet, und er kehrte unverletzt in sein Land zurück.

27.

Die edle Rache.

Bey der edlen Handlung des Unterthans, kann ich auch die seines Fürsten nicht verschweigen.

Nach eingetretenem Frieden, da Max Emanuel wieder in sein Baiern eingesetzt wurde, kam der Tyroler Handel, Arcos Mörder, nach München, in der Meinung, daß ihn da niemand kennen würde. Er wurde aber doch verrathen, und seine Gegenwart dem Churfürsten gemeldet. Dieser hätte nun seinen Frevel rächen, und ihn hart bestrafen können. Aber nein! —

Er schickte ihm zwölf baierische Thaler zum Geschenke, und ließ ihm sagen: Er möchte sich in aller Stille aus der Stadt machen, denn er könnte ihm für sein Leben nicht gut stehen, wenn die Bürger seinen Aufenthalt erführen. So rettete der Fürst dem das Leben, der es ihm rauben wollte, und belehrte seine Unterthanen, wie rühmlich es sey, seinen Feinden zu vergeben. —

28.

Vertrauen auf Gott.

Als Karl Albert sich während des Krieges, den er mit Oesterreich hatte, in der freyen Reichsstadt Frankfurt aufhielt, kamen am neuen Jahrstage verschiedene Stände, sowohl Freunde, als Feinde, dem gütigsten Kaiser aufzuwarten.

Der Fürst war außerordentlich herablassend und leutselig; er sprach mit jedermann sehr freundlich, besonders aber that er es gegen seine Feinde. Einer seiner Vertrauten erinnerte ihn in der Stille: er möchte ein wenig vorsichtig seyn; es wäre möglich, daß sich unter der Zahl seiner Feinde auch ein Meuchelmörder einschliche. Der Kaiser gab ihm aber gelassen zur Antwort: Freund! wen Gott bewahrt, den bewahrt er auch mitten unter seinen Feinden.

29.

Der Kaiser und der Hirtenknabe.

Karl Albert ritt einst mit einigen seiner Hofherren über Land. Auf dem Wege traf er einen Hirtenknaben an, der die Schafe weidete. Der Kaiser hielt mit seinem Pferde still, und fragte den Knaben, wem diese Schafe gehörten. Der Knabe wies mit seinem Stocke auf den nicht weit von ihnen entlegenen Bauernhof, und gab dadurch zu verstehen, daß sie dem In-

haber desselben zugehörten. Und was bekömmst du denn für deine Mühe, fragte er weiter? — Er giebt mir Kost und Kleidung, antwortete der Hirtenknabe. Das ist nicht viel, versetzte der Kaiser. — Hast du mehr, fragte der Knabe in einem freymüthigen Tone? —

Der Kaiser war darauf still, zog seine Börse heraus, und schenkte ihm ein Goldstück. Im Fortreiten sprach er zu denen, die ihn begleiteten: „Wahrhaftig! eine schöne Lehre für einen Fürsten.“

30.

Die untergehende Sonne.

Bernard und Valentin waren zwey glückliche Brüder; denn sie hatten einen weisen Vater und eine gottesfürchtige Mutter, welche sie innig liebten.

Aber die fromme, geliebte Mutter starb nun, und die Knaben trauerten sehr, und vergossen häufige Thränen um sie.

Nachdem sie den ersten Schmerz ausgeweint hatten, führte sie der Vater des Abends hinaus in das offene Feld. Die Sonne neigte sich eben zum Untergange, und sendete nur noch ihre letzten goldenen Strahlen über die Erde herauf.

Da blickte der Vater sinnend und schweigend hinein in das sinkende Gestirn des Tages; und sprach nach einiger Weile: „Süßen Trost, ihr lieben Kinder! verkündet die untergehende Sonne uns in unserem Trübsale. Sehet, sie hat wieder Licht und Wärme

und Leben ausgegossen über alle Geschöpfe der Erde; sie hat ihr Tagwerk vollendet, und nun gehet sie unter, und wir weinen nicht, daß sie uns verläßt; denn wir wissen: am heiteren Morgen geht sie wieder schöner und herrlicher auf."

„Die unvergeßliche Mutter war für euch, liebe Kinder! wahrhaftig ein lebendiges Bild der wohlthätigen Sonne. Denn sie hat euch gelehrt: aufschauen zum Himmel, und bethen und Gott fürchten; und damit hat sie eurer Seele besseres Licht, und Wärme und Leben gegeben."

„Nun aber wollte der Vater im Himmel, der sie uns gegeben, daß sie uns wieder verlasse; und deßhalb sollten wir uns nicht hingeben dem Uebermaaße des Schmerzes; denn wir wissen ja: drüben im besseren Lande geht sie schöner und herrlicher auf, um in Segen zu ernten, was sie in Segen hienieden gesäet."

Vater! mein Vater! sprach hierauf Valentin, der ältere Knabe, schön ist deine Rede, und es ist mir nun nicht mehr so wehe im Herzen: denn wir werden sie wieder sehen, unsere geliebteste Mutter.

„Ja," sprach der Vater, „wir werden sie wieder sehen, Kinder! so gewiß, als wir wieder sehen die Sonne am heiteren Morgen."

31.

Der Grenadier-Zimmermann.

Ein armer Zimmermann, der in einer sehr abgelegenen Gasse in einer großen Stadt ein kleines Häuschen bewohnte, hatte bey den schon länger anhaltenden Kriegsunruhen wenig Verdienst, und konnte daher sein kränkelndes Weib nebst vier unerzogenen Kindern, wovon das älteste erst sechs Jahre alt war, nur mit äußerster Noth ernähren. Leider wurde er auch selbst krank, und seufzte schon seit einigen Wochen auf dem Krankenbette, und da nun der Ernährer fehlte, so befand sich die ganze Familie in der äußersten Dürftigkeit.

Der größte Theil der wenigen Habseligkeiten war bereits verkauft, oder versetzt, als auf einmal die Feinde in so großer Menge in die Stadt drangen, daß auch dem elenden Zimmermann vier Mann zur Einquartierung angesagt wurden.

Gott, was wird das werden! seufzte der Mann, der bereits erfahren hatte, daß es einigen Hauswirthen nicht am besten ginge, die fast so dürftig wie er, das von den feindlichen Truppen Verlangte nicht hatten herbeyschaffen können. Sag' liebes Weib! was fangen wir an, wenn wir, die wir selbst nichts zu leben haben, noch vier Soldaten ernähren sollen? —

Das arme Weib rang die Hände, und konnte nur mit Thränen antworten. Laß uns nur auf Gott bauen, tröstete sie den kranken Mann, er wird's wohl machen! —

Eben hatte sie sich auf den letzten gebrechlichen Stuhl auf die Hausflur gesetzt, die zwey ältesten Kin-

der spielten an ihrer Seite, und langsam drehte ihr matter Fuß das Rad, mit welchem sie kümmerlich durch Wollespinnen noch täglich einige Kreuzer verdiente, als vier große bärtige Grenadiere hereintraten.

Sie war vor Entsetzen zu Boden gesunken, aber das Gerassel der Waffen, und die rauhen Stimmen der Krieger brachten sie wieder zu sich.

Ein Zimmer, Bier, Wein, Essen ward im Augenblicke und mit größtem Ungestümme gefordert, aber leider! geschwinder gefordert als angeschafft. Der Schrecken hatte das arme Weib an allen Gliedern so gelähmt, daß sie unvermögend war, auch nur vom Stuhle aufzustehen. Die Soldaten hielten dieß für eine Unlust, ihnen zu dienen, und für eine strafbare Langsamkeit. Donner und Wetter, schrie der eine wüthend, hat sie nicht gehört? Geschwind zu essen und zu trinken, oder — — er ergriff jetzt das Gefäß des Seitengewehrs. Jesus Maria! schrie das erschrockene Weib, und weinend umklammerten die Kleinen ihre Knie. Sie erhob sich dann mit Zittern, und führte schwankend die furchtbaren Gäste in das kleine dumpfe Zimmer, in welchem das Krankenbett des Mannes nebst einer halb zerbrochenen Wiege stand, in welcher die beyden kleinsten Kinder eingeschichtet, und mit den durchlöcherten Resten eines alten Kleidungsstückes bedeckt, schlummerten. Ein morscher Tisch, der sich mit der Rückseite gegen die Wand lehnte, und eine Bank von gleicher Beschaffenheit, ihm zur Seite, waren hier nebst einem zerbrochenen Kruge die ganzen Geräthschaften. Den Platz, wo sonst der Spiegel hing, nahm jetzt ein schon ziemlich schmutziger Holzschnitt, den Erlöser am Kreuze vorstellend, ein.

Die Soldaten warfen unwillig ihre Gewehre und Tornister in einen Winkel, aber ihre anfängliche Heftigkeit schien jetzt schon durch die so sichtbaren Spuren von Elend und Armuth etwas gemildert. Doch fragte einer von ihnen, ob kein anderes Zimmer im Hause wäre, wo sie wohnen könnten. Das arme Weib bezeigte ihr Bedauren, daß sie sich mit diesem engen Raume behelfen müßten. Oben, sagte sie, wären zwar noch ein Paar Kammern; allein die eine habe eine alte Wittwe zur Miethe, und in der andern schlief sie mit ihren beyden ältern Kindern auf dem Strohe.

Verdrüßlicher als vorher verlangten die Gäste nun das Essen. Der kranke Mann seufzte tief, das Weib verbarg ihre nassen Augen unter der Schürze, und mit halb erstickter Stimme versicherte sie, daß sie seit drey Tagen für sich und ihre Kinder nur um zwey Kreutzer Brod im Hause gehabt hätte, jetzt aber gänzlich außer Stande sey, etwas anzuschaffen, sie möchten auch mit ihr machen, was sie wollten.

Die Soldaten machten finstere Gesichter, und sprachen eine Weile stille unter sich.

Ein Grenadier-Zimmermann mit einem gewaltigen Barte, der seinen ohnehin wilden Blick nur noch grimmiger machte, schien eine Bewegung mit der rechten Hand nach dem Säbel machen zu wollen, und schon glaubte die Mutter, die Schärfe des Schwertes zu fühlen, und starrte daher mit Wehmuth auf ihren kranken Mann und ihre armen Kleinen, als der gefürchtete Soldat einige Semmeln aus der Tasche zog, die er schon seit ein Paar Tagen auf den Nothfall für sich herumgetragen hatte, und solche nun unter die armen halb verhungerten Kinder vertheilte, die das

Brod, ob es gleich schon etwas hart war, wie Leckerbissen verzehrten.

Mit Wohlbehagen bemerkten die Soldaten insgesammt die Freude der Kinder, vorzüglich aber der, der sie veranlaßt hatte. Doch machte einer seiner Kammeraden die Bemerkung, daß das Brod der großen Volksmenge wegen, in diesen und den nächsten Tagen wohl sehr kostbar seyn könne, und er daher doch wohl besser gethan haben würde, wenn er es noch behalten hätte, da ihr Hauswirth überdieß in so äußerst ärmlichen Umständen sey. „Das wird sich in der Folge zeigen, antwortete der Grenadier; ich würde mich selbst hassen, wenn ich das Brod in der Tasche tragen, und diese armen Geschöpfe hungern sehen könnte.“ Er suchte nun Geld hervor, damit das Weib Wein, Fleisch und Gemüse, oder was sonst an Lebensmitteln zu bekommen wäre einkaufe, und sowohl für ihn und seine Kammeraden, die ebenfalls dazu beytrugen, als auch für ihre eigene Familie zurichten möchte. Sie soll es aber ja so machen, setzte er hinzu, daß auch der kranke Mann eine kräftige Suppe davon habe. —

Sie schickte sogleich fort, und ließ einkaufen, was an eßbaren Dingen zu haben war, und alles war geschwind und gut zu aller Zufriedenheit zugerichtet. Nach dem Essen aber beschlossen die Soldaten, sich nach einem andern Quartiere umzusehen; nur der Grenadier-Zimmermann, der sehr gut bey Gelde war, wollte nicht weg, indem er versicherte: Gott habe ihn gewiß in der Absicht hieher geführt, daß er diesen armen Leuten in ihrer Noth beystehen sollte; und von seinem rechtlich erworbenen Gelde

glaubte er nur dann rechten Gebrauch zu machen, wenn er Hülfsbedürftigen damit beystünde. Auch sollt ihr sehen, sagte er zu seinen Kammeraden, als sie ihn verließen, daß keiner von uns vieren seinem Hauswirthe angenehmer, und von ihm mehr geschätzt seyn wird, als ich.

Er blieb also, und trug nun täglich die kleinen Haushaltungskosten, die sich bey der guten Eintheilung, die die Hausfrau machte, nur auf ein Weniges beliefen.

War die Hausfrau draußen beschäftiget, so pflegte er selbst den kranken Mann, erzählte ihm mancherley Vorfälle aus seinem Leben, und dieser erholte sich bey guter Wartung und nahrhaften Speisen in wenigen Tagen. Die Kinder wurden munter und guter Dinge, und der alte Kriegsheld fand ein großes Vergnügen daran, sich unter sie zu mischen, mit ihnen zu spielen, sie auf seinen Knien reiten, und sich an seinem rauhen Barte von ihnen zupfen zu lassen.

So war er schon ganz Mitglied der Familie geworden, als nach mehreren Tagen das Regiment, wozu er gehörte, zu einer großen bevorstehenden Schlacht ausmarschiren mußte.

Sein durch ihn wieder genesener Hauswirth, dessen Weib und Kinder, alles weinte laut bey seinem Abschiede.

Auch er konnte sich der Thränen nicht enthalten. Fast mit Gewalt drang er dem armen Zimmermann den größten Theil seiner Baarschaft auf, die dieser

nur unter der Bedingung annahm, sie ihm bey seiner Rückkehr wieder zu erstatten.

Nach langem Scheiden trennte sich endlich der brave Grenadier mit einem kurzen Lebewohl. — Tausend Glück! Tausend Segen! rief Klein und Groß ihm einstimmig nach, und noch lange, nachdem er schon um die Straßenecke verschwunden war, hielt die Mutter, die kleine Sophie, seinen Liebling, hoch auf den Armen, daß sie ihm nachsehen möchte.

32.

Der verstellte Rasende.

Beym Vordringen einer feindlichen Armee statteten einige vorstreifende Soldaten von der Avantgarde einem reichen Gutsbesitzer einen kostspieligen Besuch ab. Um dergleichen nicht ferner ausgesetzt zu seyn, bath er den General, der dieses Corps kommandirte, um eine Sauvegarde, wozu ihm mit vieler Gefälligkeit zwey Mann bewilligt wurden.

Der größte Theil der feindlichen Armee ward erst am Abende erwartet. Die Bewohner des Dorfes hatten schon beym Eindringen der Avantgarde sehr viel gelitten, und waren nun in bangen Besorgnissen, was sie erst bey der Ankunft der feindlichen Armee noch alles für Unglück auszustehen hätten, vorzüglich war

der Müller, der etwas abgelegen wohnte, und schon vorher am härtesten mitgenommen wurde, in peinlicher Angst.

Kaum hatte er erfahren, daß die zwey Schutzmänner angekommen waren, so ging er zum Gutsbesitzer, um ihn zu bitten, daß er ihm einen davon überlassen möchte, worein dieser jedoch nicht willigte. Er wendete sich nun an die Sauvegarde, allein beyde wiesen ihn damit ab, daß sie ihren hier angewiesenen Platz nicht verlassen dürften.

Eben da er zurückkehren wollte, trat ein Soldat von sehr furchtbarem Ansehen herein, der am Fuße blessirt war. Die Sauvegarde redete ihn freundlich an, und der Müller, der vorher bey seinem Anblicke erschrocken war, faßte jetzt Vertrauen zu ihm. Er redete ihn an, und ersuchte ihn, mit ihm als Sauvegarde zu gehen.

Der Soldat ließ es sich gefallen, und sie gingen miteinander nach der Mühle. Der Müller suchte ihn auf's beste zu bewirthen, allein er genoß wenig; nur das that ihm sehr wohl, daß sich die Müllerinn, die sich anfangs über sein wildes Aeußere noch mehr, als ihr Mann entsetzt hatte, seines wunden Fußes annahm, die Wunde mit warmem Wasser reinigte, verband, und ihm ein weiches Kissen unter die Ferse schob, damit der Fuß bequem ruhen konnte. Ich glaube doch, sagte die Frau zu ihrem Manne, daß er ein recht guter Mensch ist, so wild er auch aussieht. —

Bis jetzt war alles ruhig gewesen; aber die Ruhe dauerte nicht lange. Es kam ein Trupp Soldaten an die verriegelte Hausthüre, und pochte mit starken Kolbenstößen. Der Verwundete donnerte ihnen mit so

gewaltiger Stimme entgegen: sie sollten sich packen, er sey hier zur Sauvegarde, daß sie sogleich abzogen.

So ging es mehrere Male bis gegen Abend. Oefters sagte er, daß er mit der Pflege und Wartung hier sehr wohl zufrieden sey, er aber bedauere, daß er nicht lange hier bleiben dürfe, indem er wieder zu seinem Regimente zurückkehren müsse, welches hier in der Nähe bivouaquirt.

Lange hatte er ruhig in einem Lehnstuhle gesessen, und mit dem kleinen Sohne des Müllers gespielt; aber plötzlich sprang er auf, rannte in die Mühle, warf einige Säcke mit Getreide um, streute das Mehl umher, stürzte dann wieder in die Stube herein, riß die Betten aus den Bettstellen, streute das Stroh in der Stube herum, und schüttete die Federn aus einigen Kissen hinaus auf die Hausflur. —

Starr vor Schrecken, getraute niemand sich ihm zu nahen, denn jeder glaubte, er sey rasend. Jetzt blickte er noch einmal wild in der Stube herum, schüttete dann Pulver auf die Pfanne, trat zu dem Müller, und forderte Geld, indem er ihm die Uhr aus der Tasche zog. Willig gab der Müller in der Bestürzung seine Uhr preis, und bath um Schonung seines Lebens. Nichts, schrie der Soldat ihm zu, Geld, Geld, alles Geld will ich haben!

Der Müller versicherte, er habe nichts, als etwas kleine Münze, die er ihm überreichte, allein da der Soldat Miene machte, den Schrank zu zersprengen, so holte er endlich, unter großem Klagegeschreie, mit seiner Frau ein paar gefüllte Beutel herbey. Immer mehr, alles, alles, schrie der Soldat. Der Müller betheuerte, er habe nichts mehr; allein der Soldat

ward wild, setzte ihm das geladene Gewehr auf die Brust, und drohete, ihn zu erschießen, wenn er nicht auf der Stelle alles herbrächte. Endlich holte der Müller noch ein Beutelchen mit Goldstücken, welches nebst einer silbernen Halskette und andern Sachen von großem Werthe, alles in den Tornister des Soldaten spazieren mußte. Jetzt warf er noch einen Komodkasten auf den Hof hinaus, und ging fort.

Sprachlos sahen der Müller und seine Frau sich einander an, endlich machte ein heißer Thränenstrom ihrem Herzen Luft. Gott! wir armen Leute, fing die Müllerinn an, so ist denn alles verloren! Aber dem Kerl hättest du es auch wohl gleich ansehen können, daß er ein Soldat sey, wie konntest du ihn in's Haus aufnehmen? Der Mann suchte sie zu beruhigen, nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, aber da half kein Reden.

Doch jetzt kam ein neuer Auftritt.

Aufgemacht! schrien draußen einige Stimmen, und in einem Augenblicke war das ganze Haus voll Soldaten. Aber kaum traten sie herein, und fanden alles umhergeworfen, Schränke und Kästen erbrochen, Mann und Frau in Thränen, als sie geschwind den Rückzug suchten. Ihnen folgte ein neuer Trupp, der Miene machte, der schon angerichteten Zerstörung zum Trotze, dennoch hier Quartier zu nehmen. Sie fingen eben an, den schon leeren Geldschrank noch einmal zu durchsuchen, als die Müllerinn mit zerfleischtem Herzen auf sie lossprang, und ihnen ihr Kind mit dem Ausrufe entgegen hielt: „Da, ihr Ungeheuer, nehmet auch dieß, und dann bringt mich um!“ — Die Soldaten sahen einander an, lächelten, stellten aber doch

die weitere Nachsuchung ein, und verlangten bloß einige Erfrischungen.

Gerne hätte ihnen der Müller mitgetheilt, was er noch im Hause hatte, allein er befürchtete, sie möchten dadurch bewogen werden, ihm ihre Gegenwart noch länger zu schenken, oder noch andere Dinge im Hause zu vermuthen, wenn sie sähen, daß noch Lebensmittel hier zu haben wären, und daher versicherte er sie ernstlich, daß ihre Vorgänger nicht das Geringste mehr übrig gelassen hätten. Die ganze Verfassung des Hauswesens ließ sie vermuthen, daß dieses die Wahrheit sey, sie hielten sich daher nicht lange auf, sondern zogen weiter.

Die Durchmärsche, und die damit verknüpften Besuche in der Mühle dauerten einen Theil der Nacht, und fast den folgenden ganzen Tag fort, wobey der Müller mitunter einige kleine Mißhandlungen erdulden mußte, doch suchte niemand genau mehr nach, weil im Hause alles der Zerstörung Jerusalems glich.

Am Abende des andern Tages wurde es ruhiger, es kamen nur noch wenige Soldaten in die Mühle, die sich aber nicht aufhielten, weil sich niemand im Hause sehen ließ, und sie dasselbe für verlassen ansahen. —

Nach Mitternacht machte der Müller seine Hausthüre zu, um sich ein wenig zur Ruhe zu begeben; allein kaum hatte er sich niedergelegt, so erscholl ein gewaltiges Klopfen an der Hausthüre. Der Müller wußte nicht recht, ob er aufmachen sollte oder nicht, doch fürchtete er im letztern Falle üble Folgen.

Zitternd schob er also die Riegel zurück; aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er das gräßliche Gesicht

desjenigen Soldaten erblickte, der ihn so schändlich behandelt und beraubt hatte. Der Soldat faßte ihn freundlich bey der Hand, und führte ihn in das Zimmer. Doch kaum öffnete er die Thüre, so machte die Müllerinn einen lauten Schrey, und stürzte vor Schrecken zu Boden. Der Soldat ging auf sie zu, hob sie auf, nahm seinen Tornister ab, langte das Geld, die Uhr, und alle mitgenommenen Sachen heraus, und gab sie ihnen mit den Worten zurück: „Hier nehmen Sie Ihre Sachen, und verwahren Sie alles gut. Zwar ist die größte Gefahr schon vorbey, doch ist es gut, vorsichtig zu seyn. Ich wollte Ihnen bloß zeigen, wie man's im Kriege machen muß, um vor raubsüchtigen Soldaten sich sicher zu stellen, und gewiß würden Sie auch alles verloren haben, wenn ich's Ihnen nicht zuvor abgenommen hätte. Nun leben Sie wohl, ich muß wieder zu meinem Regimente eilen, welches vier Stunden von hier entfernt ist.“

Außer sich vor freudigem Erstaunen drangen der Müller und seine Frau in ihn, nur eine kleine Summe als einen Beweis ihrer Dankbarkeit von ihnen anzunehmen; allein er ließ sich dazu durchaus nicht bewegen, sondern verließ sie mit diesen Worten: „Sie haben mich, als ich gestern zu Ihnen kam, für einen guten Menschen gehalten; ich würde aber ein schlechter Mensch seyn, wenn ich mich für eine gute That bezahlen ließe.

33.
Die Korn-Aehren.

Augustin war ein Knabe von hellem Verstande und großen Fähigkeiten. Was immer in der Schule gelehrt wurde, das faßte er richtig und schnell, und er übertraf an Erkenntniß seine Mitschüler alle. Der Lehrer hatte deßwegen große Freude an ihm. Aber mit Betrübniß hatte er auch bemerket, daß der Knabe täglich zunahm an Trotz und eitler Einbildung; denn er sah über andere Knaben mit verachtendem Stolze hinweg, und sein Mund war immer voll Prahlerey und hochmüthiger Worte.

Es jammerte den Lehrer des aufgeblähten Knaben, und er gedachte in seinem Sinne: „Was nützet ihm doch sein Verstand und das Vielwissen, ohne die Güte und Demuth des Herzens? Es wird doch nichts aus ihm, wenn er nicht geheilt wird von seiner stolzen Einbildung.“ Er führte den Knaben eines Tages hinaus in das Saatfeld. Es war eben die Zeit, da die Früchte des Ackers herangereift waren, und hie und da banden die Schnitter schon Garben.

Sie standen vor einer schönen Kornbreite, und die Aehren rauschten im Winde.

Da sprach der Lehrer: „Mein lieber Augustin! du siehst hier mancherley Aehren. Die einen erheben ihr Haupt stolz zum Himmel empor, die andern aber neigen es tief zur Erde hernieder; sage einmal, welche von beyden ziehest du vor?“

Die ersteren, antwortete der Knabe, ohne sich lange zu besinnen; denn es geziemet dem Hohen vor dem Niedrigen doch immer der Vorzug.

„So scheint es,“ versetzte der Lehrer; „aber du weißt wohl: der Schein betriegt uns gewöhnlich. Komm nur einmal, und sieh!“ Und der Knabe trat hinzu, betrachtete die Aehren genauer, und sprach: Ach, ich habe geirret! denn leer ist jegliche Aehre, die da empor stehet, ich finde kein Körnlein darin. Aber schwer von Segen und voll sind alle, die sich hernieder neigen zur Erde.

Da antwortete der Lehrer und sprach; »Sieh, da hast du nun ein Bild des Stolzes und der Demuth gefunden. Sage mir, mein Lieber! wolltest du denn dem tauben, leeren Halme lieber gleichen, als der vollen gesegneten Aehre?«

Der Knabe schwieg, und schlug seine Augen beschämt nieder; denn er nahm die Worte des liebreichen Lehrers zu Herzen, und er fing von dieser Zeit an, stille und voll Demuth zu wandeln. Und der Lehrer und alle Menschen liebten ihn nur desto mehr; denn, er nahm itzt zu an Milde und Bescheidenheit mit jeglichem Tage.

34.

Das Splitterchen.

Ein Vater ging eines Tages mit seinem Söhnlein hinaus in das nahe Gehölze. Munter wandelte Hänschen, so hieß der Knabe, von einem Baume zum andern, und was immer sein Auge erblickte, erhöhte die Freude seines schuldlosen Herzens. Da kamen sie zu

einer Eiche, an welche eben zwey rüstige Männer Hand angelegt hatten, um sie zu fällen. Hänschen verweilte mit Lust; denn es gefielen ihm die gewaltigen Hiebe, und er hatte noch nie eine Eiche fallen gesehen. Itzt sprang auf einmal dem zu nahe lauschenden Knaben ein Splitterchen ins Auge. Ach! da lief er traurig und erschreckt zu dem Vater, rieb mit der Hand am Auge, und das helle Wasser rann ihm, wie ein Thränenbächlein, über die Backen herunter, und er konnte nicht ruhen, bis endlich der Vater das Splitterchen fand, und es mit vorsichtiger Hand aus dem Auge herauszog.

»Ach, des blinden, thörichten Menschen!“ sprach nach einiger Weile der sinnige Vater; »das kleinste Splitterchen im Auge läßt ihm keine Minute weder Ruhe noch Rast, bis es endlich heraus ist; aber den Balken im Herzen kann er Jahre lang behalten, ohne daß es ihn kümmert, denselben hinaus zu schaffen!«

Aber sage mir, mein Vater! fragte der Knabe, was ist denn der Balken im Herzen?

»Das ist, liebes Kind,“ versetzte der Vater, „z. B. die bittere Feindschaft, die sündhafte Lust, oder irgend eine andere Leidenschaft, die den Menschen der Reinheit und Ruhe seiner Seele beraubet.«

»Darum, mein Sohn! merke es dir für jeden Tag deines Lebens: Was immer den Frieden deines Herzens stören will, ruhe nicht bis es heraus ist, wie beym Splitter im Auge. Denn ein gutes, angstloses Herz ist doch unendlich mehr werth, als ein gutes, unbeschädigtes Auge.

35.

Das Glück.

(Ein persisches Märchen.)

Ein Mann, der eine Hütte bewohnte, welche weit umher von einer Menge Aecker, Wiesen und Gehölze umgeben war, lebte so traurig und unzufrieden mit seinem Schicksale, daß er dabey den Anbau seines Landes versäumte. Nur wenige von seinen Aeckern waren angebaut; die übrigen lagen unbenutzt und unbebauet da. Endlich starb er und berief in den letzten Augenblicken vor seinem Tode, seine vier Söhne zu sich.

»Geht! sprach er zu ihnen, geht zu dem Haine des Kom. Dort wohnt ein Weiser; sein Name ist Alzin. Er ist mein Freund und ich habe immer seinen Rath gefolgt. Er wird auch euch sagen was ihr thun sollt um glücklich zu werden.« Kaum hatte der Sterbende diese Worte vollendet, als der Tod seine Lippen schloß. Die Söhne beerdigten ihn, und machten sich auf den Weg nach dem Haine des Kom. Die drey ältesten brannten vor Begierde, bald recht glücklich zu werden, und eilten so sehr sie konnten.

Alzin empfing sie gut und versprach ihnen am folgenden Tage seinen Rath zu ertheilen, doch mußten sie versprechen, diesem blindlings zu folgen. Auch sollten sie Geld von ihm bekommen, wenn sie es wünschten.

Tai, der jüngste von den vieren, konnte kein Vertrauen zu Alzin fassen. Ueberdem dachte er: wenn sein Rath so weise wäre, so würde ja mein Vater, der an ihn glaubte und ihm in allem folgte, glücklich gewesen seyn. Das war aber nicht der Fall, sondern

mein Vater war immer sehr traurig und fühlte sich unglücklich. Ich will auf seinen Rath nicht achten, und um ihn nicht hören zu müssen, meine Ohren verstopfen.

Am andern Tage gingen die Brüder zu Alzim, wie er es ihnen geheissen. »Meine Söhne, sprach dieser, ich will euch rathen das Glück zu finden. Folgt ja meinen Befehlen!« —

Dann flüsterte er dem ältesten Bruder ins Ohr: »Du wirst das Glück im persischen Lager finden. Persiens Monarch sendet ein starkes Heer gegen die Türken aus. Gehe hin und biethe ihm deine Dienste an. Und du, sprach er leise zum Zweyten, du Mesru bist gewandt und schlau. Geh an den Hof nach Ispahan; dort wirst du, was du suchest finden. Dir Sadder, rieth er dem Dritten, kann es nicht fehlen. Du hast Geist und Witz. Gehe nach Agre; es wird dich nicht gereuen.« — Tai, der seine Ohren mit Wachs verklebt hatte, konnte nichts von dem verstehen, was Alzim ihm rieth. —

Die drey Aeltesten bathen sich nun Geld aus, und als sie es erhalten, eilten sie fort das Glück zu suchen. Ein jeder nahm einen verschiedenen Weg. —

Tai verlangte nichts, und nachdem er seine Brüder zärtlich umarmt hatte, kehrte er in die väterliche Hütte zurück. Kaum war er da angekommen, als er munter zur Arbeit ging. Er begann das Feld umzugraben und zu besäen, aber seinen eigenen Kenntnissen nicht recht trauend, ging er zu einem alten, erfahrnen Landmanne und bat sich dessen Rath aus. Der gute Alte belehrte ihn von dem was er thun mußte, und da ihm Tai folgte, und immer arbeitsam und fleißig

war, so ward er in kurzen wohlhabend und dann reich. Seine Aecker trugen das schönste Getreide und seine Heerden bedeckten umher die Gegend. Er heurathete ein sehr fleißiges, verständiges Mädchen, und hatte viele schöne Kinder. Unterdessen suchten seine Brüder das Glück. Bekir, der älteste von ihnen, ward Soldat, und rettete bald darauf dem Vezier das Leben, indem er, als dieser von Feinden umringt war, ihn so muthig vertheidigte, daß die feindlichen Soldaten sich zurückziehen mußten. Aus Dankbarkeit erhob ihn dieser zum General.

»Alzim hat Recht, dachte Bekir. Hier finde ich das Glück.« —

Doch diese ungewönliche schnelle, partheyische Auszeichnung, durch welche die verdientesten Offiziere zurückgesetzt wurden, zogen ihm Neid und Verfolgung zu. Seine geringe Herkunft ward ihm vorgeworfen und die Anführer des Heeres verhöhnten ihn.

Mitten im Schooß des Glückes, fühlte sich Bekir durch solche Kränkungen unglücklich. Bey einer großen und entscheidenden Schlacht, wendeten die ihn hassenden Offiziere alles an, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was zum Siege führte. Bekir focht wie ein Löwe; doch nirgend ward er unterstützt, nirgend wurden seine Befehle ausgeführt. Mit Wunden bedeckt kam er in die Hände des türkischen Feldherrn, und brachte fünfzehn Jahre in Fesseln zu. Erst lange nach beendigtem Kriege erhielt er seine Freiheit wieder, und kehrte wie ein Bettler zurück nach Ispahan, um den Vezier, dem er das Leben gerettet hatte, seine Noth vorzustellen. — Doch dieser hielt ihn mit leeren Versprechungen hin, und hieß ihn endlich gehen.—

Mit tiefer Betrübniß verließ Bekir die Stadt und wandelte fort, ohne zu wissen wohin. Ermüdet sank er unter den Schatten eines Baumes nieder. Plötzlich stürzte ein Wanderer auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und rief freudig aus: „Ja! ja! ich erkenne dich, du bist Bekir, mein Bruder!« Bekir blickte ihn genauer an, und erkannte Mesru. Mit Entzücken erwiederte der Unglückliche die brüderliche Umarmung und beyder Thränen vermischten sich. Nun theilten sie sich ihre Schicksale mit. Nachdem Bekir die Erzählung geendet, sprach Mesru: »Armer Bruder! Du warst also auch unglücklich? Dieses ist der erste glückliche Augenblick, den ich seit unserer Trennung erlebte. Der betrügerische Alzim sandte mich an den Hof nach Ispahan. Ich suchte und fand Dienste. Bald schwang ich mich durch meine Gewandtheit immer höher, bekam ein ansehnliches Amt und hätte zufrieden leben können, wenn ich nicht unter zwey Oberherrn gestanden, die sich gegenseitig haßten. So mußte ich beyden gefällig seyn, beyden schmeicheln und immer in der Furcht leben, daß wenn mich der Eine für den Freund des Andern hielte, dieser mein Feind werde. Zum Unglück fiel es endlich beiden ein, sich wieder zu versöhnen, und ich Armer wurde nun von Beiden meiner Stelle verlustig. Kaum entkam ich mit genauer Noth dem Tode durch die Flucht. Einen Schatz von Juwelen besitze ich aber noch, und dieser soll uns unsern Unterhalt, fern von allen Höfen der Welt, verschaffen.« —

Beide wanderten nun weiter. Als sie durch die Provinz Foristan reiseten, begegnete ihnen ein schlecht gekleideter Mann, der traurig einher schlich. Da sie

ihn genauer ansahen, erkannten sie ihren Bruder Sadder in ihm, und umarmten ihn freudig.

»Wie? rief Bekir, du mit deinen glänzenden Talenten, deinem Genie, bist, wie ich sehe, zu einem armen Dorfschulmeister herabgesunken?«

»Ach! erwiederte Sadder, tief seufzend, ich habe das Glück nicht gefunden!«

Er führte sie in ein elendes Häuschen, kochte etwas Reiß in Wasser um sie zu bewirthen, und begann hierauf zu erzählen, wie er nach Alzims Rath sich nach Agra gewendet, und dort durch seine Gelehrsamkeit Aufsehen und Bewunderung erregt habe. Er schrieb Bücher und Gedichte, und gewann viel Geld. Aber der Neid der andern Gelehrten, welche ihn verfolgten und ihm zu schaden suchten, beunruhigte ihn und er konnte das Glück nicht finden. Sogar an den Hof wurde er gezogen und mit Ehre überhäuft. Da erschien ein Spottgedicht auf den Sultan. Böse Menschen, welche Saddern haßten, brachten es dahin, daß man ihn für den Verfasser hielt, und nur durch schnelle Flucht entrann er einem schimpflichen Tode. Hier lebte er nun in Elend und Mangel von dem geringen Ertrage seiner Schulmeister-Stelle. —

Laß es gut seyn, tröstete ihn Mesru. Ich habe viele Juwelen bey mir. Wir wollen zu unserm Bruder Tai gehen in die väterliche Hütte. Wahrscheinlich ist es ihm nicht besser gegangen als uns, und so können wir uns gegenseitig trösten. Sie gingen; aber nicht weit vom Dorfe wurden sie von Räubern überfallen, welche ihnen ihre letzte Hoffnung, Mesrus Juwelen, raubten.

Aeusserst niedergeschlagen verfolgten sie ihren Weg, bis sie an Tai's Wohnung kamen. Wie erstaunten

sie, statt der zerfallenen Hütte ein hübsches Haus von ziemlicher Größe zu finden. Unmöglich, sprachen sie, unmöglich gehört dieses Haus unserm Bruder Tai. Bekir sah durch das Fenster hinein und erkannte bey dem Scheine des Lichtes seinen Bruder Tai, der an der Seite seiner Frau, umgeben von einer Menge gesunder und schöner Kinder, am Tische saß.

Er rief die andern beyden auch zu sich, und alle drey bewunderten die schöne Familie, die so glücklich war, wie sie deutlich sahen. Nun aber klopften sie an die Thüre, und als diese von ihrem Bruder aufgemacht worden, fielen sie ihm um den Hals und weinten. Er erkannte sie anfänglich gar nicht; als sie sich aber näher zu erkennen gaben, ward er ganz entzückt, denn er liebte seine Brüder, und hatte sich schon viele Sorge um ihretwillen gemacht. Sie mußten sich zu Tische setzen, und die Hausfrau brachte ihnen einfache, aber wohlschmeckende und kräftige Speisen.

Ein kleiner Greis befand sich auch in der Wohnung, und als sie nach seinem Namen fragten, sprach er: »Erkennet in mir das Glück. Schon seit fünfzehn Jahren wohne ich bey eurem Bruder Tai, indeß ihr mir vergeblich nachliefet. Wer mich haben will, muß alle seine Kräfte aufbieten, seine Schuldigkeit zu thun. Wer aber blindlings mir nachrennt, und durch ungewöhnliche Wege zu meinem Besitz gelangen will, findet mich nie.«

Die ältern Brüder blieben nun bey dem jüngern. Sie fingen an zu arbeiten und fanden immer mehr Vergnügen an ihrer Beschäftigung. Dadurch vermehrte sich ihr Wohlstand, und das Glück wohnte immerfort bey ihnen. —

37.

Das Blumenbeetlein.

Jakob und Gertraud, zwey liebe Geschwister, hatten eine große Freude mit den Blumen. Daher baten sie den Vater, er möchte ihnen ein Blumenbeet geben. Und der Vater gab jedem ein Beetchen im Garten, und die Kinder streueten allerley Blumen-Saamen hinein, und begossen die liebe Aussaat mit sorgsamen Fleiße. Sie blieben oft stundenlang dabey stehen, und harreten mit ungeduldigem Verlangen, ob sie denn nicht sehen möchten, wie die Saamenkörnlein aus dem dunkeln Schooße der Erde hervorkeimen. Aber sie hatten mehrere Tage gewartet, und es war noch nichts aufgegangen.

Da fingen die Kinder an zu trauern und sagten: „Ach! wir haben die Beetlein vergebens besäet und begossen; denn wir bekommen ja doch keine Blumen!“

Als sie aber eines Morgens mit dem Vater hinausgingen, um nachzusehen, da hatte sich die Erde endlich gehoben, und die zarten Blumen-Pflänzchen waren entstanden, und jedes war mit einem Thautröpfchen, gleich einer Krone, geschmückt. Da freuten sich die Kinder über die Maßen, hüpften munter umher, und riefen: „Ey, sieh doch, liebster Vater! sieh nur die Herrlichkeit alle auf ein Mahl! O wir haben schon lange geharret, und hätten so gerne gesehen, wie das zugeht, wenn die Keime aus der Erde hervortreiben, und nun — stehen sie da, und wir haben nichts davon gesehen.“

Und darauf antwortete der Vater: Immer, meine Kinder, waltet die Hand Gottes auf diese eigene Weise.

Er bringt die zarten Keime und Blüthen, und jede erfreuliche Gabe, ungesehen hervor, und verbirgt sorgsam die Hand, womit er sie schaffet und darreicht.

Gottes Güte in der Natur ist wie eine liebende Mutter. Wenn alles im Hause schon schläft, wacht sie allein noch, und bereitet den Kindern mancherley Schönes und Gutes stille und heimlich. Wenn dann die Kinder am Morgen erwachen, so stehen die Gaben vor ihnen, und sie freuen sich ihrer, hüpfen herum und genießen, und die liebende Mutter lächelt ob den Freuden der Kinder.

Also, meine Kinder, sey auch euere Liebe gegen die Menschen beschaffen. Gutes zu wirken sey eure Freude. Aber wirket es stille und heimlich, wie Gottes Güte in der Natur.

Wer die edle That mit Trompeten- und Pauken-Schall ankündet, wie einst die Pharisäer, dessen Liebeswerk hat seinen Werth vor Gott und den Menschen verloren.

Nur eine Gabe, im Stillen gereicht, ist kostbar im Angesichte des Himmels, und wahrhaft erquickend für den, der sie empfängt. Denn, was wohlthut in der Wohlthat, ist nicht so fast die Gabe, als vielmehr die Liebe des Gebers, welche zu schweigen und die wohlthätige Hand zu verbergen versteht.

37.

Die heilige Mathildis,

Gemahlin König Heinrichs des Ersten.

Die Gottesfurcht bringt Ehre und Ruhm, frohen Muth und Freudenkronen. — Die Gottesfurcht erfreuet das Herz, gibt Heiterkeit und Wonne und langes Leben. Dem Gottesfürchtigen geht es am Ende wohl, und an seinem Sterbetage wird er Gnade finden. (Sir. I. 11 — 15.)

Diesen Ausspruch des weisen Mannes sehen wir lieblich erfüllet in Mathildis, einer edlen Zierde ihres Zeitalters und Geschlechtes.

Mathilde war ein Sprößling des trefflichen Herzogs der Sachsen, Wittekind, der einst gegen Karl den Großen gekämpft hatte. Ihr Vater, Dietrich, Graf in Westsachsen, war des Helden Urenkel; ihre Mutter, Reinhilde, stammte aus dänischem und friesischem Geschlechte.

Unbekannt ist das Jahr ihrer Geburt.

Als ein kleines Mädchen wurde sie in das Kloster zu Herforden gebracht, um dort unter den Augen ihrer Großmutter (väterlicher Seits), der dasigen Aebtissin Mathilde, erzogen zu werden.

Diese Erziehung gelang, weil mit der Furcht Gottes, die der Anfang aller wahren Weisheit ist, der Anfang gemacht wurde. — Schnell und herrlich bildete sich ihr Geist und Körper, und bald erscholl der Ruf ihrer schönen Gestalt, ihrer fürstlichen Sitten, ihrer manchfaltigen Kenntnisse und besonders ihrer christlichen Frömmigkeit, so laut und einstimmig, daß der alte

Sachsenherzog, Otto der Erlauchte, keine edlere Gemahlin für seinen Sohn Heinrich auffinden konnte, als sie. Er verfügte daher, daß dieser selbst ins Kloster zu Herforden ging, um die edle Jungfrau mit eigenen Augen zu sehen. Heinrich, der selbst edel und gut war, lernte die Edle hier schätzen und lieben. Sie aber schenkte ihm Gegenliebe, und bald darauf wurden beyde, mit Einwilligung ihrer Eltern, zu Wallhausen in Thüringen vermählt, (um 909).

Ihr Schmuck war auch auf diesem Gipfel irdischer Höhe nichts Aeusserliches, nicht künstlich geflochtene Haare, nicht Goldgeschmeide, nicht prächtige Kleidung, sondern ihr Inneres, das nur Gott sieht, war mit dem unvergänglichen Schmucke eines stillen und sanften Geistes geziert. (I. Petr. 3; 3 — 4.)

Innige Liebe kettete Mathilde an ihren Gemahl, tiefgefühlte Ehrfurcht an Gott, und mildthätiges Wohlwollen an die Armen. So bewährte si sich in den ersten Jahren ihrer Ehe, und so blieb sie auch, als ihr Gemahl nach Ottos Tode (912) Herzog der Sachsen, und nach Konrads Tode (918) König der Deutschen geworden war. Die Vermehrung des äussern Glanzes bewirkte keine Veränderung in ihrem Innern; ja sie zeigte sich um so demüthiger, je höher sie stand. Nie ermüdend im Dienste des Herrn, verließ sie oft zur Nachtzeit ihr Lager, um in frommer Andacht zu beten. Ihren Unterthanen war sie mit mütterlicher Liebe zugethan, und ihre Sanftheit milderte die Hitze, die zuweilen in ihrem Gemahle aufloderte. Ihr Herz war so weich, daß sie keinem etwas abschlagen konnte; selbst der Verbrecher fand in ihr eine Fürsprecherin, und immer war sie tief bekümmert, wenn

irgend einer zum Tode verurtheilt wurde. Konnte ihr Gemahl aus Liebe zur Gerechtigkeit ihre Bitten nicht erfüllen, so ließ er die Richter allein das Urtheil fällen, um der Gerechtigkeit keinen Eintrag zu thun, und doch in den Augen seiner Mathilde keinen Antheil an einem Todesurtheil zu haben.

Sie gebahr ihm fünf Kinder, drey Söhne und zwey Töchter. Die Söhne waren: Otto, der Nachfolger ihres Gemahls, Heinrich, späterhin Herzog von Baiern, und Bruno, späterhin Erzbischof von Köln und Herzog von Lothringen. Ihre älteste Tochter Gerberg ward erst (929) mit dem Herzog von Lothringen, Giselbert, dann (940) mit dem König von Frankreich, Ludwig IV., vermählt, und ihre zweyte Tochter, Hedwig (938) mit Hugo dem Großen, Grafen von Paris. Von allen ihren Kindern war ihr der schöne Heinrich am liebsten; ihn zog sie allen übrigen vor; und ihn suchte sie sogar die Nachfolge in der Regierung zu verschaffen.

Diese partheyische Vorliebe, wodurch sie den Saamen zu vielen Uebeln ausstreuete, und sich selbst großen Kummer bereitete, ist der einzige Vorwurf, der ihrem Herzen gemacht werden kann.

Glücklich und in steter Liebe vereint, hatte sie sieben und zwanzig Jahre mit ihrem Gemahl verlebt, als ihr derselbe zu Memleben (936) durch den Tod entrissen wurde. Tief verwundete dieser große Verlust ihr zartes Herz; aber sie ertrug ihn mit frommer Ergebung: Gebet und Thränen milderten ihren Kummer, und an dem Todtenbette ihres Gemahls ermahnte sie ihre Söhne, nicht um vergängliche Würden und Vorzüge zu strei-

ten, sondern nach dem Ewigen zu ringen, Gott zu fürchten, und in Eintracht zu leben. —

O hätte doch dieß liebevolle Wort einen bleibenden Eindruck auf das Herz der Söhne gemacht! Wie sehr würden sie dadurch sich selbst geehrt, wie viel Kummer ihrer frommen Mutter erspart haben! — ! —

Auch in ihrem Wittwenstande fuhr Mathilde fort, die Tugenden zu üben, die ihr früheres Leben geschmückt hatten. Nie wieder wendete sie ihr Herz einer irdischen Liebe zu; das Andenken ihres Gatten blieb ihr heilig, und seinen Sterbetag einen Sonnabend, feyerte sie stets mit Gebet und Wohlthaten. Aber auch jeden andern Tag widmete sie dem Dienste des Herrn, der Unterstützung der Nothleidenden, und der Verfertigung weiblicher Arbeiten. Nur an Feyertagen unterließ sie letztere, aus religiösem Zartgefühl gegen der heiligen Kirche Geboth; dafür las sie dann in der heiligen Schrift, oder ließ sich aus selbiger vorlesen. Bey Tafel aß sie nie mehr, als sie nothwendig brauchte, um ihren Hunger zu stillen; alles Uebrige sendete sie den Armen. Im Winter ließ sie sowohl in Häusern, als auch unter freyem Himmel des Nachts Feuer anzünden, damit sich Frierende erwärmen, und Verirrte zu rechte finden möchten. Selbst die Thiere vergaß sie nicht.

Sie ließ für kleinere Vögel Brodkrummen ausstreuen; die Hüner fütterte sie selbst, und besonders pflegte sie des Hahns, dessen Schrey ihr die Morgenröthe verkündete und sie zur Frühmette aufrief. Kurz, aus allem, was sie that, leuchtete ihr frommes und sanftes Herz hervor. Nie sah sie jemand erzürnt oder in bitterer Wallung; nie über die Maßen lachen oder

weinen. Stets blieb sie sich gleich in Freundlichkeit und Demuth.

Bittere Leiden waren ihr beschieden. Boshafte Verläumder hatten ausgesprengt, sie habe ungeheure Schätze zusammengehäuft, die sie an Unwürdige verschleudere. Dieß hörte ihr Sohn Otto, damals König, und seine aufbrausende Hitze trieb ihn an, herrisch von ihr zurückzufordern, was sie unter die Armen vertheilt hatte, auch ließ er ihren Dienern überall auflauern, und ihnen die Gaben, die sie den Dürftigen zugedacht hatte, entreißen. Ja, was das bitterste für sie war, auch ihr Lieblingssohn, der schöne Heinrich, wurde ihr abhold. Er verband sich mit Otto, mit dem er vorher in Feindschaft gelebt hatte, und beyde drangen in sie, ihr Witthum zu verlassen und den heiligen Schleier zu nehmen.

Geduldig ertrug die Ehrwürdige dieses Herzeleide. Nie entschlüpfte ihren Lippen ein hartes Wort gegen ihre Söhne, vielmehr schrieb sie, was sie von ihnen erleiden mußte, sich selbst zu. Sie fühlte, daß sie dem König Otto durch den, seinem Bruder geschenkten Vorzug, wehe gethan haben mochte. „Gott aber weiß, sprach sie, "wer meinen lieben Heinrich gegen mich aufgebracht, ihn, von dem ich Trost in jedem Drangsale erwartete. Dennoch kann ich es nicht ertragen, hart von ihm reden zu hören; denn ich liebe ihn noch immer von Herzensgrund. — Möge es Gott verhüten, daß nicht der König, jetzt sein Helfer, späterhin mein Rächer werde! Möge die Freundschaft, die jetzt beyde gegen mich verbindet, nie wieder in Feindschaft auflodern.« —

Da die Beleidigungen von Seiten ihrer Söhne täglich drückender wurden, so verließ sie ihr Witthum, das ihr ihr Gemahl in der Gegend von Nordhausen und Quedlingburg gegeben hatte, und begab sich nach ihren Stammgütern in Westsachsen. Auch dort ließ sie nicht ab, so viel sie konnte, Gutes zu thun. Jetzt schien der Himmel selbst beyde Söhne an die Erfüllung der kindlichen Pflichten zu mahnen. Heinrich ward von einer schweren Krankheit betroffen, König Otto aber hatte Unglück bey allem, was er unternahm, und versank in tiefe Traurigkeit. Da baten Priester und Edle die Königinn Edith, seine Gemahlin, sie möchte ihm zureden, seine Mutter zurück zu rufen, und in die vorigen Würden einzusetzen. Edith that dieß, und Otto ward gerührt. Er schrieb sogleich an seine Mutter, und bat sie reumüthig, ihm zu verzeihen und zu ihm zurück zu kehren. —

Hoch erfreut über die Sinnesänderung ihres Sohnes und alles Geschehene vergessend, machte sich Mathilde sogleich auf den Weg, und kam gen Grona unweit Göttingen. Kaum hörte dieß der König, so ritt er ihr mit einem großen Gefolge und in Begleitung seiner Gemahlin entgegen. Als er nun die Gottgeliebte von fern erblickte, sprang er vom Pferde, gieng näher, und warf sich mitten auf dem Wege mit folgenden Worten vor ihr nieder:*)

„O du Quelle aller meiner Ehren, du Trost aller meiner Mühen, verhänge über mich welche Strafe du willst, nur laß mich Versöhnung finden! Schon genug

---

*) Diese rührende Scene bildet das Titelkupfer ab.

habe ich gebüßt, was ich gegen dich verbrochen habe! Denn seitdem du dein Witthum verlassen, hat sich alles Kriegsglück von mir gewendet.«

Die ehrwürdige Mutter war tief gerührt. Sie beugte sich über ihn, bot ihm den Kuß des Friedens, und sprach mit Thränen im Auge: »Betrübe dich nicht, mein Sohn! Ich hoffe du wirst Vergebung vom Herren empfangen; denn hätten nicht meine Sünden es verwirkt, so wäre mir von deiner Seite nichts Widriges begegnet. Gott aber schenke dir Vergebung nach der unaussprechlichen Gnade, mit der er sich jedes Reuigen erbarmt, der sein Vergehen aufrichtig beweint und unterläßt.« —

Diese Aussöhnung zog auch eine andere nach sich. Denn kaum hatte Heinrich vernommen, was bey Grona geschehen war, so machte er sich auf, gieng zu seiner Mutter und redete sie also an: »Ehrwürdige Frau und, wenn es mir erlaubt ist zu sagen, geliebteste Mutter, ich bekenne, daß ich gegen euere mütterliche Güte schwer, schwer gesündigt habe; aber jetzt flehe ich um Verzeihung, die ich nicht verdiene. Ja ich beschwöre euch bey der Seele und dem Namen meines Vaters, schenkt mir wieder euere vorige Huld. — Ach, seit ich euere Liebe zum Zorn gereizt habe, bin ich durch schwere Krankheit in große Gefahr gekommen.«

Als ihn die Ehrwürdige so weinen und flehen sah, konnte sie sich länger nicht halten. Schnell brach sie in die Worte aus: »Mein lieber Heinrich, höre auf zu weinen! Höre auf, mein Sohn, höre auf! Ich vermag nicht solche Bitten von dir zu hören; tritt näher, küsse deine Mutter! Der getreue Gott möge dir gnä-

dig seyn! Ich liebe dich wie vorher; denn ich weiß, daß nur feindseliges Zureden dich gegen mich aufgebracht hat.“ —

Nach dieser herzlichen Aussöhnung führten Otto und Heinrich die ehrwürdige Mutter zu ihrem Wittwensitz zurück, und setzten sie wieder in ihr voriges Ansehen ein. Und von dieser Zeit an herrschte zwischen ihr und ihren Söhnen ununterbrochen Friede und Eintracht.

Das folgende Leben Mathildens war abwechselnd mit Freud und Leid erfüllt. Sie fühlte sich glücklich durch die Liebe ihre Kinder, sah den Wohlstand derselben wachsen, und freute sich der Enkel, die sie von ihnen erhielt.

Aber bald wurde sie aufs neue mit unsäglichem Jammer erfüllt. Ihr geliebter Heinrich, der sich von der frühern Kränklichkeit nie völlig wieder erhohlt hatte, starb im Jahre 955.

Wie tief sie dadurch erschüttert wurde, ist nicht zu beschreiben. Aber sie unterlag nicht ihrem Kummer; im Tempel des Herrn und am Grabe ihres Gatten suchte und fand sie Trost. Doch legte sie von nun an allen königlichen Schmuck ab, erschien nur in Trauerkleidern, und mochte weder weltliche Gesänge anhören, noch weltliche Spiele anschauen. Ihre einzige Freude war jetzt ihr Enkel, der kleine Heinrich, in welchem sie beyde, den verlornen Sohn und Gatten, wieder zu erblicken meinte.

Voll mütterlicher Besorgnisse sah sie ihren ältesten Sohn mit seiner zweyten Gemahlin Adelheide (die Königinn Edith war 947 gestorben) im Jahr 961 nach Italien ziehen. Sie dachte nur an die Gefahren, die

ihn treffen konnten, und verdoppelte ihre Gebethe für ihn. Aber ihre Angst wurde in Freude verwandelt! Otto wurde Herr von Italien, empfieng zu Rom die Kaiserkrone und kehrte glücklich über die Alpen zurück (964).

Auf diese Nachricht eilte sie mit ihren Enkeln, den kleinen Heinrich und Otto dem Zweyten, Ottos Sohn, den dieser ihrer mütterlichen Obhut zurückgelassen hatte, ihm bis Köln entgegen. Dort lebte ihr dritter Sohn, Bruno, Erzbischof von Köln; auch ihre Tochter Gerberg, damalige Königin von Frankreich (ihre zweyte Tochter Hedwig war schon 956 gestorben) fand sich daselbst ein; und so traf die ganze königlich-sächsische Familie zu Köln zusammen, und verlebte einige glückliche Tage in gegenseitiger Liebe. Darauf begleitete Otto seine Mutter nach Nordhausen, und versicherte dem Nonnenkloster, das sie während seiner Abwesenheit daselbst zu bauen angefangen hatte, seinen kaiserlichen Schutz. Sieben Tage lang blieb er bey ihr.

Schwer ward beyden der Abschied: sie fühlten, daß sie sich im sterblichen Leben nicht wieder sehen würden. Am Morgen des Scheidens giengen beyde, nachdem sie sich lange miteinander besprochen hatten, in die Kirche, um die Messe zu hören. Als diese geendigt war, sagte Mathilde: Theuerster Sohn! Wir besprechen uns, wie ich ahne, hier zum letzten Male! O, möchte der letzte Anblick deiner Mutter dir eine Erinnerung an dieses Kloster seyn, und an die Versprechungen, die du mir deshalb gethan!« — Tief gerührt gelobte der Kaiser, alles, was sie verlangte, zu erfüllen.

Dann verließen beyde die Kirche, und umarmten und küßten einander noch einmal unter vielen Thränen.

Alle Anwesenden weinten mit ihnen. An der Kirchthüre blieb Mathilde stehen, und verfolgte mit ihren Augen den scheidenden Sohn. Nachdem er sein Pferd bestiegen hatte, kehrte sie in die Kirche zurück, warf sich auf die Stelle hin, wo er die Messe gehört hatte, und küßte weinend seine Spuren. Dieß sahen Graf Wittigo und noch einige Kriegsleute, die zurück geblieben waren, und voll Rührung meldeten sie es dem Kaiser.

Sogleich sprang dieser vom Pferde, und eilte schluchzend in die Kirche, wo er die fromme Mutter noch an derselben Stelle weinend und bethend fand. Er warf sich neben ihr zur Erde und sprach: „O ehrwürdige Frau, womit soll ich euch diese Thränen vergelten?“ Nur weniges konnten beyde reden. Endlich faßte sich Mathilde. »Was frommt's, sprach sie, daß du länger weilst? Wir müssen uns doch trennen, und mehren unsern Schmerz, statt ihn zu mindern. Zieh hin im Frieden Christi! Du wirst mich nicht mehr in diesem Leben sehen. Alles, was ich auf dem Herzen hatte, habe ich dir gesagt.«

Darauf reiste der Kaiser fort, erst durch die Städte Thüringens, dann, mit seinem Sohne, Otto dem Zweyten, nach Italien.

Zwey Jahre nach diesem schmerzlichen Abschied fieng Mathilde zu kränkeln an. Sie fühlte, daß nun ihr Ende herannahe und bereitete sich mit christlichem Sinne dazu vor. So schwach sie war, so bereiste sie doch die Städte Sachsens, und half den Bedürfnissen der dasigen Klöster und anderer Wohlthätigkeits-Anstalten ab. Zuletzt kam sie nach Nordhausen zurück, um das dasige Nonnenkloster, ihre liebste Stiftung, und dessen Aebtissin, die fromme Richburg, vormals ihre

treueste Dienerin, noch einmal zu sehen. Vom Herbste bis gegen Weihnachten (967) blieb sie daselbst, untersuchte genau den Zustand und die Bedürfnisse des Klosters, und die Kenntnisse und das Betragen der Nonnen. Gern hätte Richburg sie zurückgehalten; sie aber erklärte: »Quedlingburg, wo ihr Gemahl ruhe, sey der Ort, wo auch sie ruhen, und den letzten Tag erwarten müsse.“ Sie reiste daher, nachdem sie noch einmal alle Nonnen ihres Klosters ermahnt und getröstet hatte, am 22. Dezember 967 von Nordhausen ab. Thränen und Wehklagen folgten ihr nach. — In Quedlingburg nahm ihre Kränklichkeit so zu, daß die Nähe ihres Todes nicht mehr zu bezweifeln war. Sie ließ daher die Aebtissin Richburg, ihre vertrauteste Freundin, zu sich kommen, und vertheilte, was sie besaß, an die Armen, an die Priester und an die Klöster.

Viele Menschen strömten herzu, um die geliebte Königinn noch einmal zu sehen. Unter andern kam auch ihr Enkel Wilhelm, Erzbischof von Mainz, ein Sohn des Kaisers Otto. Seine Ankunft machte ihr Freude; denn von niemand lieber, als von ihm, mochte sie den letzten geistlichen Trost empfangen, nachdem ihr jungster Sohn, Bruno, Erzbischof von Köln, schon vor einiger Zeit gestorben war.

Ihm also legte sie ihre Beichte ab, ihn ließ sie für sich, für ihren verewigten Gemahl und für alle gläubige Christen eine Seelenmesse halten, und aus seinen Händen empfieng sie die letzte Oelung und das heilige Altarssakrament. Zum Andenken an diesen letzten Dienst und zum Unterpfand ihrer Liebe schenkte sie ihm (alles andere hatte sie schon verschenkt) das Gewand, das sie zu ihrem Begräbnisse ausersehen hatte.

Amtsgeschäfte nöthigten ihn, sich zu entfernen. Im Weggehen sagte er leise zu den Umstehenden; Ich lasse hier einen meiner Geistlichen, der mir melde, wenn das Hinscheiden der Königinn eintritt, auf daß ich dann zurückkehre und ihren Leib bestatte.« Die Königinn hatte diese Worte vernommen, und sprach: „Das ist nicht nöthig, daß dieser Geistliche hier bleibe. Er reise mit; ihr bedürfet seiner auf euerem Wege. Ziehet hin im Frieden Christi.“ Er zog hin, und wenige Tage darauf traf ihn ein plötzlicher Tod.

Niemand wagte es, der Königinn diese schmerzliche Nachricht zu hinterbringen; allein durch das Geflüster um sie her mochte sich ihr dieselbe verrathen; und vom Geiste der Weissagung erleuchtet, rief sie unter Thränen und Lächeln aus: „Was flüstert ihr? Und warum sucht ihr mir das Bittere zu verbergen? Wohl weiß ich es: der Bischof Wilhelm ist aus dieser Welt gegangen, und das ist ein neuer Zuwachs meiner Leiden.« Dann ließ sie die Glocken läuten, und Almosen unter die Armen vertheilen, beydes zum Heil der Seele ihres Wilhelm.

Zwölf Tage darauf, an einem Sonnabend (14. März 968), erschien ihr Sterbetag. Sie fühlte es. Mit Tagesanbruch mußten sich Klosterfrauen und Priester um sie versammeln: niemand wurde zurückgewiesen; und sie ermahnte alle zu einem frommen und gottwohlgefälligen Wandel. Als sie hierauf die größere Menge verabschiedet hatte, wendete sie sich besonders zu ihrer Enkelin Mathilde, der Tochter Ottos, damals Aebtissin zu Quedlinburg, und zu ihrer geliebten Richburg. Ersterer übergab sie eine Schrift, worauf alle Namen der sächsischen Familie verzeichnet

waren, und beyden rief sie mütterliche Worte des Trostes und der Ermahnung zu. Dann ließ sie die Priester näher treten, um noch einmal zu beichten, und das Wort der Vergebung zu hören.

Dieß geschah; dann wurden Psalmen gesungen und Evangelien verlesen. Sie selbst aber sprach kein Wort mehr: sie lag still, mit ausgebreiteten Armen und dem Blick gen Himmel. Die neunte Stunde ertönte. Da gab sie ein Zeichen, daß man sie auf eine härene Decke neben dem Bette niederlegen sollte. Sie selbst bestreute noch ihr Haupt mit Asche. Dann entschlief sie sanft und selig, wie sie gelebt hatte, und wurde neben ihrem Gemahl begraben.

Edle Verklärte, mit Recht als Heilige verehrt, ewig blühe dir Ruhm und Achtung! Deine treue Liebe zu deinem Gemahl, dein bescheidner Sinn, dein gottesfürchtiger, liebvoller Wandel sey ein Beyspiel für jede deutsche Frau, sie mag auf Thronen glänzen oder im Schatten der Niedrigkeit leben.

Wäre dir auch das niedrigste Loos zugefallen, immer würdest du ein Vorbild für andere seyn können; aber da du, eine Königinn, die Tugenden der frommen Hausfrau und Christin übtest, so kannst du auch denen ein Vorbild seyn, die Seelengröße nur da ehren, wo sie im Bunde mit äusserem Glanze erscheint.

38.

Der Kanarienvogel.*)

Zu jenen unglücklichen Zeiten Frankreichs, da der alte Königsthron umgestürzt und eine Menge adelicher Familien in das tiefste Elend versetzt wurden, lebte jenseits des Rheins die Familie von Erlau. Herr von Erlau war ein sehr edler, vortrefflicher Mann, seine Gemahlin, eine sehr gute, liebenswürdige Frau, und ihre beyden Kinder, Karl und Lina, waren die treuen Ebenbilder der Aeltern. Sobald jene furchtbaren Unruhen, die ganz Europa so viel Blut und so viele Thränen kosteten, ausgebrochen waren, zog Herr von Erlau sich aus der Hauptstadt auf sein entlegenstes Landgut, zwischen dem Rheine und dem Vogesischen Gebirge, zurück. Hier auf seinem Schlosse, das nebst dem dazu gehörenden Dörfchen von Felsen, Weinbergen, Kornfeldern, und ganzen Wäldchen fruchtbarer Bäume umgeben war, lebte er, entfernt von Welthändeln, mit den Seinigen in der tiefsten Stille. Seine Unterthanen, die ihn als ihren größten Wohlthäter ehrten, und ihn sonst nur einige Wochen im Jahre zu sehen bekamen, freuten sich sehr, ihn jetzt beständig in

---

*) Wörtlich abgedrückt aus den wunderschönen „Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde, von dem Verfasser der Ostereyer. 1. Bändchen. Landshut 1821 in der Krüll'schen Buchhandlung"; — die der Herausgeber der Jugend-Bibliothek durch dieses ausgehobene Stück nicht plündern, nur bekannt machen, und in's Jugendleben allenthalben so viel möglich einführen will.

ihrer Mitte zu haben. Er that ihnen unbeschreiblich viel Gutes. Die Gegend umher glich einem Garten; der edle Mann machte sie aber zu einem Paradiese.

Der vortreffliche Vater schätzte sich glücklich, daß er hier Zeit fand, der Lehrer seiner Kinder zu werden. Die seligsten Stunden waren ihm jene, in denen er sie in der Religion unterrichtete. Er war fest überzeugt, daß allein die Religion den Menschen wahrhaft bilden, ihm einen wahren Werth geben, ihn beglücken, und in Noth und Tod trösten könne. Die edle Mutter, die von den nämlichen Gesinnungen durchdrungen war, wohnte diesen Unterrichtsstunden immer bey, und sprach aus ihrem gefühlvollen, frommen Mutterherzen auch hie und da ein treffendes Wort dazu. Mit besonderer Rührung redete der Vater, jetzt zur Zeit der Gefahr, von Gottes heiliger Vorsehung und dem Vertrauen auf Gott. Die Mutter vergoß, wenn sie ihre Kinder, die in dieser zerrütteten Welt durchkommen sollten, so anblickte, und wenn dann der Gedanke an jene allwaltende Liebe dort oben ihr Herz ergriff, Thränen der Wehmuth und der Freude, und ihre Worte waren Geist und Leben. Was so aus dem Herzen kam, drang auch zu Herzen. Die guten Kinder hörten voll Aufmerksamkeit und voll Andacht zu, und gar oft glänzten auch ihnen die hellen Thränen in den Augen. Aeltern und Kinder waren, trotz der Gefahren, die ihnen ringsumher drohten, heiter und getrosten Muthes.

Ausser dem allerwichtigsten Gegenstande, der Religion, unterrichtete der Vater die Kinder in allen übrigen nothwendigen und nützlichen Kenntnissen; ja er unterließ auch nicht, ihnen dasjenige beyzubringen, was zur Zierde gehört, und das menschliche Leben ange-

nehmer macht. Er spielte unter anderm sehr vortrefflich Klavier, und sang so überaus lieblich, daß er nicht leicht von Jemand, als von seiner Gemahlin, übertroffen wurde. Er unterrichtete daher den kleinen Karl im Klavierspielen und die sanfte Lina im Singen.

An einem trüben, schauerlichen Abende gegen Ende des Winters saßen einmal Vater und Mutter, Karl und Lina, in dem warmen, hellerleuchteten Zimmer an dem prächtigen Flügel beysammen; denn Musik und Gesang waren zu dieser Jahrszeit ihre gewöhnliche Abendunterhaltung. Der Vater hatte ein kleines Liedchen eigens für die zwey Kinder verfaßt, eine leichte gefällige Melodie dazu gesetzt, und die Klavierbegleitung so eingerichtet, daß der Knabe mit seinen kleinen Fingerchen damit zurecht kommen konnte. Die Mutter wußte davon noch nichts; die Kinder wollten ihr mit dem Liedchen eine unvermuthete Freude machen. Nachdem nun die Mutter mit ihrer unvergleichlichen Stimme einige geistreiche Arien, die der Vater mit lieblichen Saitentönen begleitete, gesungen hatte, sprach er: „Nun, Karl und Lina, laßt ihr eure kleinen Künste hören!“ Karl setzte sich an den Flügel und spielte, und Lina sang mit ihrem zarten Stimmchen, etwas schüchtern, aber ungemein lieblich das

Lied.

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!
Die Blitze drohn,
Der Donner kracht!

Gott winkt — entflohn
Ist ihre Macht.
Und so erbricht
Der Bau der Welt —
Ich zittre nicht,
Da Gott mich hält.
Wer auf Ihn schaut
Mit stetem Blick
Auf Felsen baut
Der all sein Glück.
Unendlich gut
Und treu ist Gott;
Drum hab' ich Muth
In jeder Noth.

Die Mutter war über dieses erste Lied ihrer geliebten Kinder entzückt. Kein Konzert an dem Königlichen Hofe hatte ihr je so viel Vergnügen gemacht. Sie umarmte ihre Kinder unter Thränen. „Ja, sprach sie, Gott, der euch bisher schützte, wird ferner euer mächtiger Beschützer seyn." — —

Da wurde plötzlich die Thüre des Zimmers aufgerissen, da drangen bewaffnete Nationalgarden in ihren Uniformen mit Ungestüm in das Zimmer, da zeigte der Anführer den Verhaftsbefehl vor, da wurde der edle Vater ergriffen — ohne Widerrede und auf der Stelle sollte er in das Gefängniß der Stadt abgeführt werden. Er sey als ein Königlichgesinnter und als ein Feind der Freyheit angeklagt worden — war der Grund, den der Befehl angab. Die Mutter warf sich dem rauhen Manne zu Füßen, der mit schwarzen, funkelnden Augen, wild in die Stirne hineinhängenden schwarzen Haaren und einem fürchterlichen Backen=

barte trotzig vor ihr stand. Sie rang die Hände; heiße Thränen rannen über ihre von Schrecken bleichen Wangen. Auch die beyden Kleinen erhoben bittend und flehend ihre zarten Händchen, den Vater nicht mit fortzunehmen. Eine Thräne schlug die andere, und sie konnten vor Schluchzen bald kein Wort mehr vorbringen. Alles war veegebens. Nicht einmal das wurde bewilligt, noch bis an den Morgen — ja nur noch eine Stunde zu warten, um einige Nothwendigkeiten für den traurigen Aufenthalt im Gefängnisse zusammen zu packen. Es blieb dabey. Auf der Stelle mußte er fort; und da die Mutter ihn weinend und lautjammernd umschlang und die Kinder sich um seine Knie klammerten, so wurde er ihnen mit Gewalt entrissen und abgeführt.

Der Jammer der Mutter und Kinder war unbeschreiblich. Sie wurden in dem Zimmer bewacht, um in dem Dorfe, wo Herr von Erlau sehr geliebt wurde, weiteres Aufsehen zu verhüthen. Der Mutter waren vor Schrecken die Knie gebrochen. Weinend, mit gerungenen Händen und die nassen Augen zum Himmel gerichtet, saß sie in einem Sessel; ihre Kinder drängten sich schluchzend und jammernd zu ihr. Indeß faßte sich die edle, fromme Mutter bald wieder. „Laßt uns, meine liebsten Kinder, sprach sie, das Vertrauen auf Gott nicht so schnell aufgeben! Dieses große Leiden ließ Gott über uns kommen. Er wird uns Gnade geben, es zu tragen. Er wird es zu unserm Besten lenken, und es dereinst in Freude verwandeln. Laßt uns denn getrost und vertrauensvoll sagen: Herr, dein Wille geschehe!"

Die unglückliche Frau versuchte alles, ihren gelieb-

ten Mann zu retten. Sie eilte, sobald die Wache abgezogen war, in die Stadt. Sie gieng zu den Richtern, sie betheuerte die Unschuld ihres Gemahls — sie berief sich auf das Zeugniß der ganzen Nachbarschaft, wie still, wie zurückgezogen er gelebt, wie er an den Welthändeln nicht den geringsten Antheil genommen, nicht einmal darüber mit Jemand gesprochen habe. Sie warf sich den Richtern zu Füßen. Allein es war nicht anders, als redete sie zu steinernen Bildsäulen. Keiner wurde zum Mitleid bewegt. Sie erhielt nicht einmal die Erlaubniß, ihren Gemahl im Gefängnisse zu besuchen. Sie mußte sogar hören, in wenigen Tagen werde er eines blutigen Todes sterben.

Als sie nach drey Tagen auf ihr Landgut zurück kam, war das Schloß von Soldaten besetzt. Man hatte ihr Vermögen in Beschlag genommen, das Schloß geplündert, und zu einer Kaserne eingerichtet. Sie wurde nicht mehr eingelassen, und gieng traurig weiter. Sie jammerte und weinte um ihre Kinder; denn niemand wußte ihr zu sagen, wo sie wären. Alle ihre Leute waren zerstreut. Es war bereits spät am Abend. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden, wo sie übernachten sollte.

Da begegnete ihr in der Dämmerung Richard, ihr alter treuer Diener, und sprach zu ihr: „Liebe, gute, gnädige Frau! Sie stehen jeden Augenblick in Gefahr, verhaftet zu werden. Sie haben sich im Eifer einige Worte von himmelschreyender Ungerechtigkeit und Grausamkeit — von Unterdrückung unter dem Scheine der Freyheit entfallen lassen. Uebelgesinnte haben diese Worte aufgefangen und sie gehörigen Orts hinterbracht. Es ist für Sie kein anderes Rettungsmittel

mehr, als schlennige Flucht. Sie zu verbergen, ist mit zu vielen Gefahren verbunden. Ihren Gemahl können Sie nicht retten; Ihr Dableiben würde nur dazu dienen, Sie selbst zu verderben. Ihre Kinder sind in meinem Hause. Kommen Sie mit dahin! Mein Bruder, der alte Fischer am Rheine, ist schon berichtet. Ich begleite Sie noch diese Nacht zu ihm, und er bringt Sie dann mit ihren Kindern sicher über den Rhein. So retten Sie wenigstens Ihr Leben."

Sie kam in das Haus des guten Richards, das unten im Dorfe war. Allein ein neuer Jammer wartete hier auf sie. Lina war an eben dem Tage, da sich die Mutter in die Stadt begab, vor Schrecken und Jammer krank geworden. Die Krankheit hatte diesen Abend sehr zugenommen. Das arme Fräulein lag in einem heftigen Fieber. Sie war nicht bey Sinnen und kannte ihre Mutter nicht einmal. Die Mutter wollte nun durchaus bleiben, und ihr liebes krankes Kind selbst verpflegen. Der Arzt, der eben zugegen war, widerrieth ihr das sehr ernstlich. „Die Kranke, sagte er, wird es nicht lange mehr treiben, sie wird nicht mehr zu sich selbst kommen, sie ist schon als todt zu betrachten. Die Gegenwart der gnädigen Frau kann dem guten Kinde zu nichts mehr dienen. Es ist Pflicht, auf Ihre eigene Rettung zu denken.«

Die tiefbetrübte Mutter stand todtenbleich und mit rothgeweinten Augen an dem Krankenbette, und konnte sich nicht zur Abreise entschließen. Der Arzt nahm sie unter dringendem Zureden sanft bey dem Arme, um sie hinweg zu führen. Sie that ein paar Schritte gegen die Thüre, schauderte zusammen, wandte sich mit weit ausgebreiteten Armen wieder um, umfaßte ihre

Tochter und rief mit dem Ausdrucke des innigsten Schmerzens: »Nein, liebes Kind, ich kann dich nicht verlassen. Ich achte mein Leben für nichts! Ich will mit dir sterben.«

Der alte Richard und sein gutes Weib baten sie mit aufgehobenen Händen, auf der Stelle abzureisen, und versprachen beyde heilig, für das kranke Fräulein zu sorgen, als wäre sie ihr eigenes Kind. „Die Nacht ist angebrochen, sagte Richard. Nur unter ihrem schützenden Dunkel ist es möglich zu entfliehen. Jeder Verzug bringt Gefahr — und kann nicht nur Ihnen, beste, gnädige Frau, sondern auch mir und meinem Weibe das Leben kosten. Denn Jemanden über Nacht zu behalten, ohne es vorher anzuzeigen — ist bey Todesstrafe verbothen.“

Nun denn, du liebe, holde Lina, sprach jetzt die bestürzte Mutter zu ihrer Tochter — wenn ich dir denn in dieser Welt keinen Dienst mehr erweisen kann, wenn mein Hierbleiben zu nichts dienen würde, als diese guten, alten Leute auf das Blutgerüste zu bringen — so will ich denn in Gottes Namen fort. Lebe wohl, liebster Engel, zieh hin in die Wohnungen des Friedens, wo die Unschuld nicht mehr leidet, wo keine Thränen mehr geweint, wo liebende Herzen nicht mehr getrennt werden.“

Der kleine Karl, der neben der Mutter stand, nahm seine Schwester weinend und schluchzend bey der Hand, und sagte: „Sey froh, liebe Lina, du wirst nun ein schöner Engel im Himmel. Dort hast du es besser, als hier auf Erden, wo wir immer so in Furcht

und Aengsten leben müssen. O, wie gerne gieng ich mit Dir!“

Die Mutter kniete jetzt an dem Krankenbette der geliebten Tochter nieder, und sprach, zum Himmel aufblickend: „Dir, o Gott, sey sie denn zum Opfer gebracht, und deiner Gnade und Erbarmung ganz und gar übergeben!« Sie schwieg einige Augenblicke — stand dann schnell auf — küßte Lina — nahm Karl bey der Hand — und eilte zitternd und bebend ohne umzusehen zur Thüre hinaus.

Frau von Erlau begab sich nun auf die Flucht. Der treue Diener hatte einige Nothwendigkeiten für die Reise zusammen gebracht. Er schritt schwer beladen voraus. Die arme Frau, mit einem Päckchen unter dem Arme, folgte ihm, und führte den geliebten Knaben, der auch ein kleines Bündelein trug, an der Hand. Kein Wort wurde gesprochen. Die Nacht war höchst unfreundlich. Es stürmte und regnete fürchterlich. „Dieser Sturm, diese Regengüsse, diese schauerliche Finsterniß, sagte endlich der alte Mann leise, sind lauter Wohlthaten Gottes. Sie schützen uns vor unsern Verfolgern. Bey einer lieblichen, mondhellen Nacht würden wir sicher entdeckt. So zielt das, was uns schrecklich dünkt, immer zu unserm Besten ab. So ist es mit allen Trübsalen, Stürmen und dunkeln Schicksalen des Lebens.“

Sie kamen zur Wohnung des alten Fischers. Sie traten in die kleine, rußige Stube, die von einem düstern Oehllichte schauerlich beleuchtet war. Der ehrliche Fischer hieß die Frau und den Knaben in seiner Hütte herzlich willkommen. Bis er den Kahn mit Hilfe Richards an den Rhein brachte, setzte die Fischerin der

Frau und dem Knaben eine warme Suppe, Brod und etwas Wein vor. Zitternd vor Furcht und Frost genossen sie etwas Weniges. Nun kamen die zwey Männer zurück. Sie führten die Frau an den Rhein. Der Mond im letzten Viertel war aufgegangen, blickte von Zeit zu Zeit durch zerrissene Wolken, und milderte die schreckliche Finsterniß ein wenig. Die gute Frau fühlte einen eiskalten Schauder, als sie in der ungestümen Nacht, in Sturm und Regen, so an dem unermeßlichen, mächtig rauschenden Flusse stand — das kleine armselige Fahrzeug, das kaum stark genug war, zwey Personen zu tragen, vor sich sah — und nun mit ihrem Kinde einsteigen und über den Fluß fahren sollte. Die Männer machten ihr Muth. Der alte Fischer stieg ein, ergriff das Ruder, und sprach mit frommer Zuversicht: »Gott wird uns hinüber helfen.«

Richard nahm jetzt Abschied. Der treue Diener hatte bey der Plünderung des Schlosses eine goldene Dose, eine goldene Uhr und ein paar Ringe mit Edelsteinen gerettet. Diese übergab er nun der Frau von Erlau. Er legte noch etliche Goldstücke, die er in ihrem Dienste erspart hatte, bey — ohne zu sagen, daß sie von ihm seyn. Hierauf küßte er ihr unter heißen Thränen die Hand, und schloß den Knaben schluchzend in die Arme. „O, meine liebe, gnädige Frau! sagte er. Ich alter Mann sehe Sie und den lieben Karl jetzt wohl das letzte Mal. Ich kann nichts weiters für Sie thun. Aber Gott wird für Sie sorgen. Er wird Sie noch fröhliche Tage erleben lassen. Einer so guten Herrschaft kann es nicht übel gehen. Ich würde sie begleiten. Allein vielleicht finde ich noch Mittel,

unsern guten, gnädigen Herrn zu retten. Ich werde alles versuchen." — Alle weinten und schluchzten. Die Mutter empfahl ihm noch einmal, sich ihres Gemahls und ihrer Tochter anzunehmen. Der alte Mann versprach es, und half ihr und dem kleinen Karl einsteigen.

Als das Schifflein vom Lande stieß, fiel Richard an dem Gestade auf die Knie und erhob die Hände zum Himmel. „Hier will ich knien und Gott bitten, sagte er, daß sie glücklich hinüber kommen. Ich will nicht mehr von meinen Knien aufstehen, bis mir mein Bruder die frohe Botschaft bringt, Sie seyen gerettet. Wollte Gott, ich könnte Ihnen von Ihrem lieben Gemahl und Ihrer geliebten Tochter noch einmal die nämliche frohe Nachricht bringen!"

Frau von Erlau war mit ihrem Knaben glücklich über den Rhein gekommen und nun in Sicherheit. Allein es war für sie hier kein Bleibens. Der Aufenthalt wurde den Ausgewanderten sehr erschwert; und überdieß rückte der Kriegsschauplatz immer näher. Sie reiste nach der Anleitung, die ihr Richard gegeben hatte, längs dem Rhein hin, der Schweiz zu. Ihre Baarschaft schmolz sehr zusammen. Der Aufenthalt in der Schweiz wurde ihr als zu kostbar geschildert. Man rieth ihr, in Schwaben ein Unterkommen zu suchen. Nach mehrerem vergeblichen Hin- und Herreisen kam sie bis an die Gränzen des Tyrols. Endlich erhielt sie durch die Vermittlung eines Menschenfreundes die Zusage, ein alter Tyroler wolle sie in seine Hütte aufnehmen.

Sie machte sich mit ihrem kleinen Karl unverzüglich auf die Reise; ein Wegweiser, der zugleich das

Gepäcke trug, gieng vor ihr her. Sie kam über hohe Berge und durch tiefe Thäler. Als sie wieder einen Berg erstiegen hatte, erblickte sie in einer schauerlichen Tiefe ein schmales, grünes Thal. Rechts im Thale, unten an einem düstern, weitüberhangendem Felsen, lagen einige niedrige, hölzerne Hütten, mit flachen, fast ebenen Dächern; aus ihrer Mitte ragte, glänzendgrau wie Atlas, das hölzerne Schindeldach nebst der Thurmspitze einer kleinen Kapelle empor. Links des Thales zog sich ein schwarzer Tannenwald hin, hinter dem sich zwey Berggipfel zu den Wolken erhoben; sie waren, obwohl in den Thälern schon alles grünte und blühte, noch ganz mit Schnee bedeckt. Der Wegweiser zeigte mit dem Reisestab in die Tiefe und sagte: »dieß ist Schwarzenfels! Hier unten wohnt der ehrliche Alte, der Sie aufnehmen will.« Frau von Erlau seufzte und stieg den schmalen Fußsteig hinab.

Der alte Tyroler, der sie heute erwartete, ein noch blühender Greis, kam ihr mit froher, freundlicher Miene entgegen. Auf unsere Art von Höflichkeit verstand er sich nicht; Jemanden Sie oder Ihr zu nennen, war ihm ungewohnt. Indeß hatte er doch ein sehr richtiges Gefühl für Wohlanständigkeit. Er prangte heute, der fremden Frau seine Achtung zu bezeugen, in seiner grauen Sonntagsjacke nebst dem scharlachrothen Brusttuche, und trug seinen schönen, grünen Hut mit einer krummen Hahnenfeder auf dem Kopfe. „Grüß' dich Gott, gnädige Frau, sagte er; es ist mir lieb, dich mit deinem Herrn Büberl unter meinem Dache beherbergen zu können.“

Die Tyrolerin, eine freundliche Alte, mit weißen Haaren und rothen Wangen, stand unter der Haus-

thüre. Sie war sehr reinlich gekleidet, trocknete, da sie eben aus der Küche kam, erst an der weißen Schürze die Hand ab, reichte sie dann der gnädigen Frau, und sagte: »Grüß' dich Gott, du liebe Frau. Das Essen ist gleich fertig; du mußt aber mit Wenigem vorlieb nehmen; bey uns giebt es fast nichts, als Milch und Butter, Haberbrod und Erdäpfel.“

Der Tyroler führte die Frau in ein Nebenstübchen, dessen kleines Fensterlein die Aussicht auf den düstern Tannenwald und die zwey Schneeberge hatte. Die ganze Einrichtung des Stübchens bestand aus einem Tische, einer Bank und einem paar Stühlen von Tannenholz, und aus einem glänzend grünen irdenen Ofen, der zugleich zum Heerde diente; nebenzu war noch ein kleines, ärmliches Schlafkämmerchen. Indeß dankte die Frau Gott, dieses Plätzchen gefunden zu haben.

Sie richtete ihr kleines Hauswesen ein, so gut es die Umstände erlaubten. Sie kochte selbst, und brachte die übrige Zeit mit Stricken und Nähen zu, womit sie doch immer einiges verdiente. Ihren Karl zu beschäftigen, machte ihr die meiste Sorge. Ihn selbst zu unterrichten, fehlte es ihr an Büchern, und überdieß hatte er auch schon angefangen, Latein zu lernen. Als sie eines Morgens eben bekümmert darüber nachdachte, wurde das kleine Glöcklein in der Kapelle geläutet. Die gute, fromme Tyrolerin kam eilig herein, und sagte, der Herr Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Berges werde heute die heilige Messe dahier lesen. Frau von Erlau begab sich mit ihrem Karl sogleich in die Kapelle. Der Pfarrer hielt eine kleine Anrede, die ihr sehr zu Herzen gieng. Sie sprach nach dem Gottesdienste mit ihm, und fand an ihm einen sehr

einsichtsvollen, frommen, liebreichen Mann. Er versprach, die nöthigen Bücher zu bestellen, und dem Knaben jeden Nachmittag ein paar Unterrichtsstunden zu geben, wenn er sich über den Berg bemühen wollte.

Karl verstand sich dazu mit Freuden, und war, seit er wieder ein bestimmtes Geschäft hatte, noch einmal so vergnügt. Er konnte jedesmal kaum das Mittagessen abwarten, um mit seinen Büchern nur recht bald über den Berg zu kommen. Indeß hatte der arme Knabe, zumal wenn es mehrere Tage nach einander regnete, fast gar keine Unterhaltung. Die verständige Mutter hielt eine unschuldige Erholung für eben so nöthig, als die Arbeit. Sie war darauf bedacht, ihm beydes zu verschaffen.

In dem Tyrol werden viele Kanarienvögel gezogen, und dann von eigenen Händlern außer Landes weit und breit umher verkauft. Auch der alte Tyroler hatte eben mehrere junge, vorzüglich schöne Kanarienvögel beysammen. Karl bath seine Mutter, da diese Vögel hier so wohlfeil wären, ihm einen zu kaufen. »Zu Hause, sagte er, hatte Lina immer ein solches Vögelein. Kauf mir doch eines, so haben wir hier zwischen diesen Felsen und Wäldern doch etwas, das uns an unser liebes Vaterland erinnert!« Die gute Mutter war dazu bereit — und der Knabe suchte sich den schönsten Kanarienvogel aus allen heraus, der demjenigen, den seine Schwester ehemals hatte, am ähnlichsten war.

Karl hatte an dem gelben Vögelchen mit den hellen glänzendschwarzen Aeuglein die größte Freude. Es wurde bald zahm, flog ihm auf den ausgestreckten Zeigefinger, und pickte ihm Brosamen von den rothen

Lippen. Wenn er schrieb, flog es herbey, rupfte an der Schreibfeder und pickte ihn in den Finger, so daß er, obwohl ihm der Scherz gefiel, es öfters einsperren mußte, um in seiner Arbeit nicht gehindert zu werden. Als das Vögelein anfieng zu singen, konnte Karl den Gesang gar nicht genug loben. »Du mußt ihm ein schönes Stückerl pfeifen lehren!« sagte einmal der Tyroler. Karl glaubte, der Alte scherze; er wußte noch nicht, daß man Vögel abrichten könne. Der Tyroler langte eine kleine Pfeife, die er ein Flaschenetlein nannte, hervor. »Ey, sagte Karl, das ist ja eine unvergleichlich schöne, kleine Flöte von Elfenbein!« Der Tyroler spielte ihm ein Tänzchen vor, und zeigte ihm die Griffe. Karl war über den hellen, reinen Ton entzückt, faßte, da er sehr viel Talent zur Musik hatte, alles sehr leicht, und konnte bald ein jedes Stückchen, das er hörte, sogleich spielen. Er spielte nun dem Vogel sehr oft ein und das nämliche Stückchen vor, und als der Vogel es endlich das erste Mal genau und ohne Fehler sang, hüpfte Karl vor Freude, und die Mutter sagte lächelnd: »Mache nur, daß du deine Lektion auch immer so pünktlich und ohne Anstand aufsagen könnest, wie der Vogel.“ Der Kanarienvogel und die Flöte machten dem muntern Karl und selbst der Mutter, zumal wenn Sturm und Regen sie in ihre düstre Stube verschloß, manche heitere Stunde.

Indeß lag der edlen Frau das Schicksal ihres Gemahls und ihrer Tochter beständig im Sinne, und verursachte ihr manchen traurigen Tag, manche schlaflose, thränenvolle Nacht. Sie suchte freylich beständig Nachricht zu erhalten. Allein immer vergebens. Die einzigen Nachrichten aus Frankreich, die zu ihr gelan-

gen konnten, waren in den Zeitungen enthalten. Der Herr Pfarrer sendete ihr dieselben jede Woche ein Mal durch Karl. Eines Abends kam Karl fröhlich nach Hause, brachte die Zeitungen mit, packte sie aus seiner Thecke aus, und sagte: Der Herr Pfarrer habe sie zwar nicht ganz durchlesen können; indeß habe er doch so viel gesehen, daß sie viele gute Nachrichten enthielten. Die Mutter las begierig und fand, daß die Nachrichten vom Kriege wirklich sehr gut lauteten. Sie schöpfte Hoffnung, bald wieder in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren zu dürfen. Aber sieh — am Ende der Zeitung war eine lange Liste von Edelleuten, die wegen ihrer Vorliebe zu der alten Verfassung hingerichtet wurden. Und unter diesen fand sie auch den Namen ihres Gemahls, Heinrich von Erlau. Sie erschrack, als hätte sie ein Donnerschlag getroffen. Das Blatt fiel ihr aus den Händen und sie sank in Ohnmacht. Es währte lange, bis die Leute im Hause, die auf Karls Jammergeschrey herbey eilten, sie wieder zurecht brachten. Sie verfiel in eine gefährliche Krankheit. Man zweifelte an ihrem Aufkommen, und der arme Knabe, der keinen Augenblick von ihrem Bette kam, welkte zusehends hin. Der alte Tyroler sagte öfter kopfschüttelnd und mit wehmüthiger Stimme: „Der kommende Herbst wird wohl seine Blätter auf das Grab der guten Frau streuen, und auch das arme Kind sieht vielleicht den künftigen Frühling nicht mehr!«

Der alte getreue Diener Richard hatte jenseits des Rheins gewartet, bis sein Bruder, der Fischer, in dem kleinen Kahn wieder zurückgekommen war, und ihm die Nachricht von der glücklichen Ueberfahrt der Frau gebracht hatte. Seine größte Angelegenheit war

jetzt, seinen guten Herrn von dem Tode zu retten. Denn Richard hielt es für höchst ungerecht, daß derselbe wegen seiner Treue gegen den rechtmäßigen König sollte hingerichtet werden.

Sogleich des andern Tages in aller Frühe eilte er in die Stadt. Er hatte da einen Sohn, Namens Robert, den man gezwungen hatte, unter der Nationalgarde zu dienen. Mit Hilfe dieses muthigen und gewandten Jünglings, den von Zeit zu Zeit die Wache bey den Gefangenen traf, hoffte Richard seinen Herrn aus dem Gefängnisse zu befreyen. Richard und sein Sohn machten allerley Entwürfe, fanden aber keinen ausführbar. Endlich beschlossen sie, der Sohn sollte ein aufmerksames Auge haben, und die erste beste Gelegenheit, die sich darbiethen würde, benützen. Es zeigte sich aber durchaus keine, und Robert gab bereits die Hoffnung auf.

Herr von Erlau wurde endlich zum Tode verurtheilt. Das Urtheil sollte den kommenden Morgen vollzogen werden. Traurig, den Kopf auf die Hand gestützt, saß er Nachts in seinem einsamen Gefängnisse so da. Man hatte es nicht der Mühe werth gehalten, ihm Licht zu bringen, und dichte Finsterniß umgab ihn. Er dachte an seine Frau, an seine Kinder. Nicht um sich selbst war es ihm, sondern nur um sie. Er wußte nichts von ihnen, und war wegen ihres Schicksals sehr bekümmert. Doch, was er bey Anhörung seines Todesurtheils mit einem Blick zum Himmel gesagt hatte, das war auch jetzt noch seine Gesinnung: „Herr, dein Wille geschehe!“

Er richtete alle seine Gedanken auf Gott. »Bey wem, sagte er unter anderm, soll ich in dieser letzten

Nacht meines Lebens Trost finden, als bey Dir, liebster Vater im Himmel. Was Du geschehen lässest, ist immer das Beste. So mache es denn mit mir und mit den Meinigen nach deinem göttlichen Wohlgefallen. Willst Du mich meinem lieben Weibe und meinen guten Kindern nehmen, so wirst Du väterlich für sie sorgen, und sie in ihrem großen Jammer trösten — und im Vertrauen auf Dich will ich mein Haupt ruhig auf den Block legen, der bereits von dem Blute vieler meiner Freunde gefärbt ist! Willst Du mich aber meinem Weibe und meinen Kindern noch auf eine Zeit schenken, so ist es Dir ein Leichtes, die Thüre meines Kerkers zu eröffnen und mich der Gewalt meiner Feinde zu entreißen — und mein und der Meinigen ganzes Leben soll dann Dir gewidmet und ein beständiges Dankgebeth seyn!"

Während der edle Mann in solche Gedanken vertieft war, entstand plötzlich draußen auf dem Gange ein großer Lärmen. Mit Einem Male wurde die Thüre seines Gefängnisses aufgerissen. Wolken von Rauch drangen herein und furchtbarer Feuerglanz erhellte das ganze Gefängniß. Ein junger Krieger stand vor ihm und rief: »Um Gotteswillen, retten Sie sich!«

Dieser war Robert, der Sohn des alten Richards. Durch die Unvorsichtigkeit einiger betrunkener Soldaten war in dem Gebäude, wo die Gefangenen verwahrt wurden, Feuer ausgebrochen. Die Soldaten, die vor den Thüren der Gefangenen Wache hielten, hatten Waffen und Oberkleider abgeworfen, und waren zum Löschen herbeygestürzt. Der junge Robert hatte die erste Verwirrung benützt, Kleider und Waffen eines

Soldaten zusammen gerafft, und sich damit eilend zu dem Herrn von Erlau begeben.

„Geschwind ziehen Sie diese Kleider an!“ sprach Robert weiter, und half ihm den Rock anziehen, setzte ihm den Hut mit Federbusch und Kokarde quer auf den Kopf, schnallte ihm die Säbelkuppel um, und gab ihm die Flinte in den Arm. Der Bart, der dem guten Herrn während seiner Gefangenschaft nicht abgenommen worden, machte ihn den verwilderten Soldaten jener Zeit nur desto ähnlicher und vollendete sein kriegerisches Aussehen. »So sprach Robert, nun eilen Sie kühn die Treppe hinab und zur großen Pforte hinaus. In dieser Kleidung, hoffe ich, sollen Sie ohne Anstand durchkommen. Dann eilen Sie zu meinem Vater, der sich bey seinem Bruder, dem Fischer am Rheine, befinden wird.«

Dem Herrn von Erlau war der Anblick des jungen Kriegers wie die Erscheinung eines Engels und seine Anrede wie eine Bothschaft vom Himmel gewesen. Er wußte sich sogleich in seine Rolle zu finden. Mit einem Ernste, als hätte er die wichtigsten Aufträge, eilte er die Treppen hinab, rief den Leuten, die sich mit Feuereimern hereindrängten, mit trotziger Stimme zu: »Platz, Platz!“ und kam, ohne angehalten zu werden, hinaus auf die Straße. Mit kühnem Muthe und starken Schritten gieng er nun geraden Weges dem Stadtthore zu, nud kam, da ihm Robert auch die Parole gesagt hatte, glücklich aus der Stadt.

Nach Mitternacht langte er bey dem Hause des alten Fischers an. Er klopfte an dem Fensterladen. Der Fischer kam heraus — und erschrak nicht wenig. Er glaubte einen Soldaten zu erblicken, der ihn oder

seinen Bruder einfangen wolle, weil beyde durch ihre Treue und Anhänglichkeit an die Familie Erlau sich viele Feinde gemacht hatten. Allein als der gute Fischer den Herrn von Erlau erkannte, rief er mit erhobenen Händen: »O, Gott Lob!« und führte ihn voll Freude in die Stube. Richard, der hier schon zehn Nächte gewacht und gewartet hatte, stürzte mit dem Ausruf: »O, mein Herr!« auf ihn zu und beyde umarmten sich unter Thränen. Die erste Frage des Herrn von Erlau war nach seiner Gemahlin, und seinen Kindern. Richard erzählte, daß die gnädige Frau und Karl gerettet seyen, daß Fräulein Lina sehr krank gewesen, daß sie aber wieder gesund sey — und sich hier im Hause befinde. Lina, die in der Nebenkammer schlief, war über den Freudenausruf des guten Richards erwacht, und kannte ihren Vater an der Stimme. Mit Freudenthränen eilte sie in seine Arme, und auch er benetzte ihre wieder aufblühenden Rosenwangen mit reichlichen Thränen.

Er bestand darauf, noch in der Nacht über den Rhein zu setzen, um aus dem Lande, das ehemals ein Paradies und nun eine Mördergrube war, zu entkommen. Auf dem nämlichen Schifflein, das seine Gemahlin und seinen Sohn an das jenseitige Ufer gebracht hatte, wollte auch er hinüber auf den damals noch glücklichen deutschen Boden. Er machte sich mit Lina unverzüglich auf den Weg. Der alte Fischer gieng voran und Richard, mit einem Felleisen auf dem Rücken, folgte. Die Nacht war sternhell. In tiefer Stille näherten sie sich dem Rheine, wo das kleine Schifflein im Gebüsche bereit stand. Allein auf einmal hörten sie hinter sich schießen, und mehrere rauhe Stimmen riefen:

»Halt, halt!« das Feuer im Gefängnisse war bald gelöscht worden. Die Soldaten hatten den Herrn von Erlau und die fehlenden Kleider und Waffen sogleich vermißt, und waren den Fliehenden auf die Spur gekommen. Mit furchtbarem Geschrey kamen sie näher. Die armen Flüchtlinge hatten einen Todesschrecken. Sie eilten, so schnell sie konnten, dem Schifflein zu. Herr von Erlau, mit Lina auf dem Arme, stieg eilends ein; Richard sprang ihm nach. Beyde griffen zu den Rudern, und arbeiteten mit Macht. Der alte Fischer, der in dem Schifflein ohnehin nicht mehr Raum gehabt hätte, verbarg sich in einem hohlen Weidenbaume.

Allein das Schifflein war kaum zwanzig Schritte vom Lande, so erreichten die Soldaten das Ufer. Sie fiengen an, auf die Flüchtigen zu feuern. Fürchterlich zischten den unschuldig Verfolgten die Kugeln um die Ohren. Herr von Erlau befahl, Lina sollte in dem Schifflein niederliegen. Die beyden Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung. Eine Kugel durchlöcherte des Herrn von Erlau Hut; ein paar andere schlugen in Richards Ruder. Das Schifflein, das kaum einen Finger breit über das Wasser ragte, schwankte und gieng — beynahe unter. Doch sie entkamen alle unverletzt und erreichten glücklich das jenseitige Ufer.

Herr von Erlau sank auf die Knie, Gott für seine Rettung zu danken; Lina und Richard folgten seinem Beyspiele. Hierauf setzten sie sich auf einen umgestürzten Baumstamm, um von den Anstrengungen auszuruhen. Nachdem sie sich etwas erholt hatten, schritt Richard, der seinen Herrn auch in der Noth nicht verlassen wollte, mit seinem Wanderstabe in der

Faust und der schweren Bürde auf dem Rücken, voraus — und sein Herr und Fräulein Lina folgten ihm. Er aber nahm den Weg dem waldigen Gebirge Schwabens zu, das man wegen seiner vielen Tannenwälder den Schwarzwald nennt.

Herr von Erlau hatte nun keine größere Angelegenheit, als die, seine Gemahlin aufzufinden. Richard kannte in der Nähe des Schwarzwaldes einen wackern Landmann. Zu diesem giengen sie zuerst, um hier ein paar Tage auszuruhen und sich zur weitern Reise anzuschicken. Herr von Erlau hatte aber kaum die ländliche Wohnung betreten, so sprach er schon wieder von der Abreise. »Ich habe keinen ruhigen Augenblick, sagte er zu Richard, bis ich meine Frau und meinen Sohn wieder gefunden habe. Du sagst mir wohl, guter Richard, sie seyen zuverläßig in der Schweiz. Allein wie wollen wir dahin kommen? Zu Fuß kann meine Lina nicht so weit reisen; und hin zu fahren, das vermag ich nicht.«

Nun zog Richard einen Beutel mit Gold heraus, und schüttete das Gold auf den Tisch. „Sie sind nicht so arm, als Sie denken, bester, gnädiger Herr! sprach er. Dieß alles ist Ihr Eigenthum.« Herr von Erlau starrte bald das Gold, und bald den treuen Diener an. »Da Sie noch wohlhabend waren, sagte Richard, waren Sie ja auch immer wohlthätig. Wie vielen haben Sie nicht in der dringendsten Noth Geld vorgestreckt. Einiges von diesem Gelde habe ich nun, während Sie im Gefängnisse schmachteten, und Ihre Gemahlin auf der Flucht in einem fremden Lande umher irrt, einkassirt. Obwohl es, wie ich es nur zu wahr fand, viele Menschen giebt, bey denen weder Dank

noch Redlichkeit ist, so traf ich doch auch viele redliche Seelen, die mir nicht nur das Gelehnte zurückstellten, sondern aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihren guten Herrn noch mehreres dazu gaben.« Herr von Erlau zählte das Gold. »Es ist viel, sehr viel, sagte er mit einem dankbaren Blick zum Himmel. Wie lange wird — wie lange kann aber das währen?« »Wir wollen schon gut haushalten, sagte Richard, und deßungeachtet in die Schweiz fahren.«

Richard kaufte ein Pferd und ein leichtes Bauernwägelein, über das vermittelst einiger Reifen eine Decke von Leinwand gespannt werden konnte, um sich gegen Wind und Regen zu schützen. Sie reisten weiter. Richard gieng meistens zu Fuß neben her. Herr von Erlau und Lina mußten auf dringendes Bitten des gutherzigen alten Mannes fast immer fahren. So kamen sie bis in die Schweiz. Nirgends aber konnte Herr von Erlau hier eine Silbe von seiner Gemahlin in Erfahrung bringen. Alle Nachforschungen waren vergebens. Er ward überzeugt, sie müsse einen andern Weg genommen haben. Sie kehrten zurück nach Schwaben.

Indeß waren die Kräfte des guten Herrn durch harte Behandlung im Gefängnisse, Angst und Schrecken bey seiner Verurtheilung, Sorge und Furcht auf seiner Flucht, und durch die täglichen Beschwerden des Reisens erschöpft. Er wurde krank und mußte in einem kleinen Städtchen Schwabens sich niederlassen, bis er sich wieder würde erholt haben.

Richard miethete ein paar Zimmer, nebst Kammer und Küche, kaufte das nöthigste Hausgeräthe, und besorgte, da er in allen häuslichen Geschäften sehr ge-

schickt war, die kleine Hauswirthschaft. Lina half ihm treulich bey, und verrichtete von Morgen bis Abend mit tausend Freuden alle jene Arbeiten, die nicht über ihre Kräfte waren. Herr von Erlau mußte anfangs beynahe immer das Bette hüthen. Es brauchte lange, bis er wieder den größten Theil des Tages auf seyn konnte. Lina that alles, ihn gut zu verpflegen, ihn zu erheitern, und ihm die Zeit zu verkürzen. Sie wußte ihm alle Tage eine andere Freude zu machen — indem sie ihn bald mit einer neuen Speise, die sie das erste Mal selbst gekocht hatte, bald mit einem neuen Liede, bald mit einer angenehmen Nachricht überraschte. Der Vater gab ihr seine Liebe und Zufriedenheit auf alle erdenkliche Weise zu erkennen.

Jetzt kam Linas Geburtstag. Sie gieng sehr frühe in die Messe, um an diesem Tage Gott zu danken — und besonders für ihre Mutter und ihren Vater zu bethen. Als sie heimkam, sieh — da standen ihre Lieblingsblumen, die herrlichsten rothen und blauen Levkojenstöcke, in dem Fenster, und ein Kanarienvögelein von der reinsten gelben Farbe und mit einem Schöpfchen, gerade so wie sie zu Hause eines gehabt hatte, war in einem zierlichen Käfich über den Blumen am Fenster aufgehängt. Die Morgensonne schien ungemein hell und freundlich in das Fenster, und machte die schönen Farben der Blumen noch schöner. Lina stand entzückt. Ihr traten über die zärtliche Liebe ihres Vaters die Thränen in die Augen. Sie dankte Ihm in den liebvollsten Ausdrücken kindlicher Zärtlichkeit. „Nimm so vorlieb, gutes Kind! sagte der Vater. Mehr kann ich dir jetzt nicht geben. Als wir noch auf un-

serm Schlosse waren, da war es freylich anders. Der Tag wurde mit lautem Jubel gefeyert und war ein Fest für das ganze Dorf. Heute wollen wir ihn in stiller Freude zubringen.“

Es wurde eine bessere Mahlzeit bereitet. Der Vater war bey Tische wieder einmal recht von Herzen fröhlich. Richard mußte auch mit an den Tisch sitzen. Am Ende der Mahlzeit brachte der geschäftige alte Diener noch eine Torte, die mit Blumen besteckt war, und eine Flasche rothen Weines aus ihrem Vaterlande, dem Elsaße. Der Vater trank zuerst auf Linas Gesundheit und dann auf die Gesundheit seiner Gemahlin und seines Sohnes. Allein Wehmuth mischte sich in die Freude, und die Thränen tröpfelten ihm in den Wein. „Ach, Lina, sprach er, wo feyern heute deine Mutter und dein Bruder deinen Geburtstag? Was ist ihnen wohl schon alles begegnet? Ach, eine Frau, ein Kind, ohne Freund und Beschützer in die Welt hinausgestoßen, sind tausend Unannehmlichkeiten, Verlegenheiten und Gefahren ausgesetzt. Wer weiß, ob wir diesen Tag noch einmal zusammen feyern werden? — Ich hatte sonst so einen fröhlichen Muth und so ein festes Vertrauen auf Gottes Vorsehung. Jetzt aber habe ich oft recht traurige Stunden. Ich fürchte — ich fürchte — —“

Lina fiel ihrem Vater weinend um den Hals, ihn zu trösten. „Sey getrost, liebster Vater, sprach sie. Gott verläßt uns nicht. Er bringt uns gewiß alle noch einmal zusammen. Umsonst hat Er uns nicht alle so wunderbar gerettet. Gewiß sorgt Er für uns!“ — „Ja, das wird Er!“ sprach Richard, und trocknete die

Augen. Alle schwiegen. Es war ein Augenblick stiller, andachtsvoller Rührung.

Da fieng das Kanarienvögelein mit einem Male an, die Melodie des Liedchens zu singen:

Ich habe Muth
In jeder Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Lina schlug voll Erstaunens die Hände zusammen und rief: „Gott im Himmel, was ist dieß? Das ist ja das erste Liedchen, das Karl auf dem Klavier spielen und ich dazu singen lernte — das wir eben damals sangen, als man dich, liebster Vater, gefangen nahm.“ Der Vater, Lina, Richard blickten alle drey staunend und wundernd zu dem Vogel hinauf. Er wiederholte das Stückchen zwey, dreymal. Es war genau das nämliche Liedchen. Keine Note fehlte.

„Das ist höchst wunderbar! sagte der Vater, und nahm die Mütze ab. Guter Gott, ich glaube, Du willst mir mein liebes Weib und meinen Sohn Karl wieder schenken. Nur von ihnen kann der Vogel das Liedchen gelernt haben, obwohl ich noch nicht begreife, wie? O, Richard, wie bist du doch zu dem Vogel gekommen?“

Richard sagte, daß er das niedliche Thierchen gestern von einem jungen Tyroler gekauft habe. „O, so renne und laufe doch, was du kannst, sagte Herr von Erlau, und such' ihn auf. Vielleicht kann er uns nähere Nachrichten ertheilen.“ Richard blieb lange aus. Herr von Erlau und seine Tochter brachten die Zeit in der unruhigsten Erwartung zu. „Wie groß

mußte ihre Noth seyn, sagte der Vater, wenn sie sogar dieses liebe Geschöpf verkaufen mußten. Oder vielleicht sind sie gar todt, und das Vögelein ist nun alles, was sie uns zurücklassen." Endlich kam Richard mit dem Tyroler. Der junge Mann wußte aber von dem Kanarienvogel nichts besonders zu sagen. Er hatte ihn von einem Hirtenknaben im Tyrol gekauft. Der Namen „Frau von Erlau" war dem Tyroler unbekannt. Allein auf die weitern Fragen des Herrn von Erlau versicherte er, eine solche Frau mit einem solchen Knaben befinde sich wirklich in seiner Gegend, und es sey wohl möglich, daß ihnen das Vögelein einmal zugehört habe. Er habe die Frau jeden Sonntag in der Kirche gesehen, und der Knabe, der zu dem Herrn Pfarrer in die Schule gehe, sey ihm oft begegnet. Der Kleine müsse schon gar hochgelehrt seyn. Denn er habe allemal einen großen Pack Bücher, in Riemen eingeschnallt, über den Rücken getragen. Der Tyroler beschrieb die Gestalt der Frau und des Knaben so genau, daß alle einmüthig und voll Freude ausriefen: „Sie sinds — sie sind es gewiß!" Alle dankten Gott herzlich und unter Thränen, daß Er ihnen durch seine wunderbare Leitung den Aufenthalt der lieben Ihrigen entdeckt habe. Herr von Erlau erkundigte sich auf das genaueste nach dem Orte, wo die Frau lebe, und nach dem Wege, der dahin führe, und schenkte dem erstaunten Tyroler für seine treuherzige Erzählung einen großen Thaler.

Sie machten nun sogleich Anstalten zur Abreise. Herr von Erlau fühlte nichts mehr von Entkräftung; die frohe Nachricht stärkte ihn mehr, als die beste Arzney. Lina half ihm einpacken, und Richard gieng, das

kleine Wägelein wieder in guten Stand zu setzen, und den alten Braunen, der indeß bey einem Wirthe, blos für die Kost ohne Lohn, gedient hatte, wieder abzuholen. Sogleich des folgenden Tages reisten sie ab — dem Tyrole zu. Auch das liebe Vögelein ließen sie nicht zurück. Es ward mit seinem Käfich an einem Reifen des Wagens, über den sich die weiße Decke wölbte, aufgehangen, und Herr von Erlau und Lina hatten die Freude, daß es ihnen hie und da mit seinem erheiternden Liedchen die Zeit verkürzte.

Herr von Erlau kam mit seiner kleinen Reisegesellschaft und dem ländlichen Fuhrwerke glücklich in dem Dorfe an, wohin der kleine Weiler Schwarzenfels in die Pfarrey gehörte. Er gieng sogleich zu dem Herrn Pfarrer. Dieser bestätigte alles, was der junge Tyroler, der mit Kanarienvögeln handelte, erzählt hatte. Frau von Erlau und ihr Sohn lebten noch. »Nur, sagte der Geistliche, lebt die gute Frau in der tiefsten Trauer. Sie hält ihren theuern Gemahl für todt, und seit sie diese unglückliche Nachricht erhielt, kam wohl keine Freude mehr in ihr Herz. Kaum entrann sie der tödtlichen Krankheit, in die der Schmerz sie gestürzt hatte — und nur mit Mühe und langsam erholt sie sich.«

Herr von Erlau fragte, wo diese unwahre Nachricht herkomme. Der Herr Pfarrer brachte einen Pack Zeitungen, suchte ein Blatt heraus, und legte es ihm vor. Herr von Erlau las mit seinen eigenen Augen in dem gedruckten Blatte, er sey an dem und dem Tage hingerichtet worden. So sehr ihn dieses befremdete, so konnte er sich die Sache doch leicht erklären. In jenen Tagen der Verwirrung gehörte eine solche

Unrichtigkeit unter die kleinen, unbedeutenden Unordnungen. Man hatte entweder vergessen, seinen Namen aus der bereits verfaßten Liste der Hingerichteten auszustreichen — oder man wollte ihn vielleicht nicht ausstreichen, weil man hoffte, so am leichtesten der Verantwortung zu entgehen, daß man ihn entkommen ließ.

Es schmerzte den Herrn von Erlau tief in der Seele, daß diese falsche Unglücksnachricht seiner Gemahlin einen so großen Jammer bereitete und sie dem Tode nahe brachte. Der Herr Pfarrer war der Meynung, daß man ihr die Freudennachricht, die ihrer wartete, nur mit der äussersten Vorsicht beybringen müsse. Er unterredete sich mit dem Herrn von Erlau, wie das zu machen sey, und alle traten hierauf, wiewohl es schon spät am Abende und die Witterung sehr unfreundlich war, die Reise nach Schwarzenfels an.

Es hatte den ganzen Tag geregnet und nun fieng es, da es in diesem Lande früher Winter wird, gar an, heftig zu schneien. Sie erreichten indeß bald die Höhe des waldigen Berges, von wo aus man durch die Tannenäste die niedrigen Hütten mit ihren flachen, schneebedeckten Dächern, und mit ihren rauchenden Kaminen tief unten im Thale erblickte. Die Gesellschaft setzte sich hier unter den dichten Tannen, die mit ihren herabhängenden Aesten sie vor Wind und Nässe schützten, auf ein moosiges Felsenstück nieder, und Richard gieng nun zuerst der Hütte zu, die ihm der menschenfreundliche Geistliche, mit dem Finger durch eine Oeffnung zwischen den Aesten deutend, gezeigt hatte.

Die Frau von Erlau saß, schwarz gekleidet, an ihrem ländlichen Kaminfeuer, das mit seinem lodernden Glanze das Stübchen, in dem es bereits dämmerte,

zu erhellen anfing. Sie strickte noch, und der Knabe las ihr aus einem Buche vor. Als sie ihren treuen Diener mit den schneeweißen Haaren hereintreten sah, that sie einen lauten Schrey, und ihre Arbeit fiel ihr aus den Händen. Sie eilte auf ihn zu, und unter tausend Thränen der Freude und des Schmerzens begrüßte sie ihn so herzlich, als wäre er ihr leiblicher Vater. Auch Karl war vor Freude außer sich. Die Frau hieß den alten Mann sich auf den hölzernen Stuhl niedersetzen, den Karl an das Feuer herbey gerückt hatte.

„Ach, Richard, fieng sie an, als er ihr gegenüber am Feuer saß, so — so — müssen wir uns wieder sehen! Ach, von dem blutigen Tode des besten, des vortrefflichsten Mannes laßt mich jetzt schweigen. Die Erinnerung ist zu traurig. Aber wie gieng es mit Lina? Starb sie, das gute Kind, wie der Arzt es vorhersagte! Ach, vielleicht ist ihre liebliche Gestalt längst schon Staub und Asche!“ Richard erzählte nun, daß der freundliche Hausarzt damals die Krankheit des Kindes für etwas gefährlicher ausgegeben habe, um die Mutter desto leichter zur Flucht zu bewegen, und daß Lina sich bald wieder erholt habe — und seit der Zeit frisch und gesund sey. Die Mutter war hocherfreut und ihre Augen glänzten von Entzücken. »Aber, fuhr sie ernst und mit verfinsterten Blicken fort, warum hast du sie nicht mitgebracht? Warum hast du sie nicht ihrem unglücklichen Vaterlande entrissen, wo sie keine Stunde des Lebens sicher ist? Wie konntest du ohne sie abreisen, harter Mann? Warum hast du — —“ Sie konnte nicht ausreden, denn plötzlich öffnete sich die Thüre und Lina flog ihrer Mut-

ter in die Arme. Karl drängte sich auch hinzu. Süßere Thränen sind nicht leicht geweint worden, als die erfreute Mutter vergoß, da sie ihre beyden Kinder wieder so in den Armen hielt.

Allein bald mußte die Freude wieder der Wehmuth weichen. „Ach, daß er noch lebte, mein theuerer Gemahl, sprach sie, indem sie weinend zum Himmel blickte! O dann — dann würde das Maaß meiner Freuden voll seyn. Aber so, meine liebsten Kinder, seyd ihr arme, vaterlose Waisen, und euer Anblick erfüllt das Herz euerer bedrängten Mutter mit Schmerz! Denn ach — was kann ich, eine dürftige, rathlose Wittwe, für euch thun!"

Jetzt fieng Richard an, unter leisen Vorbereitungen, mit der Freudennachricht von der Rettung seines Herrn herauszurücken. Allein Frau von Erlau war gefaßter, als Richard dachte. Die große Freude, den guten Alten wieder zu sehen, die noch größere, ihre Tochter wieder in ihre Arme zu schließen, war für die edle Frau die natürlichste, stufenweise Vorbereitung, nun auch die größte Freude in ihr Herz aufnehmen zu können — die Freude, ihren Gemahl, den sie hingerichtet glaubte, wieder lebend zu erblicken. Mit klopfendem Herzen war der edle Mann schon lange vor der Thüre gestanden, wo er jedes Wort vernehmen konnte.

Als nun die Frau aus Richards Gespräche deutlich genug merkte, ihr Gemahl lebe noch, als sie mit dem Ausdrucke des höchsten Entzückens laut ausrief: „Er lebt! O, Gottes Barmherzigkeit sey ewig gepriesen, die ihn seinen Mördern entriß! O, gewiß ist er nicht weit. O, Kinder, kommt, kommt — fort zu ihm!

—“ Da öffnete Herr von Erlau die Thüre und stürzte vor Freude ausser sich in die offenen Arme seiner Gemahlin! Die gute Frau aber, die ihren lieben Gemahl bis zu dieser Stunde als todt betrauerte und ihn nun wieder lebend vor sich sah, hatte eine ganz eigene Empfindung. Schüchtern und furchtsam, als zweifelte sie noch, ob er es auch wirklich sey, betrachtete sie ihn, wie er, von dem Glanze des Feuers beleuchtet, so vor ihr stand. Sie konnte es nicht aussprechen, wie wunderbar selig es ihr zu Muthe sey, und sie sagte blos: »O, welche Seligkeit wartet im Himmel auf uns, wo wir so viele Lieben, die wir als todt beweinen, wiedersehen werden.«

Vater und Mutter, Sohn und Tochter, der würdige Pfarrer und der redliche Diener brachten an dem ländlichen Feuerherde einen sehr seligen Abend zu; auch der alte Tyroler und seine Hausfrau fanden sich ein, und nahmen an der freudigen Begebenheit den herzlichsten Antheil.

Am andern Morgen kam indeß noch ein Gast an, der zur Wiedervereinigung der edlen Familie nach Gott das meiste beygetragen hatte. Richard brachte den Kanarienvogel herein, den er den Abend zuvor in dem Pfarrhause gelassen hatte. Karl freute sich sehr, sein Vögelein wieder zu erblicken. Während der Krankheit der Mutter war es durch das offene Fenster entschlüpft, und Karl hatte seit der Zeit nichts mehr von ihm erfahren. Herr von Erlau erzählte nun ausführlich, wie der Kanarienvogel ihn auf die Entdeckung geführt habe, wo sich seine Gemahlin und sein Sohn befinde. Frau von Erlau vergoß über diese wunderbare Fügung Gottes Thränen der Freude und der Dankbar-

keit. „Ja, guter Gott, sagte sie mit gefalteten Händen, das hast Du so gefügt. Du hast Dich dieses kleinen geflügelten Bothen bedient, meinem Gemahle anzusagen, in welchem abgelegenen Winkel der Erde ich mich aufhalte! Ohne seine schnelle Hieherkunft wäre ich diesen Winter über wohl noch in meinem Jammer vergangen!«

Karl stimmte hocherfreut in den Dank der Mutter mit ein. „Nicht wahr, sagte er, das war ein glücklicher Gedanke, daß ich dem Vögelein gerade dieses Liedchen beygebracht habe. Das hätte ich aber nicht gedacht, als ich über den Verlust des Vögeleius so betrübt war, daß Gott es mir nur nehme, um mir Vater und Schwester — und das Vögelein noch obendrein! wieder zu geben. Da sieht man es recht, wie Gott aus einem kleinen Unglücke uns großes Glück bereiten könne.“

Du hast Recht, lieber Karl, sprach der Vater. So nahm uns Gott alle unsere Güter, um uns edlere zu geben. Ich hoffe, wir alle haben durch diesen zeitlichen Verlust an Tugend gewonnen, gegen die Glanz und Reichthum nichts sind — die allein einen ewigen Werth hat. Und vielleicht giebt uns Gott auch einst die zeitlichen Güter wieder zurück, wie dir dein Kanarienvögelchen.“

Der Hirtenknabe, dem Karl den Auftrag gegeben hatte, den entflohenen Kanarienvogel zu fangen, und der, anstatt ihn zurückzugeben, ihn dem Vogelhändler verkauft hatte, war sehr bestürzt, als er von dem Herrn Pfarrer zur Rede gestellt wurde, und von demselben vernahm, wie der Vogel, viele Meilen von hier in einem andern Lande, den Diebstahl verrathen habe.

„In meinem Leben will ich nicht mehr unredlich handeln, sagte der Knabe; denn nun sehe ichs klar: Kein Fädelein ist so fein gesponnen, es kommt einmal an die Sonnen.«

Herr von Erlau beschloß, vorerst den Winter unter diesem niedrigen Dache zuzubringen. Richard wurde in einer der benachbarten Hütten untergebracht. Das Kanarienvögelein kam an die alte Stelle, die es eingenommen hatte, ehe es entfloh. Lina verpflegte es auf das sorgfältigste und ließ es ihm auch zur rauhen Jahrszeit keinen Tag an einem grünen Blättchen oder frischen Apfelschnitzchen fehlen. Oft, wenn die edle Familie an hellen Wintertagen in dem kleinen Stübchen saß, und in die schneebedeckte Gegend und die rauh angedufteten Tannenwaldungen hinausblickte, stimmte das Vögelein die Melodie des Liedchens an:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

und die Kinder und Aeltern sangen dann wohl selbst das ganze Lied, und fanden darin Trost und Erbauung. Ja, bey manchen traurigen Vorfällen und bangen Besorgnissen, die diese Familie in der Folge noch trafen, war es allen immer eine nicht geringe Erheiterung, wenn das Vögelein plötzlich sein Liedchen sang, und dann mit einem fröhlichen, muthig schmetternden Triller schloß. „Wir wollem Dem vertrauen, sagten sie, Der uns durch dieses Vögelein, durch ein so kleines, unbedeutendes Geschöpf, schon einmal so wunderbar half. Er, Der auf tausend Arten helfen kann, und bisher geholfen hat, wird weiter helfen.“

„Ja, ja, sagte der alte Richard, so denke ich auch. Der Anblick der armen Vögelein da draußen vor dem Fenster, bey dem tiefen Schnee und schneidenden Froste, hat immer etwas Rührendes für mich. Mir fallen immer die Worte ein: „Betrachtet die Vögel des Himmels. Sie säen nicht aus, sie ärndten nicht ein, sie sammeln nichts in die Scheuern, und doch ernährt sie euer Vater im Himmel! Und seyd ihr denn nicht viel vortrefflicher, als sie?“ Allein, wenn ich dieses Vögelein ansehe, so gehen mir diese Worte noch tiefer zu Herzen, und wenn es gar sein Liedchen anstimmt, so kann ich nun einmal nicht mehr kleinmüthig seyn — so übel es auch in der Welt aussehen und so hart es uns auch gehen mag. Der für die Vögel sorgt, kann unser nicht vergessen.“

Die edle Familie mußte übrigens noch eine Zeit sehr eingeschränkt leben — durfte aber endlich wieder in ihr Vaterland heimkehren und erhielt ihre Güter größten Theils wieder zurück, und Herr und Frau von Erlau freuten sich, wieder reich und vermöglich zu seyn — weil sie nun im Stande waren, ihre Freunde in der Noth, den guten Richard, dessen Frau und Sohn, den alten Fischer und jeden, der ihnen Gutes gethan hatte, nach Herzenlust zu belohnen.

39.
Das Saamenkorn.

Es war ein freundlicher Herbsttag. Der Landmann war hinausgegangen, sein Feld anzubauen für das kommende Jahr.

Da gieng ein frommer Vater mit seinem Sohne an einem Acker vorüber, wo eben der Säemann den Saamen in das wohlgepflügte Land ausstreute.

Der Knabe hatte es lange mit Wohlgefallen betrachtet, wie aus der vollen Hand des Säemanns die Körnlein in die Furchen herniederfielen.

Vater! so sprach er jetzt, da sieht man es nun recht, daß Gott allmächtig ist; denn das Saamenkorn ist so klein, und doch wächst es zu einem schönen großen Halme empor.

„Du hast wohl Recht, mein Sohn! antwortete darauf der Vater. Der liebe Gott bringt überall in der Natur aus dem Kleinen das Große hervor; aus dem winzigen Kernlein den schattigen Baum, aus vielen Bächlein den gewaltigen Strom, und aus dem kleinen Saamenkorn den kräftigen Halm mit der vollen gesegneten Aehre.“

„Und es gehet, mein Kind! in dem Reiche der Wahrheit nicht anders, als in dem Reiche der Natur. Gleich dem Saamenkörnlein kömmt auch das Gute und Böse, klein und winzig, in das Herz des Menschen. Aber sie nehmen bald überhand, und werden unmerkbar mächtig und groß. Die größten Verbrecher haben mit geringen Fehltritten die Laufbahn des Lasters betreten, und alle Auserwählten des Himmels haben vorerst die Tugend im Kleinen geübet.“

„Darum, lieber Sohn! nimm auch du den Saamen der Tugend schon frühzeitig auf in dein Herz, und bewahre und pflege ihn mit sorgsamer Liebe. Sind es gleich nur erst die zarten, unansehnlichen Keime des Guten, was sich in der Seele des Knaben gestaltet, so denke nur: bald und unmerkbar erhebt sich der unansehnliche Keim zur reifen, gedeihlichen Frucht.« Verschließe dagegen dein Herz der allerersten Reizung zum Unrecht, und halte ja nichts für eine Kleinigkeit in Dingen, die dem allsehenden Auge Gottes mißfallen; sondern denke immer: was jetzt nur klein ist, wird bald groß und gewaltig."

O, mein Vater! sprach darauf das Knäblein mit gerührter Seele, ich will sorgfältig meiden die allerkleinste Sünde, damit ich nicht in größere falle, und dich und den lieben Vater im Himmel beleidige.

40.

Die traurigen Folgen der Spielsucht.

Gegen das Ende des vorletzten Jahrhunderts studierte auf der Universität zu Cambridge William, der einzige Sohn, und die einzige Freude sehr reicher und vornehmer Aeltern aus der Grafschaft Suffolk. Sein guter natürlicher Verstand, und seine gefällige Aufführung erwarben ihm bey Jedermann so viele Liebe, daß er öfter in Gesellschaft sein mußte, als es der Zweck seines Aufenthaltes zu Cambridge gestattete.

Sein Vater hielt ihn eben nicht kärglich, aus Furcht ihn etwa dadurch träge und verdrossen zu machen; sondern warf ihm eine jährliche Summe aus, wovon er seinem Stande und den damahligen Umständen nach, reichlich und gemächlich hätte leben können.

Die Mutter gieng in ihrer Vorsorge noch weiter, und schickte ihrem Söhnchen von Zeit zu Zeit, ohne Wissen ihres Mannes Geld zu.

Das artige, prächtige Betragen zog dem jungen Herrn fast täglich eine größere Bekanntschaft zu, und unter andern auch mit solchen Leuten, die sich seinen Aufwand zu Nutzen machen wollten. Diese schlugen ihm ein und anderes Spiel vor, und ließen ihn so lang gewinnen, bis ihm das Spielen zur Gewohnheit — zur Leidenschaft geworden ist. Schon war alles um William herum traurig, wenn er nicht spielen konnte; schon konnte er nicht mehr aufhören, wenn er verlor; schon zitterte er vor Begierde zu gewinnen, und verlor wieder. Die bestimmte Summe vom Vater, die reichliche Zubuße von der Mutter, Bücher, Sackuhr, Zimmergeräthe, selbst was ihm von Kleidern nicht ganz unentbehrlich war, mußte daran. Seine vormalige Gewohnheit, richtig zu bezahlen, hatte ihm in der ganzen Stadt einen großen Kredit verschafft. Er bediente sich dessen jetzt mehr, als zu viel, und machte ungeheuere Schulden.

Da starb seine allzuzärtliche Mutter, und folglich verminderte sich auch der Zufluß seiner Einkünfte. Dagegen häuften sich die Schulden immer mehr, bis endlich die Gläubiger ungeduldig geworden, und ihm gedrohet, sie wollten ihn bey dem Oberaufseher der Uni-

versität verklagen, oder die Rechnungen seinem Vater zuschicken.

Der arme William wußte nicht, was er in diesem verworrenen Zustande anfangen sollte. Er quälte sich mit innerlichen Sorgen, aß wenig, schlief noch weniger, bath seine Gläubiger, nach so manchem unerfüllten Versprechen, um neue Frist, und — wieder um neue. Denn er hoffte immer noch, mit Spielen sich herauszuwinden; er spielte nicht mehr um Guineen, sondern — in der gewöhnlichen Wuth aller rasenden Spieler um Verdopplung oder Nachlassung des ganzen Verlustes: und — verlor wieder.

Endlich da er sich weder zu rathen noch zu helfen wußte, verfiel er auf den seltenen Gedanken, daß er seinem Vater die ganze Sache eröffnen, und ihn um Verzeihung bitten wollte. In diesem guten Entschlusse setzte er sich nieder, und schrieb dem alten Vater folgenden Brief:

Verehrungswürdiger Vater!

Es wäre mir unmöglich, in meiner gegenwärtigen Lage vor Ihre Augen zu kommen. — Ich bin ganz beschämt, wenn ich daran gedenke, welche ansehnliche Summen Sie bisher zugestanden haben, und daß ich dennoch mich erdreisten muß, Sie so oft um neuen Zufluß zu bitten. Ich habe leider so lange meinen besten Vater und mich selber betrogen. Die oftmaligen Wechsel, die Sie mir gütigst zugesandt, haben nur dazu gedient, meinen Kredit zu vermehren, und mir Gelegenheit gegeben, immer tiefer in die Schulden zu fallen. Ich Leichtsinniger war unvorsichtig genug, mich in einen so bedrängten Stand zu bringen, da ich —

aller ihrer so nachdrücklichen Warnungen ungeachtet — zu spielen anfieng! Bald ward ich meiner nicht mehr mächtig; wie betäubt bin ich in mein Unglück hingerissen worden! Sie werden über die große Summe meiner Schulden erstaunen, wenn Sie das beigelegte Verzeichniß derselben durchsehen. Ich bekenne es, meine Bitte ist unverschämt; ich wage es doch; ich flehe sie fußfällig an; verhindern Sie, daß ich nicht vor der ganzen Universität zu Schanden werde. Ich würde zwar dieses, und alles, was über mich kommen kann, standhaft ertragen; denn ich habe mein Elend verschuldet! aber der Kummer, den ich meinem gütigen Vater verursacht, — dieses war mir unerträglich, ich konnte vor Ihnen das nicht länger verhehlen, was Ihnen doch bald zu Ohren kommen müßte. So sehr diese Nachricht Ihren gerechten Zorn aufbringen wird; so werden Sie doch diese von demjenigen am liebsten selbst hören, der seinen Fehler bereuet. Ich verspreche Ihnen heilig, ich schwöre Ihnen hoch und theuer: ich werde von nun an meine Lebetage nicht mehr spielen! Ich flehe Sie nochmals demüthigst um Vergebung meiner bisherigen Ausschweifung an. Lassen Sie mich nicht in meinem Elende vergehen; und wo Ihr Vaterherz bey Ihnen noch für mich spricht, so lassen Sie mich nicht durch einen gar zu langen Verzug der Antwort muthlos werden. Ich werde mich nicht eher unterstehen, vor Ihrem Angesichte zu erscheinen, als bis ich untrügliche Proben einer Besserung werde abgelegt haben. Ich bin, wenn ich Ausgearteter mich noch unterstehen darf, so zu schreiben, Ihr

reuevoller Sohn William.

Der Brief wurde mit der Post fortgeschickt, und langte in des Vaters Hause unglücklicher Weise zu einer Zeit au, da eben der alte Herr von seinem Landgute weit entfernt, und bey einem seiner Freunde war. William konnte also die Antwort nicht so bald erhalten, als es seine Umstände erforderten. Seine Gläubiger plagten ihn unaufhörlich; seine Ungeduld nahm immer mehr überhand, und er fieng endlich an, an der Hülfe seines Vaters gänzlich zu verzweifeln. Das Unerträglichste aber war ihm, daß er keinen mehr fand, so ungestüm er auch darauf drang, der mit ihm spielen wollte, denn er hatte mit der Hoffnung von seinem Vater Geld zu bekommen, auch allen Kredit verloren.

Seine Schwermuth zu erleichtern gieng er eines Tages nach Neumarkte, welches ungefähr zwey deutsche Meilen von Cambridge entlegen, und wo gewöhnlich das englische Pferderennen gehalten wird. Der ganze Weg führte ihn über ein offenes Feld, das mit Haide bewachsen ist. Da kehret er zu einer kleinen Erfrischung in einem Gasthofe zu. Eben kam auch ein eilender Bothe an, und stieg daselbst ab. Dieser fragte ganz sorgfältig den Wirth, ob es über die Haide sicher sey? Der Wirth hieß ihn gutes Muths seyn. William konnte nicht viel verzehren. Er machte sich auf, gieng mit verzweifelten Gedanken eine lange Strecke den Weg voran, den der Bothe nehmen mußte, und legte sich unter eine Hecke, die nahe an dem Wege war, hin. Da dachte er die schwärzesten Gedanken von seinem Elende — von einem Glücke. Endlich kommt der Bothe nach. William fährt hervor, fällt seinem Pferde in den Zügel, und fordert, eine Pistole in der Hand, Geld. Der Bothe rüstete sich zur Ge-

genwehre, greift in den Schubsack — William brennt sein Gewehr ab, und schießt den Reiter vom scheuen Pferde. Dieß war selbst für ihn eine erschreckliche Begebenheit. Er konnte sich lange nicht fassen.

Der arme junge Mensch, der noch Niemanden mit Vorsatze beleidiget hatte, wollte jetzt auch sich selbst das Leben nehmen; so sehr entsetzte er sich vor dieser grausamen That. Endlich schwang er sich doch auf des Erschossenen Pferd, ritt durch Abwege und Krümmungen nach Cambridge zurück, kam daselbst bey eitler Nacht an, und stieg bey einem seiner vertrautesten Freunde ab. Er stotterte da einige sich widersprechende Lügen heraus — denn ihm dünkte, Jedermann könnte das abscheuliche Verbrechen in seinem Gesichte lesen — nahm mit bebenden Händen das Felleisen vom Pferde, und öffnete es zitternd. Oben auf dem Gelde lag ein Brief. Da William die Handschrift sah, schrie er laut auf; er wollte es nicht lesen, auch nicht aus den Händen lassen. — Er liest und heulet, liest wieder — und heulet wieder. Es vergieng eine Stunde, bis er mit diesem Briefe zu Ende kam.

Sohn!

Was muß ich Alles erleben? — Gott nahm mir heuer meine Frau, — deine Mutter; ich habe nur ein einziges Kind, von welchem ich in meinen alten Tagen Freude zu erleben hoffte; und dieses verursacht mir jetzt nichts, als Sorgen und Kümmerniß. Ich will doch noch Vater seyn. Bezahle alle deine Schulden mit dem Gelde das ich dir jetzt übermache, und komm so bald es nur möglich ist, zu deinem Vater zurück. —

Ich habe wenig oder gar keine Hoffnung, daß du dich überwinden werdest, nicht mehr zu spielen. Der Ueberbringer dieses wird alles veranstalten, was zu deiner Reise nöthig ist. Er ist der ehrliche John, einer von meinen neuen Verwaltern. Er vertritt meine Stelle; er wird alles recht machen; überlaß dich nur seinem Willen, er meint es gut mit dir, so gut als ich. Wenn ich dich nicht bald wieder unter meine Augen bekomme, so wirst du meine grauen Haare noch vor der Zeit, und unter tausend Sorgen in das Grab bringen. Wenn deine Mutter dieses erlebt hätte? — Vielleicht werde ich ihr bald nachfolgen, auf dieser Welt ist für mich keine Freude mehr. Ich bin dein dich noch

aufrichtig liebender Vater
Eduard St.*

„Armer Sohn! — unglückseliger Vater! Was hab' ich gethan!“ Dieß waren die ersten Worte, die man von William verstehen konnte. Er lief darauf in der größten Verwirrung in allen Zimmern herum, und erzählte Jedermann, daß er denjenigen umgebracht und ausgeraubt hätte, der ihm wirklich von seinen Vater Geld brachte. Durch dieses Lärmen wurde sein Verbrechen bald in der ganzen Stadt ruchbar. Viele bestürzten sich so sehr darüber, daß sie mit vielen Thränen den armen Jüngling bis in's Gefängniß begleiteten. William, nach eigenem Geständnisse ein Mörder und Straßenräuber, wurde verurtheilt, gehängt zu werden. Zwar fand sich von allen Orten her Fürsprache genug, um die Erlassung dieser Strafe. Aber die That war zu offenbar und zu grausam, als daß er hätte können begnadigt werden. Er wurde zum Richt-

platz geführt; und er gieng mit großer Entschlossenheit seinem Tode entgegen. — Auf einmal drang sich ein ehrwürdiger Greis durch das Volk, oder wollte vielmehr dringen; schwankte, raufte seine grauen Haare aus, schrie erbärmlich: „Laßt mich, laßt mich, er ist „mein Sohn, mein einziger Sohn! mein William! „mein Sohn William — laßt, ich muß ihn noch ein„mal sehen, noch einmal ihm um den Hals fallen.“ Alles erstaunte: viele weinten mitleidige Thränen, da sie den lieben Alten sahen, den die Sorgfalt für seinen Sohn nach Cambridge, und der unglückselige Ruf von ihm bis zur Richtstätte zu kommen, gezwungen hatte. Nun erblickt auch William seinen Vater: „Ist es sein „Geist? fragte er zusammenfahrend — nein er ist es selbst, mein Vater!“ da brach ihm Herz und Stimme. Der Vater wollte auf ihn zu, sank aber in Ohnmacht zurück. Dem Sohne nahm man sein noch halbes Leben, binnen sich der Vater wieder erhohlen konnte. Diesen trug man zurück. Nach einer Stunde kam er zu sich selbst, suchte seinen William, und fand ihn nicht mehr. Bald darauf überfiel ihn eine plötzliche Krankheit, die nach wenigen Tagen sein trauriges Leben endigte. —

Möchte doch diese eben so wahre als traurige Geschichte das Herz aller Jünglinge treffen, die das Spiel mit Leidenschaft lieben, und leider nicht selten — Geld, Ehre, Gesundheit, Frieden und Seligkeit — verspielen!

41.

Der französische General Marceau.

Der französische General Marceau, der nachmals an einer in der Schlacht bey Altenkirchen erhaltenen Wunde starb, kam im Jahre 1795, nicht lange nach dem Vorrücken der Moreauschen Armee in ein würtembergisches Dorf. Er hatte vor seiner Ankunft schon von den Pferden des dasigen Amtmannes, vom Requiriren derselben u. s. w. sprechen hören. Kaum war er einige Zeit im Wirthshause, als er sich nach dem Amtmanne, dessen Charakter und Betragen gegen seine Untergebenen genau erkundigte. Alle Anwesenden gaben dem Amtmann das beste Zeugniß, und rühmten seine Gerechtigkeitsliebe, Sanftmuth und väterliche Gesinnung gegen die ihm anvertrauten Bürger. — Kaum hatte Marceau die treuherzige, ehrenvolle Schilderung, welche ihm die Bürger von ihrem Amtmanne machten, vernommen, so beschloß er, diesem den Besitz seiner Pferde zu sichern. Er schickte nach dem Amtmanne, und dieser erschien. „Sie sind Amtmann hier im Orte? redete ihn Marceau an. Jener bejahte es. — „Sie haben zwey sechsjährige Braune im Stalle?“ Schwer fiel dem Amtmanne diese Frage des Generals auf's Herz; er hatte seine Pferde bisher zu erhalten gewußt, und mußte nun vom neuen sie zu verlieren fürchten. Indessen konnte er ihr Daseyn nicht läugnen, er bejahte also auch die zweyte Frage. „Sind sie feil?“ fragte der General weiter. „Für Geld nicht,“ war die Antwort, „ich hatte bisher großes Vergnügen an diesen Thieren, indem ich sie selbst aufgezogen habe.“

»Ich wünschte sie aber doch zu haben« fuhr Marceau fort, „ich brauche Pferde, auf die ich mich verlassen kann. Sagen Sie mir, was sie kosten?“ Der Amtmann erwiederte beklemmt: „Ich begehre nichts, ich verkaufe sie sonst nicht. Können der Herr General indessen keine andere für Sie taugliche Pferde finden: so stehen Ihnen die meinigen zu Diensten.“

Marceau. „Ich will sie nicht umsonst haben. — Ich weiß, daß Ihnen vor kurzem von österreichischen Offizieren 50 Louisd'ors dafür geboten wurden; ich gebe Ihnen zehn weniger, denn Sie müssen bedenken, daß Sie Ihre Pferde dennoch verlieren würden. Sind Sie mit 40 zufrieden?«

Amtm. »Vollkommen Herr General!«

Marc. »So setzen Sie sich, und schreiben Sie sogleich einen Empfangschein für 40 Louisd'ors. Hier ist Feder, Dinte und Papier.«

Der Amtmann schrieb den Schein, und überreichte ihn dem General. Dieser sah ihn durch, und sagte ihm sodann: „Sie haben mir einen Schein gegeben für eine Summe Geldes welche Sie noch nicht empfangen haben. Was wollten Sie machen, wenn ich Ihnen das Geld vorenthielte?“ Der Amtmann zuckte die Achseln; Marceau aber zerriß in dem Augenblicke das Papier, und warf es zu Boden. Hierüber verlegen blickte ihn der Amtmann an, und ahnete nichts Gutes. Der General aber fuhr fort: »Sie haben mir einen Zettel gegeben, der mir nicht gefiel; nun will ich aber Ihnen einen geben und sehen, ob er Ihnen besser gefällt, als mir der Ihrige.« Mit diesen Worten zog er ein Blatt hervor, und überreichte es dem staunenden Amtmanne. Es war folgenden Inhalts:

Ich Unterzeichneter habe vom Amtmann N. in N. zwey sechsjährige Braune um 40 Louisd'ors an mich gebracht, und auch schon bezahlt. Da ich dieselben aber jetzt nicht füglich mit mir führen kann: so lasse ich solche zur einsweiligen Fütterung und Besorgung, bey ihrem vorigen Besitzer stehen, bis ich sie abholen lassen werde. Solches mache ich allen Kommissären und andern Personen der französischen Armeen bekannt, damit dieses mein Eigenthum respektirt werde.

Marceau, General.

Ohne den Amtmann von seinem Erstaunen erholen zu lassen, fuhr er fort: »Lassen Sie sich nicht bange seyn, mein Lieber! Ich bin keiner von denen, die sich auf Kosten der friedlichen Bewohner dieses Landes bereichern. Wissen Sie, daß Sie in einigen Tagen Ihre Pferde unwiederbringlich verloren hätten, und daß ich bloß jenem Elenden, der sie Ihnen nehmen wollte, einen Strich durch seine Rechnung machte. Ihre Pferde sind und bleiben Ihnen, und gehören keinesweges mir. Wenn Jemand Ihre Pferde in Anspruch nehmen wollte, so zeigen Sie dieses Blatt vor, er wird es respektiren und sie Ihnen lassen. Ich freue mich, daß ich einem braven Manne diese Gefälligkeit erzeigen, und seinen Schaden verhindern konnte.«

42.

Zophyrus.

Der Perser König Cyrus hatte der medischen Weltherrschaft ein Ende gemacht, und sie, ungefähr fünfhundert und dreißig bis vierzig Jahre vor unserer Zeitreichnung, nach langen blutigen Zügen und Schlachten seiner Nation erkämpft. Unter andern hatte er sich auch das alte, reiche und mächtige Babylon und mit ihm das ganze babylonische Reich unterworfen. Schon dieß, noch mehr aber die Verlegung der Residenz von Babylon nach Susa, wodurch die erste so ungemein viel von ihrem ehemaligen Glanze und Ansehen verlor, brachte die Babylonier in die äusserste Wuth, die endlich unter einem der Nachfolger des Cyrus, unter Darius dem Ersten, nach vorhergegangenen, zweckmäßigen Vorbereitungen in offenbare Empörungen ausbrach, die man den Babyloniern, da auch sie von Vaterlandsliebe erzeugt wurde, eben nicht zur Last legen kann.

Indeß auch Darius, wie dieß leider immer der Fall ist, wollte das einmal Erhaltene nicht fahren lassen, und suchte die Insurgenten durch Waffengewalt seiner Herrschaft wieder zu unterwerfen. Aber schon über anderthalb Jahre lag er mit einem ausserordentlich zahlreichen Heere vor Babylons Mauern, und vergebens hatte er Anstrengungen und Versuche aller Art zu ihrer Eroberung gemacht; er fieng daher fast an an einem glücklichen Erfolge zu zweifeln, als einer seiner ersten und vornehmsten Staatsdiener und Krieger, der vielleicht auch, in sofern sich dieß in solchen

Fällen sagen läßt, in einer Art von freundschaftlichem Verhältnisse mit dem Könige stand, in einem sehr kläglichen Aufzuge vor ihn trat.

Vom Blute triefend, den Leib voller Schwielen, mit abgeschnittenen Ohren und abgeschnittener Nase erschien Zophyrus vor Darius, der erschrocken fragte: wer ihn so zugerichtet, ihn so abscheulich mißhandelt hätte.

»Das Interesse meines Vaterlandes hat mich in diesen schmählichen Zustand versetzt,« antwortete Zopyrus und fuhr fort:

„Der heiße Wunsch, dieses zu befördern und dem „Namen der Perser überall Achtung zu verschaffen, „hat mich zu dieser Verstümmlung meines Körpers bewogen. Unmöglich konnt' ich mein Vorhaben früher „Jemanden offenbaren, weil ich wahrscheinlich sonst an „der Ausführung verhindert worden wäre."

Er entwickelte nun dem Könige seinen eigentlichen Plan, der darin bestand, daß er in diesem Entsetzen erregenden Aufzuge als ein Ueberläufer zu den Belagerten flüchten, ihnen seine Wunden als Beweis von der Perser Grausamkeit zeigen und sie aufmerksam machen wolle, was sie im Falle einer Uebergabe von der Härte der Sieger zu erwarten hätten. Dann werde er um eine Anstellung bey ihnen ansuchen, und einige Ausfälle thun, in welchen Darius Truppen, um die Babylonier sicher zu machen, den Seinigen weichen mußten.

Mit Erstaunen und Bewunderung hatte der König diese Erklärung angehört, und da er den Schritt des Zophyrus, wenn es vielleicht auch sein Wunsch gewesen wäre, doch nicht ungeschehen machen konnte; so

gab er seine Einwilligung und ließ den verstümmelten Mann in die Stadt seiner Feinde ziehen. Zophyrus Name und Verdienste um Persiens Staat waren hier keineswegs unbekannt, und für die Redlichkeit seiner Gesinnung schien sein entstellter, mißhandelter Körper vollkommen zu bürgen. Man übertrug ihm daher den Befehl über eine Anzahl Truppen, und nach jedem Ausfalle, den er mit ihnen unternahm, kehrte er der Verabredung gemäß, siegreich in die Festung zurück.

Mit seinem Benehmen zufrieden und über ihr Glück erfreut, vertrauten ihm endlich die Babylonier das Oberkommando und mit ihm die Vertheidigung ihrer Mauern und Thore. Dieß war es, was er wünschte: er öffnete bey Nachtzeit den Persern ein bestimmtes Thor, und so eroberten diese durch die beyspiellose Aufopferung eines ihrer Landsleute eine Stadt, die sie weder durch Sturm noch durch Hunger bezwungen haben würden.

Wenn auch in moralischer Hinsicht Zophyrus That nicht ganz die Probe bestehen sollte; unverkennbar ist seine aus Patriotismus erzeugte Absicht, darum verdient sie Bewunderung und flößt jedem, dessen Sinn für Nationalität nicht im Strudel berauschender Sinnenlust untergegangen ist, den heißen glühenden Wunsch ein, daß auch unter seinem Volke sich Männer von ähnlicher Denkart, von gleichem Muthe und gleicher Entschlossenheit finden möchten, die auf dem Altare des Vaterlandes selbst Hab' und Leben zum Opfer brächten und an ihren Unterdrückern die Schmach ihres Volkes rächten!

43.

Hektors Tod.

Hektor ein trojanischer Prinz aus der Familie des letzten trojanischen Königs Priamus gehörte unstreitig zu den ersten Helden und Patrioten, welche in dem mörderischen trojanischen Kriege rühmlich sich hervorthaten. Ehe ich sein Leben und seine glorreichen Thaten näher stelle, nur noch ein paar Worte von der Veranlassung dieses Krieges.

Priamus, König von Kleinphrygien, einer griechisch-asiatischen Kolonie, hatte unter mehreren Söhnen auch einen Namens Paris, der seiner Abkunft wenig Ehre machte und ungefähr 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung durch die schändliche Entführung der Helena, Gemahlin des spartanischen Königs Menelaus, alle europäischen Griechen zur Rache gegen seine Familie und sein Vaterland reizte: denn da er keiner Vorstellung, welche die Entführte zurückforderte, Gehör gab, da er keine Drohung achtete und hartnäckig seinen Raub an sich behielt; so brachte dieß die Griechen Europa's auf's Aeußerste, und indem sie die Entführung zu einer National-Angelegenheit machten, beschlossen sie alles Ernstes, nicht eher die Waffen aus der Hand zu lassen, bis Priamus Hauptstadt in einen Schutthaufen verwandelt und Trojas Staat gänzlich vernichtet sey.

Diesem gemeinsamen Beschlusse getreu, setzten sie mit einer furchtbaren Macht nach Asien über, und obgleich die Trojaner in Verbindung mit mehreren kleineren asiatischen Staaten ein zahlreiches Heer zusam-

mengebracht hatten, und den europäischen Griechen jeden Fuß breit Landes streitig machten; so sahen sie sich endlich doch bloß auf ihre stark befestigte Hauptstadt beschrankt, wodurch denn eine ziemlich allgemeine Kleinmüthigkeit und Verzagtheit hervorgebracht wurde, die nur eines Mannes eherner Muth noch zu verscheuchen und in ein grenzenloses Vertrauen umzuwandeln vermochte.

Und dieser große patriotische Mann war Hektor, ein anderer Sohn des Priamus. Man kann sich leicht denken, daß Hektor keineswegs die Unbesonnenheiten seines ausschweifenden, zügellosen und nichtswürdigen Bruders verfocht; o nein, er besaß zu viel Gerechtigkeitsliebe, als daß ihn die Bande des Blutes zu einer Ungerechtigkeit in Urtheil und Handlung hätten bestimmen können; aber wohl galt ihm unendlich viel das Vaterland, des Vaterlandes hohes Interesse! Ueberall, wo es auf kühne Unternehmung, auf kluge Anordnung im Gewühle der Schlacht, auf Muth und Beharrlichkeit, auf Vertheidigung der hart bedrängten Stadt ankam, stand Troja's einziger Held an der Spitze, und kehrte zum Schrecken der europäischen Griechen fast nach jedem Ausfalle siegreich in die Mauern der Festung zurück, und belebte auf diese Art immer mehr den Muth der Seinen, die ein grenzenloses Vertrauen zu ihm besaßen und ihm unerschütterlich treu ergeben waren. Auch achtete er keine Gefahr, sie mochte noch so drohend über ihn schweben, selbst Weib und Kind, die ihm doch so sehr am Herzen lagen, vergaß er und dachte stets nur auf das Beste seines Volkes, dessen Untergang ihm, wie jedem wahren Patrioten, schrecklicher war, als der Verlust alles andern, was sonst dem Menschen theuer und werth ist.

So hatte er fast zehn Jahre lang die Hauptstadt der Kleinphrigier muthvoll vertheidigt, und durch seine trefflichen Anstalten wie durch seine Tapferkeit Troja's Fall verhindert, als er, eben bey einem Ausfalle, mit dem gefürchtetsten der europäischen Griechen, mit dem unmenschlichen Achilles zusammentraf. Lange und hartnäckig war der Kampf dieser beyden Helden, jeder both seine ganze Kraft auf und suchte den andern zu erlegen, die Waffen aller Krieger von beyden Heeren ruheten, denn eine allgemeine Theilnahme fesselte die Aufmerksamkeit eines jeden auf den Ausgang eines Kampfes, von welchem das Wohl und Weh' der streitenden Mächte abhieng.

Nach einer langen, übermenschlichen Kraftanstrengung fiel endlich unter den Streichen seines grausamen Gegners der edle heldenmüthige Hektor, dem noch seines hohen patriotischen Sinnes wegen, die fernste Enkelwelt eine ungetheilte Bewunderung zollen und seinem hohen Patriotismus eine Huldigung reichen wird, die zu ähnlichen Thaten begeistert, wenn sie der Druck des Vaterlandes heischt. —

44.

Seltener Diensteifer.

Bey einem der letzt ausgebrochenen Kriege, wo die Feinde in unserm deutschen Vaterlande überall, wo sie hinkamen, durch Plünderung, Brand und Mord, alle Menschen in Angst und Furcht setzten, sprengten auch Dragoner mit gezogenen Seitengewehren in das

Haus eines Gutsbesitzers, Namens Liebmann, schwangen sich von ihren Pferden, und banden diese am Eingange des Wohngebäudes an. Alles Hausgesinde hatte sich bey der Annäherung der feindlichen Kriegsmänner versteckt; der Gutsbesitzer allein gieng den Ankommenden entgegen, um sich nach ihrem Begehren zu erkundigen.

Geld, Wein und Speisen waren die Forderungen, welche sie schon in geläufiger Bereitschaft hatten.

Wegen Mangel des Erstern, suchte sich Herr von Liebmann zu entschuldigen; um das Letztere herbeyzuschaffen, wurden sogleich die versteckten Dienstbothen gerufen. Doch Entschuldigungen fruchteten bey den geldsüchtigen Kriegern wenig, und mit donnernder Stimme und mit drohenden Geberden forderten sie eine beträchtliche Summe.

Alles Weigern von Seite des Gutsbesitzers diente zu nichts, als ihre Forderung noch höher zu spannen. Der Streit ward jetzt laut, und Herr von Liebmann, dessen reitzbares Gefühl, trotz seiner großen Herzensgüte leider nur zu leicht aufbrausete, äusserte seine Empfindlichkeit in heftigen Ausdrücken.

Die Dragoner fanden sich schon durch das Zögern beleidiget, noch mehr aber durch die hier übel angebrachte Hitze. Zwey von ihnen zogen sogleich ihre Seitengewehre, und der Gutsbesitzer würde ihrer Wuth nicht entgangen seyn, wenn nicht in diesem Augenblicke einer der Kriegsmänner sich vor ihn, und den Angreifenden entgegen gestellt hätte. Halt, Kameraden! schrie er. — Niemand beleidige diesen Mann, sonst hat er es mit mir zu thun. Wer zustößt, muß zuerst mich durchbohren! —

Die übrigen Dragoner waren eben so erstaunt als der Herr von Liebmann. Kennen Sie mich nicht mehr? fragte unser braver Krieger Herrn von Liebmann. Herr von Liebmann fand zwar etwas Bekanntes in seinen Zügen; doch wie hätte er sich in dieser Verwirrung und in einem so kritischen Augenblicke besinnen sollen, besonders da ein großer Knebelbart fast das halbe Gesicht des Dragoners bedeckte. Er beantwortete die Frage mit nein! Hm, sagte der Dragoner, sollte ich mich so sehr verändert haben, daß mich sogar mein alter Herr nicht wieder erkennt? Erinnern Sie sich Ihres ehemaligen Bedienten Georg, nicht mehr, den Sie wegen eines ungegründeten Verdachts, als hätte er Ihnen 20 Stück Louisd'ors entwendet, zwey Monate lang im Gefängnisse schmachten ließen, und dann mit einer guten Tracht Schläge fortschickten, obgleich er nicht des Diebstahls überführt werden konnte? Dieser Georg bin ich. — Ihre an mir begangene Grausamkeit, die Ihres sonst guten Herzens unwürdig war, hat mich dazu gebracht, unter den feindlichen Truppen Dienste zu nehmen, da ich ohne Attestat über meine Aufführung auf keine Dienste bey einer Herrschaft wieder Rechnung machen konnte. Jetzt habe ich mich aber bloß zur Gesellschaft dieser raubsüchtigen Menschen da geschlagen, um Ihnen einen Besuch abzustatten.

Wie versteinert stand Herr von Liebmann da, und starrte den Dragoner an. Gott, auch das noch! rief er händeringend aus, indem er die nassen Augen gen Himmel wandte; denn jetzt glaubte er, sey alles verloren, da Georg sowohl um sein beträchtliches

baares Vermögen wußte, als auch alle Winkel im Hause genau kannte.

Doch der Dragoner suchte ihn sogleich über diesen Punkt zu beruhigen; denn sein gutes Herz fand sich durch die seinem alten Herrn verursachte Angst schon hinlänglich für die unverdiente Strafe gerächt.

Fürchten Sie nichts von mir, sagte er zu Herrn von Liebmann, ich weiß es zu gut, daß Sie nur auf Anrathen Anderer ungerecht gegen mich handelten. Ward mir gleich bey meiner damaligen Vertheidigung alle Gelegenheit benommen, Ihnen meine Treue und Anhänglichkeit an Ihre Person zu zeigen, so werde ich Ihnen hoffentlich heute davon unwiderlegliche Beweise zu geben, Gelegenheit haben. Kommen Sie jetzt, und rechnen Sie auf meinen Beystand. Indem er dieß sagte, reichte er dem Herrn von Liebmann die Hand; aber dieser im hohen Gefühle der Herzensgüte des braven Georgen umarmte ihn herzlich, und drückte ihn an seine Brust. Worte fehlten ihm, seine Gefühle, seine Dankbarkeit auszudrücken. Der Dragoner, der dieß wahrnahm, wischte still eine Thräne weg, und drückte schweigend seinem alten Herrn die Hand.

Zwey von den andern Dragonern hatten sich bereits entfernt, um die brauchbarsten und besten Sachen des Hauses, und den Inhalt von den Schränken und Komoden einsweilen in Augenschein zu nehmen. Den beyden übrigen fieng die Zeit bey einem solchen Gespräche ziemlich lang zu werden an, und schon giengen sie unruhig und mit starken Schritten auf und ab.

Doch jetzt rief sie der biedere Georg herbey.

Kameraden! fing er an, ich finde in diesem braven Manne einen Freund, und meinen alten Herrn wieder; ich kenne euch zu gut als brave Leute, als daß ihr einem Freunde eines eurer Kameraden Leides thun solltet. Wenn daher mein Wort etwas gilt, so nehmen wir hier mit einer guten Mahlzeit vorlieb, und ihr reitet dann in Gottes Namen weiter; ich aber bleibe hier, um meinen Freund vor jedem andern Besuch von streifenden Parteien zu schützen. Wenn die andern zwey damit zufrieden sind, erwiederte der eine von diesen, so habe ich nichts dagegen. — Jene wurden sogleich herbeygerufen. Nun, was giebt's denn, fragte einer von ihnen, habt ihr vielleicht auch einen solchen Fund gethan, wie wir? Ja der Schurke, sagte er, indem er sich zu Herrn von Liebmann wendete, versicherte, er habe kein Geld im Hause; hier seht her! Er zog einen großen Beutel unter dem Mantel hervor, und langte eine Handvoll der schönsten Dukaten heraus.

Es fehlte wenig, so wäre Herr von Liebmann bey diesem Anblicke in die Erde gesunken; denn ob man ihn gleich nicht geradezu geizig nennen konnte, so liebte er dennoch das Geld, und vorzüglich diese schönen Dukaten, die er ausdrücklich zu seinem Vergnügen eingewechselt, und längst schon zum Heirathgute für seine älteste Tochter, Emilie, bestimmt hatte.

Georg bemerkte seine Verlegenheit. Dieser Beutel mit den Dukaten bleibt hier, rief er jenem zu! Ich habe so eben erklärt, daß der Herr hier mein Freund ist, und ich schwöre hiemit, daß, so lange ich hier bin, ihm schlechterdings nichts entwendet werden soll.

Ei, seht doch! erwiederte jener lachend, das wäre

ja allerliebst, daß ich so um eines filzigen Schurken willen meine schönen Dukaten wieder heraus gäbe, — Nein, mein Kamerad! mach' er sich deßhalb keine Sorgen, ich werde sie schon an einen sichern Ort zu bringen wissen; finden wir aber beym genauern Nachsuchen weiter nichts, und er will nach der Theilung seinen Antheil seinem Freunde hier überlassen, so ist es ihm unverwehrt. Auf Kameraden, die Zeit ist edel, in der Gegend, wo dieses gelegen ist, liegt mehr. Die Schränke geöffnet, Herr! und das Geld heraus, oder es wird Alles in Trümmer und Stücke zerhauen!

Angstvoll und zitternd blickte der Gutsbesitzer den Mann an, der sich zu seinem Beschützer aufgeworfen hatte.

Tod und Teufel! schrie dieser, indem er wüthend seinen Säbel aus der Scheide riß, wer wagt hier vom Rauben zu reden, wo ein redlicher Mann seinen Freund vertheidiget! — Der andere zog ebenfalls, und es erhob sich ein mörderischer Kampf. Hiebe fielen wie Hagel, bis sich die Uebrigen in's Mittel schlugen. Sie ergriffen Georgen von hinten, umklammerten seine Arme so, daß alle seine Anstrengungen, sich loszumachen, vergeblich waren. Sie warfen ihn in den Hof hinaus, und verriegelten die Thüre.

Blutend warf er sich auf sein Pferd, und eilte, von einem ebenfalls berittenen Bedienten des Herrn von Liebmann begleitet in das zwey Stunden von dem Gute entfernte Hauptquartier. Obschon mitten in der Nacht, ward er doch sogleich bey dem Generale gemeldet, trug diesem den Verlauf der Sache vor, und bath, daß der Herr von Liebmann von den

Räubern befreit, und er demselben als eine Sauvegarde überlassen werden möchte.

Der menschenfreundliche General bewilligte dieß sogleich, ließ ihm die Ordre dazu ausfertigen, lobte seine Treue, und gab ihm noch einige Mann zur Unterstützung mit, die er bey sich behalten könnte, wenn er es für gut fände.

So langte er in kurzer Zeit wieder auf dem Gute an. Eben waren die Dragoner beschäftigt, die vorgefundenen Gelder unter sich zu theilen, als er mit seinen zur Hülfe mitgebrachten Begleitern die verriegelte Thüre einsprengte.

Schrecken überfiel die elenden Räuber beym Anblicke der Ankommenden. — Die Theilung war sogleich beendigt: der Gutsbesitzer erhielt sein Geld zurück, die Räuber wurden entwaffnet, und als Gefangene abgeführt.

Doch kaum waren diese fort, als andere abgestreifte und umherschwärmende Soldaten ankamen, um dasselbe Spiel von neuem zu beginnen; aber der Zuruf unsers braven Dragoners: Packt euch, ich bin auf Befehl des Herrn Generals als Sauvegarde hier, bewirkte sogleich ihren Abzug. So gieng es mehrere Male in der Nacht, bis am andern Morgen zeitig das Armeekorps seitwärts abzog.

Die Dankbarkeit des Herrn von Liebmann gegen seinen alten Bedienten und nunmehrigen Freund, war ohne Grenzen. Schon in der Nacht hatte er ihn seiner Familie als ihren Retter vorgestellt, und dieser war von derselben mit der größten Zärtlichkeit behandelt worden. Doch jetzt erforderte es seine Pflicht, das Haus zu verlassen, welches ihm so viel verdankte.

Herr von Liebmann sowohl als seine Gemahlin konnten sich nicht von ihm trennen, vorzüglich ließ ihn ersterer fast nicht aus seinen Armen. „Gott, rief „er ihm mehrere Male zu, mit welchem Edelmuthe „lohnten Sie mein Vergehen! Ich werde es mir nie „vergeben, einen so edeln Menschen verkannt, so unge„recht behandelt zu haben. — O wie schwer liegt der „Gedanke auf mir, wie ich Ihnen meine Schuld ab„tragen soll!" —

Mit Bescheidenheit erwiederte der edle Dragoner: „Beruhigen Sie sich, ich finde hinlängliche Belohnung „in meinem Herzen." Doch dieß war keine Genugthuung für Herrn von Liebmann, er suchte daher mit Gewalt dem Kriegsmann eine Summe Dukaten aufzudringen, die dieser aber mit der Aeußerung abzulehnen suchte: sie würden ihm jetzt nichts nützen, da er vielleicht morgen nicht mehr unter den Lebendigen seyn könne. Nur mit Mühe riß er sich endlich los, schwang sich auf sein Pferd, und ritt schnell davon. — Thränen der Dankbarkeit folgten ihm nach.

Am andern Tage hatte das Regiment, worunter der Dragoner stand, einen Ruhetag. Gegen Abend wurde er zum Chef des Regiments gerufen.

Ich habe ihm, sagte der Chef, anzuzeigen, daß ein gewisser Gutsbesitzer, Namens von Liebmann, vorläufig 4,000 Gulden zur Regiments-Kasse geschickt hat, wovon er monatlich 100 Gulden bis zur Beendigung des Krieges empfangen wird. Dauert der Krieg länger, als das Geld reicht, so zahlt Herr von Liebmann nach. Ist der Krieg zu Ende, so erhält er seinen Abschied; denn jener Herr von Liebmann hat ihn für einen Posten von 1000 Gulden jährlicher Re-

venüen bestimmt. Er erhält die Stelle eines Inspektors über alle Güter des Herrn von Liebmann.

In Absicht des Abschiedes erfülle ich sehr gern den Willen dieses Herrn: denn so gern ich brave Männer bey meinem Korps sehe, so lieb ist es mir auch, wenn mir Gelegenheit gegeben wird, Bravheit, Treue und Edelmuth zu belohnen.

45.

Die treuen Unterthanen.

In einem Kriege wurde die Residenzstadt eines guten und geliebten Fürsten von den Feinden erobert. Der Befehlshaber der Armee ließ sogleich den Stadtrath zu sich rufen, und forderte ihn auf, daß er seinem Herrn auf der Stelle huldigen, und dann eine gewisse Anzahl junger Mannschaft gegen seinen eigenen Fürsten stellen solle. Diese Forderung, welche durch einen dreimaligen Ausruf öffentlich bekannt gemacht wurde, verursachte in der ganzen Stadt eine allgemeine Bestürzung.

Die Magistratspersonen versammelten sich auf dem Rathhause, und faßten, nach gehaltener Berathschlagung, endlich den großmüthigen Entschluß, ihrem Fürsten treu zu bleiben. Dieser Entschluß wurde auf das herzhafteste ausgeführt: Die sämmtlichen Rathsglieder giengen in einem feierlichen Zuge, Paar und Paar, mit entblößten Häuptern, und jeder mit seinem Sterbekleide im Arme, von dem Rathhause auf den Markt, wo die feindlichen Truppen unter dem Gewehr standen.

Als sie in den Kreis getreten waren, den ein Theil der Soldaten geschlossen hatte, näherte sich der Bürgermeister, ein ehrwürdiger Greis mit eisgrauem Kopfe, dem Oberbefehlshaber der Armee, welcher im Kreise zu Pferde hielt, und sagte in einer beweglichen Anrede, die er an ihn hielt, im Namen des Magistrats und der ganzen Bürgerschaft: Sie wären jede Stunde bereit, ihr ganzes Vermögen ihm als Opfer darzubringen; sie könnten sich aber unmöglich entschließen, den Eid der Treue, den sie ihrem rechtmäßigen Fürsten geschworen hätten, zu brechen, und die Waffen gegen ihn zu ergreifen, sie hätten das Vertrauen zu der bekannten Großmuth des menschenfreundlichen Oberbefehlshabers, er werde von seinen ihnen zu harten Forderungen abstehen; sollte er aber, fuhr der Bürgermeister fort, auf diesem Begehren verharren, so würden sie als rechtschaffene Unterthanen eher ihr Leben lassen, als nur einen Augenblick wider die Pflicht handeln, die sie ihrem Landesherrn zu leisten schuldig wären. Und ich für meine Person, — setzte der Bürgermeister hinzu, will gern der Erste seyn, und hier auf der Stelle niederknieen, und (hier wies er auf seinen Kopf) mir meinen alten grauen Kopf abschlagen lassen.

Der Feldherr wurde durch diese Rede, und durch die wehmüthige Stellung dieses ehrwürdigen Greises, welcher bey der Endigung seiner Rede wirklich niederkniete, bis zu Thränen bewegt. Er ritt hierauf zum Bürgermeister hin, klopfte ihn auf die Achsel, und sagte: „Einem solchen Manne, wie Sie sind, Alter, schlägt „man nicht den Kopf ab! Wir bedürfen solcher ehrlichen Männer noch länger, die ihren Eid und ihre „Pflicht so standhaft beobachten" — Der Befehlsha-

der stand von seinen Forderungen ab, und von der Zeit an führt diese Stadt den rühmlichen Beynamen: „Die getreue.“

46.

Aristides.

Ein Mann von der unbescholtensten Tugend, in deren schönem Kranze vorzüglich die glühendste Vaterlandsliebe und die strengste Gerechtigkeit prangten, in dieser letzten Beziehung erhielt er, nicht nur von den Edlern seiner Zeitgenossen, sondern auch von dem unbestechlichen Gerichtshofe der partheylosen Nachwelt den herrlichen Beynamen des Gerechten, den er, wie sich sogleich ergeben wird, mit allen Ehren und von Rechts wegen verdiente.

Sein Vater, Lysimachus, war ein zwar angesehener, aber eben nicht vermögender atheniensischer Bürger, der seinen Sohn sehr früh des Staates Diensten widmete, und in welchen sich dieser durch seine Tapferkeit wie durch seine Gerechtigkeit und durch seinen Patriotismus so ungemein auszeichnete, daß ihm bald die höchsten Ehrenstellen und Aemter ertheilt wurden, die er alle auf's gewissenhafteste, ganz zum Besten der Republik und ohne alle Anmassung verwaltete, wovon schon im Miltiades ein Beweis geliefert ward, wo er als gleich berechtigter Befehlshaber doch diesem, als den geschicktesten und erfahrensten, das Oberkommando zu übertragen anrieth.

Streng gegen sich, war er es auch gegen andere,

und erlaubte keinem seiner Untergebenen, als ihm nach der Schlacht bey Marathon mit seinem Korps die Bewachung des unermeßlich reichen Perserlagers übergeben war, nur das Geringste von dieser ungeheuern Beute zu entwenden. Eben so gerecht und streng benahm er sich als Archont, zu welchem er nach Miltiades Tode unter andern auch mit dem Themistokles zugleich ernannt wurde. So patriotisch nun Themistokles ebenfalls gesinnt war, sein schrankenloser Ehrgeiz konnte es doch nicht ertragen, daß noch einer mit ihm um des Volkes Gunst buhlte, und sie ihm sogar streitig machte, denn Aristides verwaltete sein hohes Amt mit allgemeinem Beifalle, und zu seiner anerkannten Partheylosigkeit nahm jeder in streitigen Rathssachen seine Zuflucht.

Dieß benutzte Themistokles, und brachte durch Kabale und List dem Volke den schändlichen Verdacht bey, daß Aristides nach der Alleinherrschaft über Athen strebe.

Nichts ist schwankender und unstäter, als des großen Haufens Freundschaft und Zuneigung. Athens Bürger, die so viele Beweise von Aristides Geradsinn, von seiner unbestechlichen Redlichkeit, seiner erprobten Uneigennützigkeit und Anspruchlosigkeit hatten, Athens Bürger glaubten doch seines Nebenbuhlers seichten Vorspieglungen, und hielten über den Gerechten ein öffentliches Gericht, das man den Ostracismus oder das Scherbengericht nannte. Dieß war eine Erfindung einer nur zu oft übertriebenen republikanischen Aengstlichkeit, einer nicht selten grundlosen Eifersucht, die es nicht leiden mochte, daß eines Bürgers Verdienste auch anerkannt, daß sie würdig belohnt würden.

Vermöge dieses Scherbengerichts versammelten sich die stimmfähigen Bürger auf einem gewissen Platze des Marktes zu Athen, jeder schrieb auf eine irdene muschelartige Scherbe den Namen desjenigen, über den geurtheilt, und der verbannt werden sollte, und gab diese Scherbe in dem dazu bestimmten Gebäude ab. Waren sechshundert solcher beschriebenen Scherben beysammen, so erfolgte auch sogleich die Vollziehung des Urtheils, welches in einer zehnjährigen Verbannung vom Vaterlande bestand, doch ohne daß damit Verlust der Ehre, oder der Güter verknüpft war; der Verbannte behielt hingegen eine gewisse Freyheit, und konnte sich hinbegeben, wohin er wollte.

Aristides, der seiner Tugend und Unschuld sich bewußt war, und der seine Mitbürger keiner so ungerechten That fähig hielt, war eben auf den Marktplatz gegangen, wo ihm jedoch ein ungewöhnlicher Zusammenlauf des Volkes auffiel. Furchtlos aber mischte er sich, zum Theile ungekannt, unter das Getümmel, und erfuhr denn bald die Veranlassung desselben. Auf einmal überreichte ihm ein unbekannter Bürger seine Scherbe, und bath ihn, er möge des Aristides Namen darauf schreiben.

„Gewiß, der Mann muß dir viel Leides zugefügt haben," sprach Aristides zu ihm, „daß du ebenfalls in seine Verbannung willigest."

„Keinesweges," erwiederte der Bürger, „ich kenne ihn nicht einmal, aber ich mag es nicht gerne leiden, daß man ihn den Gerechten nennt."

Nach dieser Aeusserung ergriff Aristides mit

einem „so, so," die Scherbe, und schrieb zur eigenen Verurtheilung seinen Namen darauf.

Rechtsgründe von solchem Gehalte verbannten den edelsten, großherzigsten Bürger aus Athens Mauern — und seinem ganzen Gebiethe. Aber wie hätte sich auch sein glühender Patriotismus auf eine so ausgezeichnete Art bewähren können, wenn ihn seiner Mitbürger Ungerechtigkeit nicht dazu Gelegenheit gegeben hätte!

Nach einer fünfjährigen Entfernung aus dem Vaterlande brach der Perserkönig, Xerxes, seines Vorfahrers, Darius Pläne ernster noch verfolgend, mit einer ungeheuern Armee auf, und hatte alles Ernstes beschlossen, Griechenland aus der Reihe selbstständiger Staaten zu vertilgen. Auch ergriff er ausser seiner Truppenzahl noch andere oft nur zu wirksame Mittel zur Erreichung seines Zweckes, und suchte durch Bestechungen die größten Männer Griechenlands, die er allerdings mehr als die griechischen Heere zu fürchten Ursache hatte, zu gewinnen, und auf diese Art unschädlich zu macheu.

Nun erst erkannten die Athener, die das Unglück vorzüglich mitbedrohte, welch einen Mann sie an dem Aristides aus ihrem Staate verwiesen hatten, da sie nicht ohne Grund fürchteten, daß Xerxes auch diesen durch sein Gold in das persische Interesse zu ziehen sich bemühen werde. Eitel war freilich diese Furcht der Athener, und bewies nur, daß sie den großen Mann, den ihre kleinliche Eifersucht verstoßen hatte, nicht im geringsten kannten; denn weit entfernt, den Plänen des persischen Monarchen und ihrer Anführer zu huldigen, dachte er vielmehr mit allem Eifer darauf, wie er auch in seiner Verbannung zu Aegina dem Vater=

lande noch wirksamen und kräftigen Beystand leisten könne, Und dazu erhielt er bald Gelegenheit, die wohl eine gemeine, nur nicht seine große Seele ungenützt würde haben entfliehen lassen.

Entfernt vom Vaterlande und dessen Diensten, konnte er freilich nicht auf dem Schlachtfelde für dasselbe fechten; aber er wirkte auf eine andere fast noch rühmlichere und unstreitig entscheidendere Art zu dessen Besten. Die Flotte aller griechischen Freystaaten lag nämlich bey Salamis, und da ein Theil derselben aus Furcht und Uneinigkeit ihrer Anführer sich trennen wollte, um einem entscheidenden Treffen auszuweichen, so erfuhr Aristides dieß kaum, als er noch in tiefer Nacht, und mit größter Gefahr, durch die persischen Linien zur vereinigten Flotte der Griechen segelte, und sich sogleich beym Themistokles, dem Admirale der Atheniensischen Escadre und — man beherzige dieß wohl — seinem Todfeinde, melden ließ, der so eben in einem allgemeinen Kriegsrathe zu einer Seeschlacht fruchtlos gerathen hatte.

„Jetzt ist nicht von unsern gegenseitigen Verhältnissen die Rede," so sprach der patriotische Aristides, alles vergessend was ihm Uebels war zugefügt worden, zu seinem Feinde, „jetzt gilt es einzig dem Vaterlande und dessen Wohl, daher vergiß, so wie ich, alles, was unter uns vorgefallen ist, und befolge meinen Rath: laß um keinen Preis, da schon von allen Seiten der Perser Schiffe euch einzuschließen und zu vernichten drohen, laß es ja nicht zu einer Trennung der griechischen Flotte kommen, wo von euerer Vereinigung Alles abhängt."

Dieß sprach der hochherzige Mann, zum größten aller seiner Gegner, dem diese Rede ganz willkommen war, und der daher den allgemein verehrten Aristides bath, auch vor den versammelten Admirälen eben so frey und nachdrücklich zu sprechen.

Dieß geschah und das Feuer seiner männlichen Beredsamkeit wirkte so mächtig, daß man sich ungetheilt zu einem schnellen, tapfern Angriffe entschloß, der auch unter Themistokles Führung so glücklich ausfiel, daß die griechische Flotte den entscheidendsten, glänzendsten Sieg über die stolzen Perser erfocht, wozu die braven Aegineten, deren Patriotismus Aristides, nach seiner schnellen Rückkehr aus dem letzten Kriegsrath entflammt hatte, als die tapfersten auch das Meiste zu dem erkämpften Siege beytrugen.

Bald darauf erfolgte seine ehrenvolle Zurückberufung nach Athen, wo ihm die höchsten Ehrenstellen wieder übertragen wurden, und wo sein reiner hoher Vaterlands-Sinn sich auf die ausgezeichnetste Art wieder bewährte: er war bey der durch den Ostracismus erfolgten Verbannung des Themistokles, von dessen großen Verdiensten um das Vaterland überzeugt, sein eifrigster Schutzredner, er leitete alle Staatsangelegenheiten mit eben so vieler Weisheit und Redlichkeit und er war es, welcher der Perser Ueberredungskünste, die klüglich der Griechen Streitkräfte zu zersplittern und in einer Volks-Versammlung zuerst Athens Bürger durch ihr Gold für sich zu gewinnen trachteten, unkräftig machte, welcher allen griechischen Staaten den Geist der Eintracht und Einheit, ohne den alle Kraft wirkungslos einschrumpft, und zugleich Vertrauen zu sich einflößte, und welcher auch als Feldherr nebst dem

spartanischen Anführer Pausanias das persische Heer in der Schlacht bey Plateäa im eigentlichsten Sinne, nicht so wie man oft prahlend zu sagen pflegt, gänzlich vernichtete.

Zu Aristides Ruhme überhaupt sey nur dieß Wenige noch gesagt, daß alle griechische Regierungen ihm die Organisation einer combinirten Land- und Seemacht anvertrauten, und daß er bey allen seinen hohen Würden und Ehrenstellen, bey aller Veranlassung Reichthümer und Schätze zu erwerben, doch so arm starb, daß der Staat ihn auf öffentliche Kosten beerdigen lassen und an seiner zurückgebliebenen Familie Vaterstelle vertreten mußte. —

47.

Leonidas, mit den 300 Spartanern.

Leonidas, war König der Spartaner, aber was ungleich mehr noch sagen will, einer der größten Patrioten, welche in den Annalen der Weltgeschichte glänzen, dessen Patriotismus sich bis zur unvermeidlichen Todesgefahr rein und treu bewährte, der seinen Landsleuten durch sein eigenes Beyspiel bewies, wie man als freier Mann siegen oder — sterben müsse! —

Als die persische Flotte bey Salamis geschlagen war, stand ihre ungeheuere, auf 3 bis 400,000 Mann starke Armee noch unbesiegt in Thessaliens weiten Ebenen und drohte, von Xerxes selbst und dessen Feld-Marschalle Mardonius geführt, dem kleinen Häuflein der Griechen, das diese in der Eile zusammengerafft hatten, Verderben und Untergang.

Nur der enge Paß bey Thermopyla, der von einer langen, unübersteiglichen, rechts und links sich hinziehenden Gebirgskette gedeckt wurde, hinderte die Feinde noch das attische Gebiet zu überschwemmen, und sich so des ganzen Griechenlands zu bemeistern. Da die Griechen dieses engen Passes Wichtigkeit kannten, so besetzten sie ihn mit 8,000 der auserlesensten Krieger unter denen sich auch 300 Spartaner befanden, und deren Anführer insgesammt Leonidas war.

Jenseits dieses engen so eben erst von den Griechen besetzten Hohlweges hatte sich das zahllose Heer der Perser gelagert, dessen König es nicht wenig befremdete, daß eine so kleine Schaar ihm die Stirne zu biethen wagte, noch mehr gerieth er in Erstaunen, als man ihm berichtete, das kleine griechische Korps sey hohen Muthes voll, flechte sich Kränze und singe fröhliche Lieder, gleich als wenn es zu einem bloßen Kampfspiele ausgezogen wäre. Dessen ungeachtet ließ er dem Leonidas durch einen Herold Kapitulations-Artikel vorlegen, die zu gewissen Zeiten von gemeinen, feigen Seelen unbedingt angenommen worden wären, und ihn vor allem zur Uebergabe seiner Waffen auffordern.

Aecht lakonisch, d. h. kurz und kräftig, weil die Lacedämonier oder Spartaner durchaus nicht viel Worte machten, ächt lakonisch war des Leonidas Antwort und lautete: „Xerxes möge nur kommen und sie sich selbst holen!“

Eine eben so kurze ward einem andern persischen Gesandten, der im Namen seines Monarchen dem Leonidas reiche Belohnung versprach, ertheilt, und erklärt, „daß einem Spartaner Ehre und Freiheit un-

veräußerliche Güter wären.“ Als der Gesandte endlich noch auf die zahllose Menge der persischen Truppen aufmerksam machte und die Bemerkung hinzufügte, daß ihre Pfeile die Sonne verdunkeln würden; so entgegnete einer aus Leonidas Heldenschaar: »desto besser, so fechten wir im Schatten!«

Nun begann der Kampf, 10,000 Mann schickte Xerxes zur Bestürmung des festen Postens ab, aber — nicht Einer kehrte zurück! Dreißig tausend ersetzten ihre Stelle, und auch diese vertilgte der heldenmüthigen Griechen patriotische Tapferkeit, ohne daß sie einen bedeutenden Verlust dabey erlitten hätten.

Dieß beugte den hochfahrenden Sinn des übermüthigen Tyranen nicht wenig, da er seine tapfersten Soldaten fallen sah, und er gab schon alle Hoffnung auf von dieser Seite in Griechenland einzudringen, als ein nichtswürdiger Thessalier, seines Vaterlandes Wohl um schnöden Gewinn verkaufend, ihm den Antrag machte, einen Theil seiner Armee auf einem verborgenen Felswege über das Gebirg zu führen.

Man darf Niemanden seines Namens wohl verdiente Unsterblichkeit entziehen, auch nicht der Infamie, selbst nicht der Fluchwürdigkeit des Verrathes und des Verbrechens; und so werde denn auch dieser Elende hier genannt, dessen Name Ephialdes war, welcher in der Nacht auf einem kleinen Umwege glücklich 40,000 Perser auf's Hochgebirge in den Rücken der Griechen brachte, die nun natürlich durch ein strategisches, wie man wohl sieht, keineswegs neues Manöver umgangen waren und ihren Untergang vor Augen sahen. Aber bey aller dieser

schrecklichen Gefahr entfiel ihrem edeln, großherzigen Anführer der Muth nicht.

An Rettung war nun nicht mehr zu denken; damit also das Vaterland noch einen Kern tapferer Streiter erhalte, so behielt er, nach Entlassung aller andern Truppen, die freylich ungern von ihren Waffenbrüdern schieden, nur seine treuen Spartaner und vielleicht einige Hundert freywillige Böotier, die den Kampf auf Leben und Tod mit ihrem muthigen Anführer begannen und leider den letzten fanden, ohne ihn zu fürchten: sie waren sogar so hohen fröhlichen Muthes, daß sie noch den Abend vor dem, aller Wahrscheinlichkeit nach zu erfolgenden Angriffe bey einer Mahlzeit vergnügt zubrachten und sich hier im traulichen Gespräche dem Tode für's Vaterland weiheten. Alsdann brachen sie in der Mitternacht heiliger Stille aus ihrem Lager auf, und griffen die Perser mit einer Tapferkeit an, welche bald in Verzweiflung überging und unter dem feindlichen Heere eine so schreckliche Niederlage anrichtete, daß die Leichen der Erschlagenen um die kleine Schaar der heldenmüthigen Patrioten zu hohen Haufen sich aufthürmten, die freylich zuletzt der persischen, immer mit frischen Truppen unterstützten Uebermacht unterlagen und insgesammt auf dem blutigen Schlachtfelde ihr Grab fanden, aber doch durch ihren Tod, durch ihren Heldenmuth und durch ihres Armes gewaltige Kraft dem Vaterlande die wesentlichsten Dienste geleistet hatten; denn indeß man hier an Thermopylä's Engpässen fast Persiens halbe Armee aufrieb, sammelte man auf Attikas Gebiethe der Krieger so viele, als man aufbringen konnte, und diese von einem Pe-

lopidas und einem Aristides geführt und von ihrer Führer glühendem Patriotismus begeistert, vollendeten bey Plateäa, was noch zu thun übrig war, und von einer halben Million persischer Söldner betraten kaum 50,000 den Boden ihres Vaterlandes wieder.

Aber in der Griechen dankbaren Erinnerung lebte auch auf ewige Zeiten Leonidas mit seiner tapfern Schaar, und noch lange Zeit nachher hielt es jeder Grieche für eine heilige Pflicht, zu der Stätte zu wallfahrten und sich zu gleichen Großthaten zu entflammen, wo seine Landsleute so ausgezeichnet unter einem Leonidas gefochten und sich unsterblichen Ruhm erkämpft hatten. Des Denkmals Inschrift, welches man dem Leonidas und seinen wackeren Kampfgenossen errichtete, war eben so erhaben als einfach und lautete:

»Sage es, Wanderer, unserem Vaterlande, daß wir hier unserer Pflicht getreu starben.«

48.

Vertrauen auf Gott läßt nicht zu Schanden werden.

Volkhard, ein redlicher Pächter, wofür man in der ganzen Gegend ihn hielt, verlor zwei Kinder an den Blattern, und nicht lange hernach die beiden besten Pferde durch einen Unfall, so wie mehrere Kühe an der Viehseuche. Eben war ein Freund auf dem Wege, ihn zu besuchen. Schon in der Ferne hörte er

von dem Unglück seines Volkhards, und bedauerte mit Kummer im Herzen, daß er zu einer so ungelegenen Zeit kommen müßte. „Doch dachte er; der gute Volkhard wird des Trostes bedürftig seyn. Ich will ihn trösten, und wenn er niedergeschlagen ist, ihm Muth einsprechen. Das ist ja die schönste Pflicht der Freundschaft.“ — Mit solchen Gedanken erschien er vor Volkhards Wohnung. Dieser empfing ihn freundlich. In seinem Gesichte zeigte sich nicht die geringste Spur von Niedergeschlagenheit. Er betrug sich so heiter und zufrieden, als hätte sich gar nichts ereignet. Gleich am ersten Abend, als man vertraulich beim Kaminfeuer saß, fing der Freund an, „es muß doch nicht wahr seyn, lieber Volkhard! was mir die Leute auf dem Wege von dir erzählten. Sind dir denn vor Kurzem zwei Kinder gestorben? Oder hast du sonst Verlust erlitten? — Deine Ruhe, deine Zufriedenheit dein froher Muth widerlegen das Gerücht.“ —

Volkhard bekräftigte die Wahrheit, und setzte mit sanftem Lächeln hinzu; „um durch solche Unfälle niedergeschlagen zu werden, habe ich wohl schon zu viel in der Welt erduldet.“ — Nun versetzte der Freund; die Schule, darin du solchen edlen Sinn gelernt hast, wünschte ich wohl näher kennen zu lernen. Wir sitzen, eben hier so freundschaftlich beysammen. Wohlan, erzähle mir etwas aus deinem vorigen Leben — Volkhard war sogleich dazu bereit, und erzählte also:

„Gott gab mir fromme Eltern. Mein Vater, seiner Profession nach ein Schuhmacher, wohnte in der kleinen Stadt H. Hier wurde ich geboren. Meiner Mutter Sanftmuth und Herzensgüte ließ es besonders

nie daran fehlen, mir schon frühe die Grundsätze der Religion einzuflößen. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen daran, wie ihr frommer Morgengesang mich aus dem Schlaf erweckte, und wie ich während ihrer Abendandacht öfters so sanft einschlief. Mit den Jahren mußte ich Theil nehmen an ihrer häuslichen Gottesverehrung. Bald ließ sich mein Vater bald meine Mutter etwas aus der biblischen Geschichte oder einem andern guten Erbauungsbuche von mir vorlesen. Ich sahe Freudenthränen in ihren Augen, wenn von einer schönen frommen Handlung die Rede war. Auch ich wurde gerührt. Man ermahnte mich liebreich, einst auch so zu handeln. Ich wurde noch mehr gerührt, und mein ganzes Herz regte sich für Frömmigkeit und Tugend.

Ohne Zweifel hat ein solches Beispiel meiner Eltern sehr viel auf mich gewirkt. Die Eindrüke der Kindheit sind unauslöschlich. Möchten doch alle Eltern das beherzigen, und es keine alte Mode nennen, sich mit ihren Kindern der häuslichen Andacht zu befleißigen! — Man sage von schlechten Zeiten, was man will. Hierin sind sie offenbar schlechter geworden.

Die Gleichgiltigkeit gegen alles Religiöse, womit ein junges Kind erzogen wird, kann unmöglich gute Früchte hervorbringen. — Doch ich will ja erzählen, und nicht moralisiren. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, geriethen meine Eltern in große Noth. Die Theuerung der Lebensmittel wurde so groß, daß weder mein Vater noch meine Mutter im Stande waren, so viel zu verdienen, als wir täglich zum Unterhalt gebrauchten. Indessen verzagte doch Niemand. Ich mußte aus der biblischen Geschichte lesen, wo die

göttliche Vorsehung auch zu den Zeiten der höchsten Noth Rath zu schaffen wußte. Dann sprach meine Mutter mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth, Kind! wer auf Gott vertrauet, und das Seinige redlich thut, kann nicht umkommen. — In dem Jahre 1761 hatte unser Städtchen das Unglück, vom Feinde heimgesucht zu werden. Da waren Muth, Fassung und Standhaftigkeit nöthig. Mehrere Häuser wurden rein ausgeplündert. Man drohte noch dazu, alles in Brand zu stecken. Die beständigen Erschütterungen des Schreckens und der Angst zerrütteten die Gesundheit meines ehrlichen Vaters. Er ward krank, und starb am neunten Tage. O meine Mutter! hättest du damals nicht die Religion zu deinem Troste gehabt, du würdest in Verzweiflung gerathen seyn. — Die redliche Christinn war nun eine Wittwe. Ihr Versorger lag im Grabe. Der Krieg verheerte die Gegend. Es herrschte die größte Theuerung. Ich als ein Knabe von 10 Jahren sollte erhalten, gekleidet und in der Schule unterrichtet seyn. Aber mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug meine Mutter ihr häusliches Schicksal. Oft sahe ich sie bethen, oft hörte ich sie von den Prüfungen reden, womit der Vater im Himmel die Seinigen erzieht. Alles das prägte sich meinem jungen Herzen tief ein. Mit Wasser und Brod mußte ich zwar öfters vorlieb nehmen, aber die Zufriedenheit meiner frommen gottseligen Mutter beseelte auch mich zur innigsten Zufriedenheit. Sie spann die halbe Nacht durch, um soviel zu verdienen, daß ich die Schule besuchen konnte. Gott! wie würde ich mich bestreben, ihr diese mütterliche Zärtlichkeit zu vergelten, wenn sie jetzt noch lebte! —

Aber der Himmel nahm sie zu sich, als ich ihrer Hülfe und ihres frommen Beyspiels mehr als sonst bedurfte. Es war noch nicht Friede, als sie starb, und mir mit brechenden Augen die Hand drückte. Gott wird dein Vater seyn! —

Diese Worte und die mir so theuer gewordene biblische Geschichte, nebst einem Erbauungsbuche ließ sie mir als Erbtheil zurück. Ich war um diese traurige Zeit meines Lebens nicht älter als 12 Jahre. Es fand sich eine Familie die mich zu sich nahm. Aber hier gabs für den kleinen Volkhard wenig Trost. Die Leute zankten sich alle Tage, und gaben mir ein schlechtes Beyspiel. Endlich fingen sie auch an, mich hart und unmenschlich zu behandeln. Ich sollte Wolle spinnen, und als das nicht gleich so gehen wollte, wickelten sie mir die Wolle um die Hände, und steckten sie in Brand.

Unmöglich konnte ich die Grausamkeit länger ertragen, und lief eines Tages, da mich Niemand bemerkte, mit vielen Thränen aus der Stadt. Nur die biblische Geschichte meiner seligen Mutter nahm ich mit mir. Es war ein kalter Wintertag, als ich durch den tiefen Schnee über's Feld dahin wandelte, hungrig, durstig, halb erfroren, mit verweinten Augen. Müde vom Wege setzte ich mich so an einen Baum, und vielleicht hätte ich schon hier in einem sanften Schlaf das frühe Ziel aller meiner Leiden gefunden, wenn nicht die gütige Vorsicht auf meine Erhaltung bedacht gewesen wäre. Es fuhr ein Bauer vorüber, sahe mich sitzen, und erkundigte sich nach meinem Zustand. Nur wenig vermochte ich noch, ihm zu antworten — daß sich Gott erbarme! rief der Mann,

lud mich auf seinen Wagen, packte mich sorgfältig in Stroh ein, und eilte mit seiner Ladung nach Hause. Hier kam ich erst wieder zu mir selbst. Man wärmte, speisete und pflegte mich mit liebreicher Sorgfalt. Die gute Familie wurde von meinem Schicksal, welches ich mit kindlicher Einfalt erzählen mußte, tief gerührt. Bald bemerkte man auch meine Geschicklichkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Der Bauer schien darüber außer sich vor Freude. An jedem Abend mußte ich ihm etwas vorlesen, und die beyden Alten hörten mir andächtig zu. Kurz, ich hatte es in diesem Hause so gut, daß ich den Verlust meiner Mutter minder fühlte, und Gott in der Stille für die väterliche Versorgung dankte.

Mein Pflegevater war ein fleißiger Mann, und gab auch mir manche Beschäftigung, entweder auf dem Felde oder im Garten. Dadurch wurde ich mit der Oekonomie bekannt, und bewundere noch jetzt mit gerührter Seele den Gang der göttlichen Vorsehung, wie sie auf eine unmerkliche Art schon damals den Grund zu meinem künftigen Fortkommen legte. Nun war ich 12 Jahre. Mein Sohn! sprach der Bauer zu mir; es ist Zeit, daß du im Christenthum noch vollständiger unterrichtet wirst.

Morgen sollst du mit mir zum Hrn. Pfarrer gehen. — Ich gab ihm darüber meine Freude zu erkennen. Am folgenden Tage nahm mich mein ehrlicher Pflegvater bey der Hand, und stellte mich dem Pfarrer des Dorfes vor. Von diesem wurde ich so fort unterrichtet, und hier empfing ich deutliche Begriffe vom Christenthume. Sie vereinigten sich mit den guten Eindrücken, die mein Herz schon in der Kindheit erhalten

hatte, und siehe, ich liebte als Knabe schon die Religion. —

Alle ihre Lehren waren mir heilig. Ich kann Gott nicht genug dafür danken, daß er mich gerade dem vortrefflichen Geistlichen zuführte, welcher so ganz die Kunst verstand, die Religion liebenswürdig vorzutragen, und mich für ihre Wahrheiten ungemein zu erwärmen. Noch nachher, als ich schon die heiligen Sakramente der Busse und des Altars empfangen hatte, benutzte er jede Stunde, mit mir darüber zu sprechen. Er besaß mein ganzes Zutrauen. Ich liebte ihn unaussprechlich, und entdeckte ihm daher ohne Zurückhaltung meine innersten Empfindungen. Er lenkte dieselben auf Gott und die Tugend, befestigte mich immer mehr im Guten, und versprach mir, wenn ich ein thätiger Verehrer der Religion bleiben würde, als Vater für mich zu sorgen. O! wie vergrößerte sich bey diesen Worten mein Herz! —

Hierauf erlebte ich ein neues Unglück. In meines Pflegevaters Hause entstand in einer Nacht Feuer. Alles Löschen war vergeblich. Wir mußten das Unsrige im Stich lassen, und nur das Leben zu retten suchen. Wohnung und Scheune brannten völlig ab. Der arme Bauer hatte nichts übrig, als höchstens einen Pflug auf dem Felde, und sein Vieh. O mein Sohn! rief er klagend; was wird nun aus dir werden? Ich verstand ihn, und weinte bittere Thränen an seiner Hand. Der Unfall erweckte mein Nachdenken. Warum läßt der Allgütige so etwas zu? Diese Frage beschäftigte mich lange, und es blieb mir ein Räthsel, warum gerade mein edler Wohlthäter, welcher ein besseres Schicksal verdiente, in solches Elend

gerathen mußte. Erst einige Zeit nachher konnte ich mir den Gang der Vorsehung in Absicht meines Schicksals nach damaligen Begriffen entwickeln. Was geschahe nämlich gleich nach dem Brande? Der ehrwürdige Pfarrer sahe wohl ein, daß der verarmte Bauer nicht mehr im Stande wäre, mich zu unterhalten, und beschloß, selbst mein Pflegevater zu werden. Als ich eines Tages bey ihm war, fragte er; willst du in meiner Wohnung bleiben, lieber Volkhard? Ich stand bestürzt, und konnte vor Freude kaum antworten.

Endlich ergriff ich seine Hand, benetzte sie mit meinen Thränen, und versicherte, daß mir kein größeres Glück widerfahren könnte. Man traf sogleich Anstalten, und ich zog zu ihm. Wie? wenn nun das Feuer nicht entstanden wäre, hattest du dann wohl diese für dich so vortheilhafte Veränderung erfahren? so dachte ich jetzt in der Stille, und zweifelte nicht mehr an der Güte Gottes. Schon damals fieng mein Herz an, sich bey dem festen Glauben zu beruhigen, daß alle Begebenheiten, auch die traurigsten, nach dem Plan der göttlichen Vorsehung höhern Segen für Menschen bewirken sollen.

Ich unterließ nicht, meinem geliebten Pfarrer das alles zu gestehen, was ich fühlte und dachte. Er gab mir noch mehr Licht in diesen Sachen, berichtigte meine Begriffe, und sprach so herzlich über die Wege der Vorsehung, daß mir die Thränen von den Wangen rollten. Von nun an brauchte mich der vortreffliche Mann als Oekonomen in der Landwirthschaft. Am Tage gieng er selbst mit mir umher, belehrte mich über Manches, was ich noch nicht verstand, theilte mir seine nützlichen Naturkenntnisse mit, und ließ sich keine Mühe

verdrüßen, mir richtige Begriffe von Himmel und Erde beyzubringen.

Am Abend wurden Bücher gelesen, bald ökonomische bald moralische. Ich war der Vorleser, er der Ausleger. Alles wurde mir von ihm deutlich gemacht. Mitunter mußte ich auch über verschiedene Materien Aufsätze machen, Rechnungen anfertigen, und meine Gedanken zu Papier bringen. Kurz, der rechtschaffene Mann übte mich in jeder Art, um meinen Verstand aufzuklären, mein Herz zu bilden. Es sind Schätze, sprach er immer mit liebreicher Miene; lauter Schätze, die ich dich sammeln lasse. Gold und Silber, mein Sohn! können dir genommen werden, diese aber nicht. Sterbe ich, so werden sie dein ganzes Glück auf Zeitlebens gründen, befestigen und vermehren. — Seine Hauptabsicht aber blieb immer, mein Herz durch die Vorschriften und Grundsätze der Religion zu veredeln. O! ich vergesse seine väterlichen Lehren in diesem Stücke niemals. Ewig werden sie mir heilig und unvergeßlich bleiben. Der Mensch, so sprach er öfters; hat von Natur die vortrefflichsten Anlagen empfangen. Nie kann man sie ohne Bewunderung betrachten. Man muß daraus die hohe Bestimmung des Menschen erkennen. Aber es liegt auch in ihm viel Niedriges. Mißbraucht er seine Anlagen, so wird er ein verworfenes Geschöpf. Läßt er von seinen Trieben und Leidenschaften sich beherrschen, so sind Schmach, Schande, Verächtlichkeit, Schmerz, Tod und Verderben die sichern Folgen, welche er sich zuzieht. Darum, mein Sohn! liebe ich die Religion so herzlich. Sie ist es, die den Menschen nach seinen vortrefflichsten Anlagen ausbildet. Folgt er ihren Vorschriften, so wird sein Herz

offenbar erhöht, veredelt und vergöttlicht. Es kommt nichts über die Hoheit und Würde eines solchen Menschen. Sollte ich dir denn nicht Liebe und Ehrfurcht gegen die Religion empfehlen? O! liebe sie von ganzem Herzen, und fühle dich über alles Niedrige, Kleine und Armselige erhaben. Ehre ihren Ursprung. Sie ist von Gott weil sie zu Gott erhebt. — Wirst du nur erst die Kraft ihrer Forderungen an dir selbst empfinden, und aus innerer Erfahrung überzeugt werden, zu welcher Würde sie dich erhebt, so bist du gewiß auf ewig ihr Freund. Ich kann es recht gut begreifen, mein Sohn! warum es noch Menschen giebt, welche die Religion verlästern. Sie sind versunken im thierischen Genuß der Sinnlichkeit. Sie haben nur Gefühl für das Niedrige und Nichtswürdige. Es fehlt ihnen an den edlern Bedürfnissen des menschlichen Geistes. Darum machen sie auch niemals den Versuch, so zu seyn, als es die Religion fordert, und lästern etwas, dessen innern Werth sie nicht aus eigener Erfahrung kennen. O mein Sohn! als Vater und Freund rathe ich dir, hüte dich vor diesen Quellen des sittlichen Verderbens. Laß dir Menschenliebe, Großmuth, Uneigennützigkeit, Wahrhaftigkeit, Treue, Versöhnlichkeit, Erbarmen, Geduld, festes Vertrauen, Hoffnung, Friedfertigkeit, Sanftmuth, Andacht und gemeinnützigen Sinn über alles heilig seyn. Mache dir diese Tugenden zu eigen, und du wirst fühlen, wie sehr dein ganzes Wesen dadurch veredelt wird. Es ist etwas unaussprechlich Großes und Erhabenes um solchen durch die Religion ausgebildeten Menschen. Er lebt auf Erden für den Himmel. Sie selbst nennt ihn der Gottheit Kind

und Liebling. Wolltest du das nicht mit edlem Stolze seyn?“ — — —

Durch dergleichen Lehren und Ermahnungen wußte der rechtschaffene Pfarrer mein Herz ganz für die Religion, welche er predigte, zu gewinnen, und das um so hinreissender, je mehr sein eigenes Beyspiel damit übereinstimmte. Kann ich es ihm jemals vergelten, was er an mir that? Ach wenn er noch lebte, ich küßte ihm noch heute die Hand zum Zeichen meiner innigen Liebe und Hochachtung. Aber sein verklärter Geist ärntet jetzt in bessern Welten. Seine Gebeine sind schon zu Staub geworden.

Hier konnte sich Volkhard nicht enthalten, seinen Thränen freien Lauf zu lassen. Er schwieg, und es herrschte eine heilige Stille. Endlich trocknete er seine Augen, und setzte die Erzählung fort. —

Die Wirthschaft dieses edlen Mannes führte eine Tochter seines verstorbenen Bruders, die ein Jahr älter, als ich war, und Marie hieß. Da ich von meinem Wohlthäter als Sohn, sie als Tochter angesehen und behandelt wurde, so lebten wir in traulicher Eintracht, wie Geschwister. Täglich wetteiferten wir in der Erfüllung unserer Pflichten mit einander. Dem Pflegevater Freude zu machen, war immer unsere Absicht. Ich habe diesem tugendhaften Mädchen unaussprechlich viel zu verdanken; besonders die Bildung meiner äusserlichen Sitten. Es ist mir unmöglich, ihren edeln Charakter ganz zu schildern. Auch würde mir die Wehmuth das nicht erlauben. Genug, daß ich in ihr alle Tage die Frömmigkeit und Tugend im Bilde sahe. In ihrem ganzen Hauswesen herrschte die untadelhafteste Ordnung. Stille Häuslichkeit schien ihre Zierde zu

seyn. An ihrem Pflegvater hieng sie mit zärtlicher Liebe, und opferte alles auf, ihm das Leben zu versüßen. Auch für mich war sie schwesterlich besorgt, und was ich nothwendig hatte, besorgte sie mit liebender Hand. —

Alle Elenden im Dorfe nannten die gute Marie ihre Wohlthäterin. Ehe unser Tisch gedeckt war, hatte sie schon diesen und jenen mit einer Mahlzeit versorgt. Niemand wußte davon.

Nur in den Hütten des Elends erschallte ihr Name von dankbaren Lippen zum Himmel. Lag jemand im Dorfe krank, so eilte sie hin, um sich näher nach den Umständen zu erkundigen. Dann kam sie zu unserm ehrwürdigen Wohlthäter, den wir mit gleicher Liebe Vater nannten, und fragte ihn liebreich, welche Mittel wohl für den Kranken am besten wären? Er gab ihr seinen Rath, und nun besorgte sie nicht nur die Kur, sondern auch die Pflege des Kranken. Wie hätte ich an einem solchen edeln Geschäft nicht Theil nehmen sollen? Wenn sie mit Hausarbeiten überhäuft war, dann bat ich sie, die Pflege des Kranken mir zu überlassen. Aber das that sie selten. Nur zuweilen fieng sie an; lieber Volkhard! gehen Sie doch geschwind dorthin, und sehen zu, ob alles nach meiner Anordnung befolgt wird. Vielleicht fehlt es noch an etwas. Bringen Sie mir Nachricht. — Einen vorzüglich schönen Zug ihres Charakters kann ich hier nicht verschweigen. Sie wußte, wie sehr ich meine alten Pflegeältern liebte, und wie gern ich jede Gelegenheit benutzte, mich gegen dieselben von Herzen dankbar zu zeigen. Daher hatte sie die Gewohnheit eingeführt, für die beyden Alten jeden Sonntag das Mittagsmahl zu bereiten, und jeden Festtag sie mit Wein von unserm Tisch

zu erquicken. War sonst noch etwas für sie zu thun, so that sie das immer am liebsten. Wie hätte ich solch ein vortreffliches Mädchen nicht mit der größten Hochachtung betrachten sollen?

Ich war bereits in dem Hause achtzehn Jahre alt geworden; als der Herr Pfarrer mir vorstellte, daß ich nunmehr bald eine bestimmte Laufbahn antreten müßte. Lieber Volkhard sprach er im väterlichen Ton; du willst die Landwirthschaft fortsetzen. Ich habe mit dem Amtsrath Brennstein deinetwegen gesprochen. Er will dich zu sich nehmen. Du sollst die Oberaufsicht über seine Dörfer führen, und für die erste Zeit jährlich 100 Thaler erhalten. Wirst du denn gewissenhaft deinem Amte vorstehen, so will er dich bei Gelegenheit als Unteramtmann versorgen. Sey nur treu und rechtschaffen und habe Gott vor Augen, dann wird er dir gewiß zu einer Versorgung helfen, und deine Geschäfte segnen. Meine Aussteuer sey dann nebst meinem Segen — Marie, die gewiß als gute Gattin des Lebens Mühe und Freuden redlich mit dir theilen wird. Und so — segne dich Gott, und laß mich alten Mann noch recht viele Freude an dir erleben! —

Unbeschreiblich war mein Dank — mein Entzücken. Mit Thränen der Freude benetzte ich die Hände meines edeln Wohlthäters, und gelobte ihm bey dem allwissenden Gott und beym Andenken an meine lieben seligen Aeltern Gehorsam und Heilighaltung seiner väterlichen Lehren und Ermahnungen.

Auch die gute Marie erkannte in dieser Anordnung ihres ehrwürdigen Pflegvaters die liebende Fürsorge Gottes, und pries mit mir seine anbethungswürdigen Wege und Führungen, und gelobte ihm festes

Vertrauen und Treue für ihr ganzes Leben. Nach einigen Wochen wurden Anstalten gemacht, daß ich meine neue Bedienung antreten konnte.

Mit wehmüthigen Herzen voll banger Ahndungen verließ ich das Haus meines Wohlthäters; Marie wies mich an Gott und tröstete mich mit einem baldigen Wiedersehen. Ach! ich Unglücklicher sahe sie nur im Tode wieder. Mein ehrwürdiger Pfarrer begleitete mich auf den Weg mit den schönsten Lehren und Hoffnungen.

Seinen Vers, den er in meine biblische Geschichte geschrieben hatte, vergaß ich nie.

O Jüngling! präge dir doch diese Wahrheit ein;
Erst muß der Mensch getreu in seinen Pflichten seyn,
Dann wird ihm Gott die größten Seligkeiten,
Weil er sie fassen kann, in Zukunft zubereiten.

Dieser Vers blieb stets mein Trost, meine Ermunterung zum Guten. Es gefiel mir in meiner neuen Lage recht wohl. Man war mit mir zufrieden. Der Amtsrath lobte meine Kenntnisse und meine Aufführung. Es vergieng ein halbes Jahr, und ich war in der ganzen Gegend geschätzt. Das erfuhr mein väterlicher Wohlthäter, und schrieb mir die schmeichelhaftesten Briefe. Auch Marie bezeigte mir in einem Schreiben ihre Freude über mein Verhalten. Wer war vergnügter als Volkhard?

Schon sah ich das schönste Ziel meiner Hoffnung vor mir. Da kam ein Bote von dem Herrn Pfarrer, und verkündigte mir Mariens gefährliche Krankheit. Sie habe, hieß es, nach mir ein sehnliches Verlangen. In der größten Bestürzung warf ich mich auf mein

Pferd, galloppirte fort, erreichte in wenigen Stunden schon das Dorf, kam vor dem Pfarrhof, sprang in das Haus, und siehe, die fromme Marie rang mit dem Tode. Ihr Mund verzog sich zum Lächeln, als sie mich sah. Sie reichte mir die Hand, wies dann gen Himmel, und verschied. Gott! ein härterer Schlag konnte mich nicht treffen. Wer beschreibt meinen Schmerz? Mein väterlicher Wohlthäter, dem der frühe Tod seiner frommen Pflegtochter selbst sehr nahe gieng, nahm sich auch jetzt meiner in Liebe an. Er tröstete und versicherte mich beym Abschied seiner ewigen Freundschaft. Ich hieng mit Schluchzen an seinem Halse. Er entließ mich mit den Worten: Volkhard! du bist zwar noch sehr jung. Aber die Vorsehung meint es mit dir besonders gut, weil sie schon so frühe deine Hoffnungen an den Himmel kettet. — Ich dachte nachher darüber weiter nach, und rechtfertigte die Güte meines Gottes.

Marie lebt im Himmel, sprach ich zu mir öfters. Du willst für den Himmel leben. Dort findest du sie ja wieder. — Es währte indeß lange, ehe mein Herz sich völlig beruhigen konnte. Aber kaum war die Wunde ein wenig geheilt, als auch mein geliebter Pflegvater die Welt verließ.

Sein letzter Segen auf dem Sterbebette ward mir zu Theil. Als sein Testament eröffnet wurde, da zeigte es sich, daß er mich zum Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt hatte. So viel Güte des Mannes, dem ich nun nicht mehr danken konnte — ach! sie beugte mich mehr darnieder als daß sie mich aufrichtete. Nun hatte ich wieder keinen Vater weiter als Gott im Himmel. An ihn schloß ich mich noch fester an. Die Re-

ligion ward mir unentbehrlicher als je. Nach ihren Vorschriften suchte ich eifriger für den Himmel zu leben, wohin meine Geliebten mir nur voran gegangen zu seyn schienen.

Der Amtsrath Brennstein bemerkte meine geheime Wehmuth, und beschloß durch eine Revolution meines Schicksals mir wohlthätig zu werden. Volkhardt! sprach er einst bey Tische; Sie haben so viel Vermögen, daß Sie selbst pachten können. Wohlan, ich überlasse Ihnen mein Dorf Liebenfelde. Treten Sie in's ehliche Familienleben, und werden Sie, was Sie schon längst zu seyn verdienten, ein glücklicher Mann. — Ich war sogleich bereit, und in Zeit von einigen Monaten kam die Sache in Richtigkeit. Das Uebrige, Freund, ist dir bekannt. Seit mehrern Jahren bin ich hier Pächter. Gott hat mir Frau und Kinder gegeben. Ich lebe zufrieden mit der ganzen Welt. Auf den Himmel sind alle meine Hoffnungen gerichtet. Dort muß es sich entscheiden. Alle meine Leiden ertrage ich nunmehr in dieser Hinsicht mit ausharrender Geduld, und dahin brachte mich vorzüglich die Art, wie Gott mich von Kindheit an führte. Er ists, der mich erhalten, gebildet und gesegnet hat, wofür ich ihm mein Herz mit der innigsten Dankbarkeit täglich zum Opfer weihe. Nichts in der Welt soll mich scheiden von meinem Gott. Mit stiller Wehmuth muß ich lächeln, so oft ich etwas von Freigeistern höre. Diese Menschen müssen entweder niemals auf den Gang ihrer Schicksale merken wollen, oder zu tief in den Lüsten der Sinnlichkeit versunken seyn, daß sie nicht darauf merken können. Wie wäre es sonst möglich, daß

sie nicht an einen Gott glaubten? Der ehrliche Mann, welcher die Religion liebt, fühlt sich Gott in seinen Schicksalen und Führungen nahe; er ist mit ihm innerlich auf ewig verbunden. —

Hier endete Volkhard. „Brav!“ rief sein Freund, und umarmte ihn mit brüderlicher Zärtlichkeit. Ich konnte mir vorstellen, daß solche Geduld, als dir eigen ist, in keiner gewöhnlichen Schule geübt und gebildet wurde. Du hast noch meine Erwartung übertroffen. Gott segne dich für diese Erziehung. Wir wollen auf Erden für den Himmel leben, so wird kein Unfall unser Vertrauen auf Gott erschüttern und zu Schanden werden lassen.

49.

Der getreue Ambrosius.

In Frankreich lebte ehedem die Frau von Varonne, eine Offizierswittwe, in sehr dürftigen Umständen. Bey Lebzeiten ihres Mannes hatte es ihr an nichts gefehlet, aber sein Tod hatte alles verändert. Der Gehalt, den er bezogen hatte, hörte auf. Sie hielt um ein Gnadengehalt an; allein man speiste sie mit leeren Versprechungen und eitlen Hoffnungen ab. Sie fing an sparsam und eingezogen zu leben; sie dankte ihr Gesinde ab, und behielt Niemand davon bey sich, als eine Magd, eine Köchin und einen Bedienten, Namens Ambrosius. Sie verkaufte nach und nach ihr Silberzeug und ihre Möbeln, und erhielt dadurch ihr Leben. Allein diese Hilfsquelle nahm auch ein Ende; und nach

etlichen Jahren war Alles aufgezehrt. Bisher hatte sie sich noch immer getröstet, mit der Hoffnung, einen Gnadengehalt zu bekommen. Aber auch diese Hoffnung schlug fehl, und ihre Bitte wurde ganz abgeschlagen. Nun war ihre Noth aufs Höchste gestiegen. Ihr Vermögen war verzehrt; sie hatte keinen Freund, keine Hoffnung mehr; sie war von allem entblößt, und dabey hatte sie noch mit einer schwächlichen Gesundheit zu kämpfen. In dieser äußersten Noth nahm sie ihre Zuflucht zu dem wahren Vater alles Trostes und aller Gnade, zu dem, der ihr Schicksal allein ändern, oder ihr den Muth geben konnte, dasselbe getrost zu ertragen. Sie warf sich auf ihre Kniee, und rief Gott an um Geduld und Standhaftigkeit. Durch dieses Gebet fühlte sie sich neu gestärkt, und empfand es ganz deutlich, daß die Ruhe wieder in ihre Seele kam. Mit einem getrosten Blick übersah sie ihren ganzen schrecklichen Zustand und sagte endlich bey sich selbst:

„Nun wohl! weil ich doch nothwendig einmal dieses gebrechliche Leben verlieren muß, was liegt daran, „ob es vom Hunger oder von Krankheit verzehret wird? „Der Tod wird mir desto weniger schrecklich seyn, wenn „ich auf der Erde nichts zurück lasse."

Sie war nun auf Alles gefaßt, hatte Muth Alles zu ertragen; nur das schmerzte sie noch, daß sie die drey Hausgenossen, die sie bisher bey sich behalten hatte, nun auch abschaffen mußte. Allein es war einmal nicht zu ändern; sie ließ sich also auch dieses gefallen, und es kam sie nur sauer an, den guten Leuten zu sagen, daß sie ihnen den Abschied geben mußte.

Da sie so ihrem Schicksale nachdachte, trat Am-

brosius, ihr Bedienter, in die Stube. Dieser Mensch war damals vierzig Jahre alt, und hatte schon zwanzig Jahre in dem Hause gedient. Er konnte aber weder lesen noch schreiben, und hatte stets eine finstere Miene; in seinem Dienste aber bewies er die größte Treue und Sorgfalt, und war deßwegen von seiner Herrschaft immer sehr geschätzet und geliebet worden. Wie er in die Stube trat, und ein Bündelchen Holz in das Kamin legen wollte, sagte sie zu ihm: „Hört „Ambrosius! ich muß mit euch sprechen.“

Ambrosius merkte, daß sie diese Worte mit einem so betrübten Tone aussprach; darüber war er sehr erschrocken, und fragte ganz bestürzt:

„Mein Gott! was giebt es denn, gnädige Frau?«

Die Frau von Baronne antwortete traurig:

„Ihr müßt der Köchin und der Magd sagen, daß „ich ihrer Dienste nicht mehr nöthig habe; und auch „Ihr, mein lieber Ambrosius, müßt euch nach einem „andern Dienst umsehen.«

„Nach einem andern Dienste? — fragte Ambrosius: was soll das seyn? — „Nein, ich diene Ihnen „bis in den Tod. Nie werde ich sie verlassen, es komme, wie es wolle!«

»Aber — sagte sie — ihr kennet meine Umstände »nicht; ich habe nichts mehr, gar nichts mehr!«

„Und Sie kennen ihren Ambrosius nicht!« antwortete er. „Wenn man Ihnen keinen Gnadengehalt „geben will, und sie können Ihre Leute nicht mehr bezahlen; gut, so schicken Sie die andern fort. Aber „ich verdiene doch nicht, daß Sie mich auch wegjagen.“

Die Frau von Baronne stellte ihm vor, daß sie gar nichts gegen ihn hätte, und mit seinem Dienst im-

mer wohl zufrieden gewesen, und daß jetzt nur die äußerste Noth sie zu diesem Schritt nöthigte.

Der mitleidige Ambrosius weinte mit ihr und versprach, sie nicht zu verlassen. Ja er erbot sich sogar, für sie zu arbeiten, und das, was er verdienen würde, zu ihrem Unterhalt anzuwenden. Sie dankte ihm herzlich für seine Freundschaft; doch wollte sie sein Anerbieten nicht annehmen, sondern bat ihn nur um die Gefälligkeit, ein kleines Kämmerchen für sie zu miethen, und ihr etwas Arbeit zu verschaffen, womit sie sich ihr Stückchen Brod verdienen könnte.

Ambrosius sah sie stumm an. Wie ihre Rede geendigt war, warf er sich mit Thränen vor ihr auf die Kniee nieder und sagte:

„Ach, meine verehrungswürdige gnädige Frau! „Ich schwöre Ihnen, Sie nicht zu verlassen, sondern „bis an das Ende meines Lebens Ihnen getreu zu „dienen. Sie haben mich nun zwanzig Jahre genähret, gekleidet, mich erhalten, und mir mein Leben glücklich gemacht. Oft habe ich ihre Güte und Geduld „gemißbraucht; ach gnädige Frau, vergeben Sie mir „alle Fehler, zu denen mich meine bösartige Natur „verleitet hat! Ich will sie wieder gut machen. Ich „bitte Gott nur, daß er mir hierzu das Leben fristen „möge.«

Jetzt stund Ambrosius auf, und, indem ihm die Thränen vom Gesichte floßen, eilte er schnell zur Thür hinaus. Nach etlichen Minuten kam er zurück, brachte einen kleinen ledernen Sack, und legte ihn auf das Kamin, wobey er sagte: — „Dank sey es Gott! — „und Dank Ihnen und ihrem seligen Herrn! Hierin

„sind 30 Karolinen; das Geld kommt von Ihnen, und „gehört Ihnen.“

Man kann sich vorstellen, wie sehr die Frau von Varonne über die treue Freundschaft ihres Dieners erstaunt und entzückt war. Doch wollte sie sein großmüthiges Anerbieten nicht annehmen, sondern sagte ihm, sie würde sich ein Gewissen daraus machen, ihm seinen sauer verdienten und ersparten Lohn von 20 Jahren wieder abzunehmen; sie hätte noch etwas Geld, wovon sie noch ein paar Monate leben könnte; und indessen hoffte sie, mit ihrer Handarbeit etwas zu verdienen. Allein Ambrosius bestand darauf, daß sie das Geld annehmen müßte, und fuhr dann fort:

„Ich weiß wohl, daß eine so kleine Summe Sie „nicht aus Ihrer Verlegenheit reißen kann. Aber se„hen Sie, wie ich meine Sachen einzurichten gedenke. „Ich habe in meiner Jugend das Handwerk eines Ku„pferschmidts gelernet, und es noch nicht vergessen. Und „ich habe hier einen braven Landsmann, Namens Ni„colt, welcher auch ein Kupferschmidt ist; zu diesem „will ich gehen, und mit allem Ernst arbeiten. Ich „werde dieses mit dem größten Vergnügen thun, weil „es zu ihrem Besten gereicht. Ich bin stark; ich kann „für zween arbeiten. Und Nicolt ist ein braver Mann; „der wird mir's an nichts fehlen lassen. Alles wird „gut gehen.«

Die Frau von Varonne konnte keine Worte mehr finden, um ihre Dankbarkeit gegen den guten Ambrosius auszudrücken. Stillschweigend erhob sie die Augen gen Himmel und antwortete blos mit Thränen. Und da sie sah, daß er ihr ein so treuer Freund war, so überließ sie ihm, die neue Einrichtung für sie zu

machen. Sie rechnete indessen mit der Köchin und der Magd ab, und gab ihnen den Abschied.

Ambrosius ging nun hin, miethete zu St. Germain ohnweit Paris für die Frau von Varonne ein kleines reinliches Zimmer im dritten Stockwerk, und brachte die wenigen Möbeln hinein, welche dieselbe noch übrig hatte, nämlich ein Bett, einen Tisch, nebst einigen Stühlen, Schreibzeug, einige Bücher, und einen Schrank, darinn ihre Kleider und Wäsche waren. In den Schrank legte er auch den ledernen Beutel mit den 30 Karolinen. Auch dingte er ohne ihr Wissen ein Mädchen von 13 Jahren zu ihrer Bedienung, welches Susanna hieß.

Die Frau von Varonne bezog nun ihre neue Wohnung mit der kleinen Susanne. Darauf sah sie den Ambrosius einen ganzen Tag nicht, weil er arbeitete. Aber den Abend kam er. Er bat die Frau von Varonne, daß sie dem Mädchen etwas zu thun geben möchte; und sobald es hinaus war, zog er 20 Sous (ohngefehr 27 Kreuzer) aus der Tasche, legte sie auf den Tisch, und sagte: „Hier ist mein Taglohn!« und sogleich stand er auf, und ging wieder, ohne die Antwort der Frau von Varonne abzuwarten.

Den folgenden Abend kam er um eben dieselbe Zeit wieder, und brachte ihr seinen Taglohn. Und so fuhr er fort, in dem Beruf, den er sich selbst auferlegt hatte, fleißig zu arbeiten, und die Frucht seiner Arbeit mit der Frau von Varonne zu theilen. Für sich selbst behielt er nur weniges; denn die Kost und Kleider bekam er von seinem Landsmann Nicolt, bey welchem er arbeitete. Er behielt also nur so viel von seinem Taglohn, als er brauchte, um seine Wäsche zu

besorgen, und etwa des Sonntags eine Flasche Bier zu trinken. Das übrige, was er verdiente, brachte er jeden Abend der Frau von Baronne. Auch das wenige, was er für sich behielt, bot er ihr noch an, und sie mußte ihn nöthigen, es zu behalten.

Es that der Frau von Baronne von Herzen wehe, den guten Ambrosius so zu berauben. Anfangs wollte sie sein Geld gar nicht annehmen. Weil er aber so sehr darum bat, und weil sie es auch wirklich nöthig brauchte, so nahm sie es mit Dank an. Dabey arbeitete sie selbst unaufhörlich, um etwas zu verdienen, und Susanne mußte ihre Arbeit verkaufen. Freylich war ihr eigener Verdienst gering, weil sie schwächlich war; und wenn sie weiter nichts gehabt hätte, so hätte sie nicht davon leben können. Es kam ihr also sehr gut zu statten, daß Ambrosius ihr täglich seinen verdienten Lohn brachte, und sie dankte Gott, daß er ihr in ihrer Noth einen so treuen Freund gegeben.

So vergiengen vier Jahre. Den Tag über arbeitete Ambrosius, und jeden Abend kam er zu der Frau von Baronne, und legte 20 Sous auf den Tisch mit den Worten: „Hier ist mein Taglohn!«

Aber endlich kam eine Zeit, wo die Frau von Baronne ein neues schweres Leiden erfahren mußte. An einem Abend, da sie ihren Freund Ambrosius um die gewöhnliche Zeit erwartete, kam die Magd des Kupferschmidts Nicolt, und sagte, Ambrosius wäre krank, und hätte sich zu Bette legen müssen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr sie bey dieser Nachricht erschrack. Aber sie bedachte sich auch nicht lange, was sie thun sollte, sondern hielt es für ihre Pflicht, dem treuen Freunde, der ihr so viel Gu-

tes gethan, in seiner Krankheit auch beyzustehen, und schickte sogleich die Susanne nach einem Arzt, sie selbst aber ging sogleich mit Nicolts Magd, um ihren kranken Freund zu besuchen.

Nicolt erstaunte über ihre Ankunft, denn er hatte sie vorher niemals gesehen. Sie bat ihn, daß er sie zu dem Ambrosius in die Kammer führen mögte. Nicolt antwortete: „Das geht nicht an, Madame, es „ist unmöglich!«

»Wie so, unmöglich?«

»Man muß auf einer Leiter auf den Boden steigen.«

Auf einer Leiter? Ach armer Ambrosius! »Aber führt mich nur zu ihm.«

Vergebens stellte ihr Nicolt vor', daß sie in Gefahr seyn würde, Hals und Beine zu zerbrechen; und daß sie überdieß bey Ambrosius nicht aufrecht stehen könnte, weil er in einem so engen Loch steckte. Bey dieser Beschreibung konnte sie sich der Thränen nicht enthalten. Doch ließ sie sich zu ihm führen. Sie mußte sehr mühsam auf einer Leiter auf den Boden steigen, wo sie in einem Winkel den Ambrosius auf Stroh liegend fand.

»Ach mein lieber Ambrosius! — schrie sie, als sie ihn sah; — »in welchem elenden Zustande finde ich »euch! — Ihr sprachet ja immer, eure Wohnung ge»fiele euch. Hätte ich gewußt, daß ihr in einem so »elenden Winkel wohntet, nimmermehr hätte ich es zu»gegeben.«

Ambrosius war so schwach, daß er nichts antworten konnte. Indessen kam der Arzt, welchen sie hatte rufen lassen. Dieser erstaunte nicht wenig darüber,

daß er eine so wohlgekleidete Dame bei einem armen Kupferschmidtgesellen fand, der auf dem Boden auf Stroh lag. Er untersuchte den Zustand des Kranken, und sagte, er käme zu spät.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr die Frau von Varonne über diese Nachricht erschrack, zumal, da sie nicht zweifelte, daß Ambrosius aus Freundschaft gegen sie seine Gesundheit geschwächt habe. Denn Nicolt erzählte, Ambrosius hätte schon seit etlichen Jahren über Vermögen gearbeitet; und auch diese Krankheit hätte er schon drey Tage in sich getragen, weil er aber dabey immer fort gearbeitet, so hätte er sie verschlimmert.

Jedes Wort war der Frau von Varonne ein Stich ins Herz. Sie bat den Arzt mit Thränen, den Kranken nicht zu verlassen, und Alles mögliche zu seiner Rettung anzuwenden. Sie ließ aus ihrer Wohnung ein Federbett und Decken holen, worin Ambrosius sich legte. Sie wachte zwey Nächte bey ihm, und verließ ihn nicht einen Augenblick.

Der Arzt war ein Menschenfreund. Er wendete alle Mühe an, den Kranken zu retten. Es glückte ihm damit so gut, daß er den dritten Tag der Frau von Varonne die Versicherung geben konnte, der Pazient sey außer Gefahr. Sie empfand darüber die lebhafteste Freude, und nach vielem Zureden des Arztes ging sie endlich nach Hause, um wieder einige Ruhe zu genießen, die ihr höchst nöthig war.

Den andern Tag besuchte der Arzt die Frau von Varonne, und bezeigte ein Verlangen, zu erfahren, warum sie sich des kranken Ambrosius so treulich annehme? Weil er so sorgfältig gewesen war, und da-

durch ihren Freund gerettet hatte, so konnte sie ihm auch keine Bitte abschlagen, und erzählte ihm ihre ganze Geschichte, und besonders auch die Wohlthaten, die sie vom Ambrosius empfangen hatte. Der Arzt hörte dieß alles mit Verwunderung an. Drey Tage hernach kehrte er wieder nach Paris zurück, wo er eigentlich wohnhaft war.

Ambrosius war nun beynahe wieder völlig gesund, aber er konnte doch noch nicht arbeiten. Jetzt befand sich die Frau von Baronne in einer traurigen Lage. Das wenige Geld, das sie vorräthig gehabt hatte, war für Arzneymittel und für die Verpflegung des Ambrosius aufgegangen, und sie hatte nur noch so viel, daß sie kaum 4 oder 5 Tage leben konnte. Sie sah aber vorher, daß Ambrosius bis dahin noch nicht im Stande seyn würde, wieder zu arbeiten. Auch mußte sie befürchten, er möchte durch allzufrühe Arbeit wieder krank werden.

Einst saß sie des Abends einsam in ihrem Stübchen, und dachte über ihren traurigen Zustand nach. Das Leiden des guten Ambrosius ging ihr noch mehr zu Herzen, als ihr eigenes. Ja es reuete sie fast, daß sie die Hilfe desselben angenommen hatte, und hielt bey sich selbst folgendes Gespräch:

„Für mich hat dieser gute Mensch alles aufgeopf„ert; ohne mich könnte er glücklich seyn. Seine Ar„beit würde ihm einen ehrlichen Unterhalt verschafft „haben, aber seine Freundschaft für mich hat ihm seine „Zufriedenheit, sein Glück geraubt, und wird ihm viel„leicht das Leben kosten. Und ich — ich werde nie im „Stande seyn, ihm seine Wohlthaten zu vergelten, nie „werde ich dieß können. Nur Gott allein kann eine

„solche Schuld bezahlen; er allein kann eine so erha-
„bene Tugend belohnen.«

Wie sie so mit sich selbst sprach, kam Susanna ganz außer Athem zur Stube hinein gelaufen, und sagte, es wäre eine schöne Dame in einem prächtigen Wagen angefahren, und verlangte die Frau von Varonne zu sprechen, Frau von Varonne sagte;

„Sie komme gewiß unrecht an, die schöne Dame
„wird sich verirrt haben, sie wird in ein anderes Haus
„wollen.«

»Nein! — sagte Susanne — ich habe die schöne
»Dame selbst gesehen. Sie fragte nach der Frau von
»Varonne, welche hier drey Treppen hoch hinten nach
»dem Hofe zu wohnen sollte. Und da ich sagte, Sie
»wohnten hier, so sagte die Dame: will Sie wohl der
»Frau von Varonne sagen, ich ließe sie bitten, mir
»doch einen kurzen Besuch zu erlauben?«

Indem Susanna noch sprach, trat eine vornehme Dame zur Thüre herein. Die Frau von Varonne schickte Susanna fort, und nun fing die fremde Dame an zu reden:

»Ich freue mich, gnädige Frau, Ihnen anzukün-
»digen, daß der König von ihren Umständen unterrich-
»tet ist, und daß er die Gnade hat, Ihrem harten
»Schicksal abzuhelfen.«

„O Ambrosius!“ schrie die Frau von Varonne voller Freude und Entzücken, schlug die Hände zusammen, und erhob sie dankbar gen Himmel.

Die fremde Dame gab sich nun zu erkennen, daß sie sich an dem königlichen Hofe aufhielte, und nannte ihren Namen. Sie erzählte darauf der Frau von Varonne ausführlich, wie und wodurch diese glückliche

Veränderung ihres Schicksals bewirkt worden. O wunderbare Fügung der göttlichen Weisheit! Die Krankheit des Ambrosius, welche der Frau von Varonne so viel Kummer verursacht hatte, war der Grund ihres Glücks gewesen. Denn der Arzt, der den Ambrosius kurirt hatte, war von ihrem Schicksal so gerührt worden, daß er nachher, wie er wieder nach Paris kam, es vielen Leuten und auch dieser Hofdame erzählte. Diese hatte die ganze Sache dem König vorgestellt, und durch ihre Fürbitte ausgewirkt, daß der König beschloß, ihr nicht nur eine eigene und bessere Wohnung sondern auch jährlich einen Gnaden-Gehalt anzuweisen, von welchem sie hinlänglich leben konnte. Die Hofdame erzählte dies alles der Frau von Varonne, und bath sie dann, sogleich diese schlechte Wohnung zu verlassen, und mit ihr zu gehen, um ihre neue Wohnung in Besitz zu nehmen, welche der König für sie bestimmt hätte.

Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude sie dieß alles anhörte, und wie sehr sie Gott für die glückliche Veränderung ihres Schicksals dankte.

Beyde gingen nun miteinander die Treppe hinunter, und stiegen in den Wagen. Frau v. Varonne bath die Hofdame, daß der Wagen an dem Hause des Kupferschmids Nicols anfahren möchte. Dieß geschah. Jetzt stieg sie aus und ging hinein, um ihren Freund Ambrosius abzuholen, und ihr neues Glück mit ihm zu theilen.

Als sie in das Haus trat, war das erste, was sie sah, Ambrosius in seiner Handwerkskleidung, der kaum wieder gesund war, aber ohngeachtet seiner Schwachheit schon wieder an die Arbeit ging. Der

Anblick rührte ihr Herz unaussprechlich, besonders da sie bedachte, daß er für sie arbeitete, und daß sie jetzt kam, ihn auf immer dieser mühseligen Arbeit und dem Elende zu entreißen.

„O edler Mann! — rief sie mit Entzücken — kommt — folget mir nach — kommt, verlasset diese Arbeit, um nie wieder zu derselben zurück zu kehren. Euer Schicksal hat sich geändert, kommt, verweilet keinen Augenblick.“

Hierauf nöthigte sie den Freudetrunkenen mit sich in den Wagen, und erzählte ihm da alles, was sich zugetragen hatte, und wie glücklich ihre Umstände sich geändert hatten. Ambrosius konnte es kaum glauben, und es kam ihm vor, wie ein Traum.

Indessen ging der Wagen immer fort, und hielt endlich vor einem hübschen Landhause still, wo sie ausstiegen. Die Hofdame führte sie in das Haus, in einen schönen Saal, und hier überreichte sie der Frau von Varonne ein Papier, wobey sie sagte:

„Hier, Madame, gebe ich Ihnen ein königliches Dekret zu einem jährlichen Gnadengehalt der sie vor Nahrungssorgen hinlänglich schützen wird, und es steht Ihnen frey, die Hälfte davon einer andern Person anzuweisen, welcher sie wollen. Auch dies Haus, mit der Einrichtung ist ihr Eigenthum.“

Die Frau von Varonne fiel der fremden Dame zu Füßen, und ließ ihre Dankbarkeit gegen sie in Freudenthränen ausströmen. Diese aber hob sie auf, und lehnte ihre Danksagungen ab. Darauf wendete sie sich zu dem treuen Diener, und ließ sich mit ihm in eine Unterredung ein, um diesen vortrefflichen Mann noch näher kennen zu lernen. Sie lobte ihn wegen seiner

Treue und Wohlthätigkeit. Er aber lehnte bescheiden alles Lob von sich ab, und sagte, er hätte gar nichts besonderes gethan, sondern blos das, was er für seine Pflicht erkannt hätte.

Die fremde Dame gab hierauf der Frau von Varonne noch die Versicherung, daß sie das erste Quartal ihres Gehalts sogleich empfangen würde. Darauf nahm sie höflichen Abschied, und entfernte sich.

Nunmehr war die Traurigkeit der Frau von Varonne in Freude verkehret. Ihr Gnaden-Gehalt war hinlänglich, daß sie nun ihrem Stande gemäß, eingezogen zwar, aber ohne Sorgen leben konnte. Den guten Ambrosius behielt sie immer bey sich; er lebte in Ruhe, und genoß Alles, was sie hatte, eben so, als ob es sein eigen wäre. Und sie gab sich alle erdenkliche Mühe, ihm seine Tage froh und vergnügt zu machen, und dadurch seine Freundschaft und seine Wohlthaten zu vergelten.

Ambrosius war nun so heiter und vergnügt, wie nur selten vorher in seinem Leben. Fest und innig war sein Vertrauen und seine Liebe zu Gott, und nicht selten hörte man noch in seinem Alter mit zitternder Stimme sein Leibliedchen von ihm, womit er gewöhnlich die Erzählung über seines Lebens wunderbare Schicksale schloß.

Erweckt dir gleich das Leiden Pein,
So soll's dir doch nicht schädlich seyn.
Gott kann sein Kind nicht hassen;
Wer ihn nur liebt, sich ihm ergibt,
Den wird er nicht verlassen.

D'rum beth', und sieh auf deinen Gott
In aller deiner Angst und Noth!
Laß, wie er will, es gehen,
Sein Will' ist gut; behalte Muth,
Er wird dich einst erhöhen.

50.

Ein braver Kohlenbrenner und sein Weib.

Zu Gastein im Fürstenthume Salzburg lebte ein braver Kohlenbrenner, Namens Gottfried Schönefeld. Seine Frau, die eben so brav war, hieß Gertrud.

Einst saß er bey seinem Kohlenhaufen, indessen sein Weib in einen entfernten Wald gegangen war, um etwas mit dem Forstmeister abzureden. Indem er so da sitzet, höret er in den Hecken seinen Hund heftig bellen. Er steht auf, geht dem Schall nach, und trifft endlich seinen Hund an, sieht aber auch zugleich die Ursache, warum er so gebellt hatte. Denn es lagen da zwey kleine Kinder, die erst etliche Tage alt zu seyn schienen; es waren zwey schöne Knaben; das Hündlein stund bey ihnen, und beleckte sie. — Da Schönefeld sie sah, rief er voll Mitleid aus:

„Arme Geschöpfe! ein Hund ist mitleidiger gegen euch, als die, die euch das Leben gegeben hat. Die Unmenschliche! Sie scheute sich nicht vor Gottes allsehendem Auge zu sündigen, und verbindet nun mit der

Sünde das Verbrechen, euch verschmachten zu lassen! Das kann eine Mutter? —"

Und nun hob er die beiden Kinder auf, und ging wieder nach seinem Kohlenhaufen zurück. Jetzt kam sein Nachbar, der Kohlenbrenner Zinsacher zu ihm, und sagte:

„Was willst du mit diesen verlornen Findlingen machen? Das bringt dir den Fluch in's Haus."

„Ich habe den Fluch noch nie in meiner Hütte gehabt, Nachbar; weil ich gearbeitet, und gethan habe, was Recht ist. — Aber du hast selbst schon sechs Kinder!"

„Das danke ich Gott; nun bekomme ich achte. — Die können auch mehr bethen und arbeiten."

„Wär ich wie du, ich brächte sie dem Landrichter."

„Das glaube ich wohl; ich aber thue es nicht. Es sind der Waisen schon genug im Waisenhaus, fast mehr, als des Ungeziefers, das sie auffrißt."

„So schicke sie dem gnädigen Erzbischof; der hat keine Kinder."

„Gott hat sie mir geschickt, er wird sie auch ernähren. Ich will sie auferziehen, will dafür Sonntags kein Fleisch essen, und alle Vierteljahre einen Kohlhaufen mehr brennen."

Unter diesen Reden kam seine Frau. Sie war durstig und müde, und sagte zu ihrem Mann:

„Gib mir ein Labsal, Friedel! ich habe lange gedürstet."

„Hier hast du zwey für eines, liebe Trudel!" Mit diesen Worten legte er ihr die beyden Kinder in den Schoos.

Voll Verwunderung sah sie dieselben an und sagte: „Wem sind die Kinder?“

„Sie sind dein!“

»Ich habe der Kinder genug, Gott sey's gedankt; mag keine mehr.«

»Soll ich sie wieder hinlegen, wo sie der Spitz gefunden hat, Trudel! daß sie die Adler oder die Füchse freßen?«

»Also hast du sie gefunden? So stehe Gott eurer Mutter bey, ihr Armen!«

So sprach das brave Weib, küßte sie, und drückte sie an ihr Herz; endlich fuhr sie fort:

»Nein, ihr sollt doch eine Mutter haben. Ich will sie seyn; der da ist euer Pflegevater, und Gott im Himmel wird euer rechter Vater seyn und bleiben.“

„Hab auch so gedacht! — sagte der Mann, und holte einen Topf mit Milch herbey. G e r t r u d machte den Kindern kleine Beutelchen von Leinwand, um sie mit Milch zu laben, ehe sie noch daran dachte, ihren eigenen Durst zu stillen.«

Den andern Tag beförderten sie die Kinder zur heiligen Taufe, und die beyden Eheleute vertraten selbst die Gevatterstelle. Darauf erzogen sie dieselben eben so sorgfältig, und hielten sie eben so gut, wie ihre eignen Kinder.

Freylich machten die beyden Knaben der braven G e r t r u d viele Unruhen und manche schlaflose Nacht, und dem redlichen S c h ö n e f e l d mehr Arbeit. Aber keines von ihnen klagte, sondern sie pflegten zu sagen:

„Wenn wir einst alt werden, so werden sie uns wieder pflegen.“

Und ihre Hoffnung hat sie nicht betrogen. Denn da ihre eigenen Söhne sich als Scharfschützen in Kriegsdiensten ihres Landesherrn befanden, so haben diese beyden gefundenen Söhne die guten Alten in ihren Arbeiten redlich unterstützt, und ihnen im Alter Verpflegung und ruhige Tage verschafft.

Die beyden braven Eheleute fanden also schon hier den Lohn ihrer Barmherzigkeit. Aber den herrlichsten Lohn werden sie an jenem großen Tage der Vergeltung einärnten, wenn der Richter der Menschen ihnen zurufen wird:

„Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Und:

Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Matth. 18, 5. 25. 40.“

51.

Thue recht und vertraue auf Gott.

Ein ehrlicher Handwerksmann war durch Krankheiten und Theurung ganz verarmt, und die Noth war bey ihm schon etlichemal so groß gewesen, daß er mitleidige Nebenmenschen hatte um Hilfe ansprechen müssen.

Einst als er sich auch in einer großen Noth befand, und keinen Bissen Brod für sich und seine Kinder hatte, ging er mit schwerem Herzen, um bey einem Menschenfreund, dessen Wohlthätigkeit ihm bekannt war,

Hilfe zu suchen. Er fand denselben aber nicht zu Hause, und hörte, daß er sich eben auf dem Felde, ziemlich weit von der Stadt befände. Seine Noth war groß und verstattete keinen langen Aufschub; er sehnte sich nach Hilfe, und ging also zur Stadt hinaus, um den Wohlthäter aufzusuchen.

Sein Herz war von Nahrungssorgen beschwert; er that in seinem Kummer manchen heißen Seufzer zu Gott, dem allgemeinen Vater der Menschen, daß er ihm und seinen Kindern Brod geben möchte. Sein Weg ging vor einer Kirche vorbey, welche gerade offen war, er trat in dieselbe, wiederholte jenen Seufzer aus der Tiefe seiner bekümmerten Seele, und wurde dadurch in seinem Vertrauen auf Gottes Hilfe von neuem gestärkt. Er glaubte nun gewiß, daß es dem Allmächtigen ein Leichtes wäre, seine Bitte zu erfüllen.

In diesem Vertrauen setzte er seinen Gang fort. Sein Weg ging über eine Landstraße. Ein Postwagen fuhr sehr geschwind bey ihm vorbey; und als er schon weit entfernt war, sah er etwas von demselben herunter fallen. Er ging hinzu, hob es auf, und fand bald an dem Gewichte, daß es ein Paket mit Geld war. Der Postwagen war indessen schon so weit weg, daß es ihm nicht möglich war, denselben einzuholen, und den Reisenden das Verlorne wieder einzuhändigen. Er mußte also darauf bedacht seyn, seinen Fund einstweilen in Sicherheit zu bringen.

Das Paket war aber so groß und schwer, daß er es nicht wohl auf einmal nach Hause tragen konnte. Deßwegen trug er es von der Straße seitwärts an einen verborgenen Ort, machte es auf, und fand, daß das Geld in verschiedene Beutel vertheilt war. Er

verscharrte also die Hälfte in die Erde, die andere Hälfte trug er in die Stadt in seine Wohnung; darauf ging er nochmals hinaus, und holte auch das übrige.

Nun hatte er einen großen Schatz in seinem Hause, von welchem Niemand etwas wußte. Mancher Andere würde gedacht haben: Nun bin ich reich genug! — Aber dieser ehrliche Mann dachte nicht so. Denn es war ja nicht sein, was er gefunden hatte; er war schuldig das verlorne Geld dem Eigenthümer wieder zu geben. So dachte er; und ob er gleich keinen Bissen Brod im Hause hatte, so griff er doch den gefundenen Schatz nicht an, sondern das Geld wurde versiegelt auf dem Rathhause niedergelegt, daß es liegen bleiben sollte, bis der Eigenthümer sich melden würde.

Nach einigen Tagen wurde in der Zeitung bekannt gemacht, daß ein durchreisender Kaufmann ein Paket mit zwölfhundert Thalern verloren hätte, davon er demjenigen, der es ihm liefern würde, eine Belohnung von hundert Thalern versprach. Man meldete ihm den Ort, wo sein Geld wäre; er kam, empfieng es, zählte nach, und es fehlte nicht ein Heller daran. Er bewunderte die Redlichkeit des armen Mannes, und gab ihm mit Freuden die versprochene Belohnung von hundert Thalern.

Dieses Geschenk konnte der ehrliche Mann mit gutem Gewissen annehmen. Er weinte Thränen des Dankes und der Freude, als er diesen kleinen Schatz empfieng; denn so viel Geld hatte er noch nie beysammen gehabt. Nun sah er auf einmal ein Ende seiner Noth; er brauchte mit seinen Kindern nicht mehr zu

hungern, und hatte so viel Geld vorräthig, daß er hoffen konnte, bey Fleiß und Sparsamkeit auch in Zukunft stets seinen Unterhalt zu finden. Er war in seinem Vertrauen auf Gottes Fürsorge neu gestärkt, und rühmte es bey Jedermann, wie wunderbar Gott seiner Noth und seinem Kummer ein Ende gemacht habe. Er führte nun mit seiner Familie ein stilles arbeitsames Leben und kam nie wieder in solche Noth, daß er hätte fragen müssen: »woher nehmen wir Brod!«

Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das Alles bedürfet. Matth. 6, 31. 32.

52.

Gott lebt, wie sollt' ich traurig seyn?

Ein ehrlicher Bürger war durch allerhand Unglücksfälle ganz zurück gekommen. Harter Mangel und Nahrungssorgen drückten ihn, und wurden ihm um so schwerer, da er sich vorher in glücklicheren Umständen befunden hatte. Und weil er auch noch keine Hoffnung vor sich sah, seine Umstände zu verbessern, so verfiel er in eine tiefe Schwermuth. Sein Weib war seinetwegen sehr in Sorgen. Schon lange hatte sie alle Mittel angewendet, ihn aufzumuntern und zu trösten; schon oft hatte sie ihn an die Güte und Fürsorge Gottes erinnert, und ihn ermahnet, auf Gott zu vertrauen. Aber sie hatte nicht viel damit ausgerichtet.

Endlich besann sie sich auf ein neues Mittel, sein Herz zu rühren, und im Vertrauen auf Gott zu stärken. Sie stellte sich eines Morgens sehr betrübt; der Mann fragte nach der Ursache, aber sie seufzete und schwieg. Dadurch ward der Mann nur noch neugieriger, und gab sich viele Mühe, die Ursache ihrer Traurigkeit zu erfahren. Endlich sagte sie mit traurigen Ton, es hätte ihr geträumt, unser Herr Gott wäre gestorben, und die heiligen Engel wären mit zur Leiche gegangen.

Seit langer Zeit hatte der Mann nicht mehr gelächelt; aber jetzt konnte er sichs nicht enthalten. Er gab sogar der Frau einen kleinen Verweis, daß sie sich über einen solchen Traum bekümmern könnte, und fragte sie, ob sie denn nicht wüßte, daß Gott unsterblich wäre?

»Wie? — sagte sie — ist Gott unsterblich?«

»Ey freylich!« antwortete der Mann, »wer wird daran zweifeln?«

„Nun — sagte das Weib — wenn du das weißt, »daß Gott unsterblich ist, warum verläßt du dich nicht »auf den, der nie stirbt — der unsere Haare zählet — »der uns bisher glücklich ausgeholfen hat?«

Der Mann gieng in sich, ward von der Zeit an ruhiger, arbeitete und trauete auf Gott, der ihn auch nicht verließ.

Befehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen. Ps. 27, 5.

53.

Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe.

Ein alter Mann, Namens Frühling, der nicht mehr recht sah und hörte, und zitterte, wohnte bey seinem Sohn im Hause. Wenn sie aßen, so verschüttete er bisweilen etwas, und da eckelte es dann seinem Sohn und dessen Frau. Deßwegen setzten sie ihn endlich in eine Ecke hinter den Ofen, und gaben ihm dann etwas in einem irdenen Schüsselchen, und noch dazu nicht einmal satt. Er sah dann so betrübt nach dem Tisch, und seine Augen waren naß.

Endlich zerbrach er einmal sein Schüsselchen, worüber die junge Frau sehr mit ihm zankte; er sagte aber nichts, sondern seufzete nur. Da kauften sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller; daraus mußte er den andern Mittag essen.

Wie sie nun so da saßen und aßen, schleppte ihr kleiner Knabe von vierthalb Jahren auf der Erde kleine Bretchen zusammen. Sein Vater fragte ihn, was er machen wollte, und der Kleine antwortete:

»Ich mache einen Trog, daraus sollen Vater und »Mutter essen, wenn ich groß bin.«

Wie seine Eltern diese Worte hörten, da überlegten sie erst, daß es ihnen im Alter eben so ergehen könnte, wie sie dem Alten thaten. Sie sahen sich eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten alsbald den alten Großvater an den Tisch, und ließen ihn mitessen.

Wie schändlich ist es, wenn Kinder ihre Eltern, die sie so treulich auferzogen, im Alter darben und verschmachten lassen, und sie nicht ordentlich verpflegen.

Was kannst du ihnen dafür thun, das sie an dir gethan haben? Sir. 7, 30.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hauber, Johann Michael, 1778-1843

Sittenschule zur Erziehung für Gott und Vaterland mit einem Kupfer

München 1822

Paed.pr. 1693-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760059-1